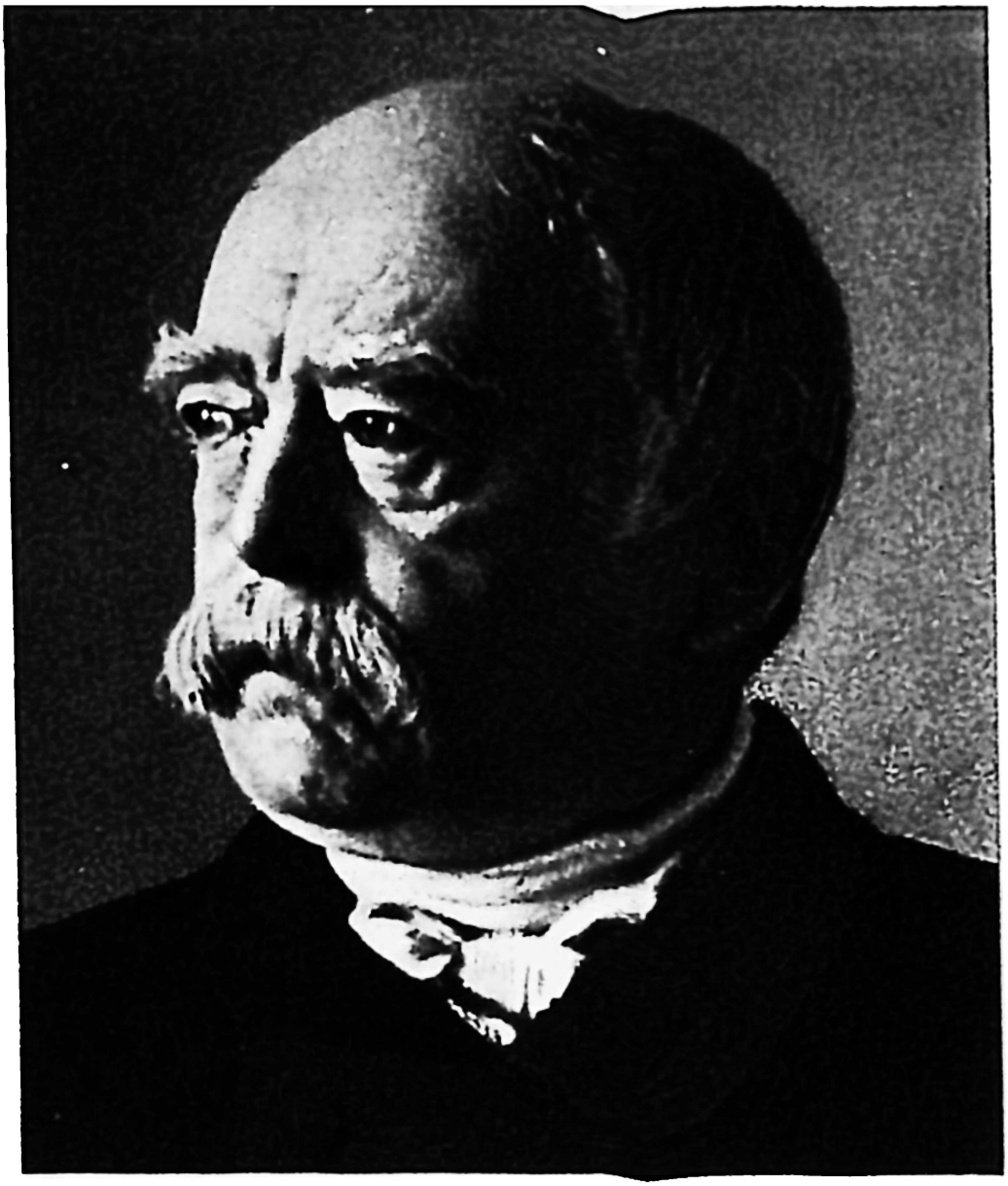
Der Kanzler

Bismarck

Briefe
Reden
Erinnerungen
Berichte
und
Anekdoten

Wilhelm Langewiesche Brandt



Bismarck

Nach einer Original-Aufnahme des Königl. Hofphotographen E. Bieber, Hamburg

Der Kanzler

Otto von Bismarck in seinen Briefen, Reden und Erinnerungen, sowie in Berichten und Anekdoten seiner Zeit.

Mit geschichtlichen Verbindungen von Tim Klein

Wilhelm Langewiesche-Brandt
Ebenhausen bei München 1915

Ewiger Bund

https://www.ewigerbund.org

Vaterländischer Hilfsdienst

https://www.hilfsdienst.net/

Ein riesenhafter Schmied am Amboß stand
und hob den Hammer mit berußter Hand.

Zum ersten schlug er nieder, daß es scholl
ringsum im finstern Forst geheimnisvoll,

und rief: „Mach, erster Streich, den Teufel fest,
daß ihn die Hölle nicht entfahren läßt!"

Den Hammer er zum andern Male hob,
den Amboß schlug er, daß es Funken stob,

und schrie: „Triff du den Reichsfeind, zweiter Schlag,
daß ihn der Fuß nicht fürder tragen mag!"

Den Hammer hob er noch zum drittenmal,
der niederfuhr wie blanker Wetterstrahl,

und lachte: „Schmiede, dritter, du die Treu
und unsre alte Kaiserkrone neu!"

Conrad Ferdinand Meyer

Es ſteht in Gottes Händen, daß es einem Regenten gerate, derſelbe gibt ihm einen löblichen Kanzler.

Sirach 10, 5.

Die Vorfahren.

Otto von Bismarck stammt aus einem alten niederdeutschen Geschlechte. Dies Geschlecht hat seine Wurzeln in dem kräftigsten politischen Boden des Mittelalters, in dem deutschen Stadtstaate. Es wuchs aber bald hinüber in den rittermäßigen Adel. Dem größten Sohne des Geschlechtes gingen keine weitwirkenden Ahnherren voraus; es sind märkische Edelleute, gerad, tapfer, derb, fromm, gelegentlich wild und heißblütig. Da blitzt einmal eine jähe Gewalttat auf, und ein Bismarck wird wegen Totschlags landflüchtig. Dort hören wir von einem prachtvollen Haudegen, einem wilden Jäger und Zecher: die Kunde von seinen Streichen ergötzte noch den jungen Otto von Bismarck.

Die Bismarck kamen aus dem altmärkischen Städtchen Bismark (d. i. Bischofsmark) nach Stendal in der Altmark. In ihrem Wappen trugen sie ein dreiblättriges Kleeblatt mit drei Eichenblättern. Zu Stendal in der Altmark begegnet uns zuerst ums Jahr 1270 ein namhafter Vorfahr, der Aldermann der patrizischen Kaufmanns- und Tuchmachergilde, Herbord Bismarck. Klaus von Bismarck († 1375) geriet mit dem Klerus in Streit und wurde mit dem Kirchenbann belegt. Als in Stendal die demokratischen Zünfte siegten, verließen die Bismarck die Stadt und zogen als Lehensleute des Wittelsbacher Markgrafen Ludwig auf das Schloß Burgstall, eine Grenzfeste auf der Letzlinger Heide, zwischen der Altmark und dem Erzstift Magdeburg. Die Enkel huldigten dem Markgrafen aus dem Hause Hohenzollern. Der Kurfürst Hans Georg zwang 1582 die Familie, ihm das Schloß Burgstall mit seinen reichen Jagdgründen gegen Schönhausen und Fischbeck rechts der Elbe abzutreten. Noch nach dreihundert Jahren gedenkt Otto von Bismarck der seinem Hause widerfahrenen Unbill. Schönhausen war von nun an der Sitz des Geschlechts. Die Bismarck blieben zwar der linkselbischen altmärkischen Ritterschaft zugehörig, verbanden sich aber mit dem Adel rechts der Elbe: mit den Katte, Alvensleben, Schulenburg, Asseburg, Arnim, Bredow, Moellendorf, Kottwitz und anderen.

Von 1626 an fuhr der Dreißigjährige Krieg verheerend über die Mark. Valentin Busso von Bismarck zog 1642 mit den Schweden südwärts gegen Havelberg; er sah sein Schloß in Flammen aufgehen. Sein Bruder August stand 1631 bei den Schweden; er focht unter Gustav Adolf und Bernhard von Weimar. August von Bismarck baute 1652 mit seinem Bruder Ludolf Schönhausen wieder auf. Christoph Friedrich kämpfte bei Fehrbellin und starb 1704 als der erste preußische General seines Namens.

Der Neubegründer des Geschlechts zur Zeit König Friedrich Wilhelms I. war August II. (1666—1732). Unter ihm hob sich der Wohlstand des Hauses durch Arbeit und Erbschaft; in der Altmark und in Pommern wuchs ihm neuer Besitz zu.

Als Herrscher auf eigenem Grund und Boden lebten die Bismarck im Elb-Marschland, das durch Deiche gegen den Strom geschützt war. Die Türme von Stendal und Tangermünde grüßten nach Schönhausen herüber. Hier dehnt sich groß und einfach die Elblandschaft aus: Sand, Kiefern, auf den Höhenrändern der ernste Wald. Die Herren von Bismarck übten als patrimoniale Obrigkeit, welcher die Polizei, die Rechtsprechung, das Kirchenregiment zustand, im Verbande der Ritterschaft ein patriarchalisches Regiment. August von Bismarck baute 1700 das neue stattliche Schönhauser Schloß im strengen Prunke des Barock. Der Park war im Stil der Zeit angelegt: mit Wassergräben und Wasserbecken, Lindenalleen und Sandsteinfiguren. Derselbe Bismarck errichtete auch das lichtere, freiere Herrenhaus und erneuerte die Kirche, welche die Grabmäler des Geschlechts umschloß. Das Äußere des tatkräftigen Mannes ist durch einen mächtigen Kopf mit starken Zügen, kräftiger Nase, großen, hellen Augen ausgezeichnet; die Lockenperücke verstärkt den imposanten Eindruck. Dorothea von Katte gebar ihm neun Kinder. Es bestanden nun vier Linien: eine links der Elbe, zwei Schönhauser, eine in Pommern. Augusts Söhne wurden Soldaten. Er selbst war altmärkischer Landrat und trat mit der Ritterschaft für die Selbständigkeit des altmärkischen Adels gegen den König ein, insbesondere gegen die Umwandlung der Lehen in Allode, gegen die Einführung einer jährlichen Steuer an die Königliche Kasse, gegen unverschuldete Herabsetzung eines freien Ritterstandes „in einen contribuablen und so miserablen Etat". Friedrich Wilhelm I. grollte diesem Adel. In der „Instruckcion für seine Nachfolger" beschreibt er ihn folgendermaßen: „Die altemärkische Vasallen sein schlimme ungehorsame leutte", widerwillig, leichtfertig; „mein lieber Successor mus sie den Daum auf die augen halden und mit Ihnen

nicht guht umbgehen"; parieren ihre Landräte nicht Order, so kassiere er sie: sie haben kein Kondominat (Mitregiment) zu fordern. Der König nennt insbesondere die Schulenburg, Knesebeck, Alvensleben und Bismarck.

Friedrich der Große machte mit den Ständen Frieden. Er bedurfte der Ritterschaft zu seinen Kriegen. Auf den Schlachtfeldern des großen Königs vollendete sich die Herausbildung des preußischen Schwertadels. Der Landadel vergoß sein Blut in Strömen für die Krone Preußen. Die Bismarck stellten dem König meist Offiziere, unter ihnen den „wilden Bismarck", der 1742 an der Spitze seiner Ansbach-Baireuthischen Dragoner bei Czaslau fiel. Bismarcks Großvater, Karl Alexander (1727—1797) kämpfte bei Prag, Kolin, Leuthen, Hochkirch und nahm Wunden halber den Abschied. Ihm scheint der Enkel in Auge, Wange und Kinn zu gleichen. Seine Söhne machten 1787 den Krieg in Holland, 1792—1795 den gegen Frankreich mit. In keinem der Söhne prägte sich der Charakter des Landedelmanns stärker aus als in Bismarcks Vater Karl Wilhelm Ferdinand (1771—1845). Am 13. November 1783, also im Alter von zwölf Jahren, trat der Knabe schon in die Armee ein. Als Dreiundzwanzigjähriger nahm er seinen Abschied mit der Ungnade des Königs: er sei aus Familienrücksichten zurückgetreten und habe nicht lange genug gedient. Erst später verlieh ihm der König die Armeeuniform und den Rittmeisterrang. Ferdinands älterer Bruder wurde Generalleutnant. Otto von Bismarcks Vater übernahm Schönhausen. Den Winter pflegte er in Berlin zuzubringen. Im Sommer 1806, vor dem Zusammenbruch des preußischen Staates, führte er im Alter von fünfunddreißig Jahren die siebzehnjährige Wilhelmine Mencken heim.

Aus dieser Verbindung des landadeligen Geschlechts mit einem Geschlecht von bürgerlichen Gelehrten ging Otto von Bismarck hervor. Die Mencken stammten aus Oldenburg. Aus dem Kaufmannsstand gingen sie in den der Gelehrten über und gelangten als Juristen zu hohem Ansehen. Der Großvater Ottos von Bismarck, Anastasius Ludwig Mencken, wurde 1752 als Sohn des Hauptes der Juristenfakultät in Helmstedt geboren. Er ging 1775 nach Berlin, um sein Fortkommen in einer weiteren und höheren Laufbahn als in der des Gelehrten zu suchen und wurde Diplomat. Er war ein witziger, munterer, gewandter Mann, des Französischen wohl kundig. 1782 berief ihn der große König in sein Kabinett: „Aber sei er ehrlich! ja ehrlich!" Schon damals war Mencken kränklich. Er machte 1792 als Geh. Kriegsrat den Krieg gegen Frank-

reich mit. Von 1792 an lebte er in halber Ungnade fern von Geschäften. Friedrich Wilhelm III. zog ihn 1798 wieder ins Vertrauen, und Mencken stand bis 1800 an der Spitze des Kabinetts. Der Freiherr vom Stein, ein Gegner des Kabinettsrats, urteilte von ihm, er sei dem König aufrichtig ergeben, gebildet, feinfühlig, wohlwollend, von edler Gesinnung, von liberalen und menschenfreundlichen Grundsätzen, aber seinem Wesen fehle die Kraft. Anastasius Ludwig Mencken starb 1801 an der Halsschwindsucht. Seine Tochter, Otto von Bismarcks Mutter, Wilhelmine Luise, „Minchen Mencke", war bei seinem Tode zwölf Jahre alt. Sie fühlte sich lebenslang als das Kind des hohen Beamten und hatte viel von ihres Vaters Eigenschaften und Anschauungen.

Beide Familien, denen Otto von Bismarck entstammt, sind niederdeutschen Ursprungs; sie gehören beide dem Staate Preußen an: Offiziersadel und Beamtentum waren die beiden Hauptstützen der Krone. Die Bismarck von 1800 waren hochgewachsen, eisenfest, ganz adelig-ländlich und militärisch — die Mencken mittelgroß, kränklich, bürgerlich, ganz städtisch und literarisch.

Die Kindheit.

Am 2. April 1815 machte Ferdinand von Bismarck von der am 1. April erfolgten Geburt seines vierten Kindes öffentliche Anzeige; es war gerade der Tag, an dem Napoleon sein Gegenmanifest gegen die Verbündeten erließ. In der Taufe erhielt der Knabe die Namen: Otto Eduard Leopold. Von den drei vor Otto geborenen Geschwistern war nur noch der fünf Jahre ältere Bernhard am Leben. Ein später geborener Bruder erstickte an einer Bohne; die Schwester Malwine kam 1827 zur Welt. Ein Jahr nach Ottos Geburt siedelten die Eltern auf die pommerschen Güter (Jarchelin, Külz und Kniephof) über und nahmen in Kniephof bei Naugard ihren Sitz. Das schlichte Gutshaus, der alte Park, die anmutige, leichtgewellte pommersche Landschaft, das ländliche Idyll einfacher Freuden und Geselligkeit waren das Kindheitsparadies des Knaben und die Heimstätte des werdenden Mannes, nach der sich noch der alte Held auf der Höhe des Ruhms zurückgesehnt hat. „Am wohlsten ist mir in Schmierstiefeln, weit weg von der Zivilisation", oder „am besten ist

mir da zumute, wo man nur den Specht hört". Und mit Cromwell hätte Bismarck ausrufen können: „Ich kann sagen, in Gegenwart Gottes, im Vergleich zu dem wir nur arme auf der Erde kriechende Ameisen sind — ich hätte viel lieber in meiner waldigen Gegend gelebt und eine Schafherde gehütet, als diese Regierung geführt." Die Tragödie Bismarcks, durch eigenen Beruf und Willen in einem Leben heroischer Kämpfe sich aufzureiben, und immer wieder davon hinwegzustreben in die tiefe Ruhe weltferner Abgeschiedenheit — sie bereitet sich schon im zarten Alter vor. Otto von Bismarck konnte es nie verwinden, daß der Ehrgeiz der Mutter ihn so früh in die Stadt trieb.

Die Bismarck auf Kniephof waren ein stattliches und doch ein ungleiches Paar. Der Vater war ein Landjunker von dem behaglichen, rüstigen, humorvollen Schlag; ein Pferdezüchter, Reiter und Jäger, ein starker Esser, eines guten Trunkes Freund, der seiner wachsenden Krankheit „mit um so stärkeren Weinen" zusetzte. Seinen Kindern war er in warmer Liebe zugetan. Die Mutter war eine begabte, rastlose, ehrgeizige Frau; oft leidend, oft scharf und kränkend in ihrem Urteil, konnte sie „die Heimat des Herzens", das „selbstverständliche Behagen" bei allem guten Willen den Ihrigen nicht schaffen. Ganz der Mutter gehören Bismarcks künstlerhaft reizbare Nerven an. Auch die schneidende Schärfe des Verstandes weist auf ein Erbteil von der Mutterseite. Im ganzen fühlte Otto von Bismarck mehr bismarckisch als menckisch: in seiner derben Lebenslust, in seinem Tatendrang, der bis zum tollen Übermut ging, in seinem ländlichen Herrentum.

Aus dem Munde der nächsten Angehörigen vernahm der Knabe von der Schmach und Erhebung Preußens. Wenige Monate nach der Eheschließung Ferdinands von Bismarck mit Wilhelmine Mencken hatte die Altmark das flüchtende preußische Heer, den König, Napoleon gesehen. Ende Oktober hatten französische Soldaten Schloß und Dorf Schönhausen überfallen, geplündert und die schöne junge Schloßherrin bedroht. Herrschaft, Pfarrer und Bauern hatten wie im Dreißigjährigen Krieg eine angstvolle und stürmische Herbstnacht im Walde zugebracht. Im Jahre 1809 war Schill durch Tangermünde gezogen. Bismarcks Vater hatte den verwundeten Major von Lützow bei sich verborgen und ihm weitergeholfen. Vom Anteil seines Hauses an den Befreiungskriegen sagt Otto von Bismarck selbst: „Sieben meiner Familie nahmen teil am Kriege, wovon drei auf dem Schlachtfelde blieben, vier mit dem Eisernen Kreuz in die Heimat zurückkehrten." Der Oheim Leopold war bei Möckern an der Spitze seiner Husaren ge-

fallen. Ihm vor allen soll Bismarck geglichen haben „wie eine Erbse der andern".

Die Mutter drängte die Kinder früh zum Lernen und hatte große Dinge mit ihnen vor. Noch nicht sechsjährig, wurde Otto in die Erziehungsanstalt des Theologen Plamann nach Berlin geschickt. Dort verweilte er vom Januar 1822 bis zum Herbst 1827. Plamann hatte 1805 sein Pädagogium nach Pestalozzis Muster gegründet und nach den Grundsätzen des Turnvaters Jahn weitergebildet. Eine straffe Tagesordnung hielt von 6½ Uhr morgens bis 9½ Uhr abends die Zöglinge in Tätigkeit. Otto von Bismarck war ungern in dem „Zuchthaus". Er litt an Heimweh, an „der Vereinsamung des Herzens". Im September 1827 trat Otto in das Friedrich-Wilhelm-Gymnasium über und lebte mit dem Bruder in der eigenen Berliner Wohnung der Eltern; im Winter mit diesen zusammen, im Sommer allein mit Hofmeistern und der treuen Trine Neumann aus Schönhausen. Die Ferien wurden in Kniephof zugebracht. Von 1827 bis 1830 absolvierte er Tertia und Sekunda des Gymnasiums. Ostern 1830 trat er ins Gymnasium zum Grauen Kloster über; Bernhard war seit 1829 Student. Otto kam zu dem trefflichen Professor Bonnell in Pension. Seine Zensuren waren genügend; als der fünfzehnte von achtzehn ging er in Prima. Besonderen Schülerehrgeiz hat er nicht besessen. Man kann auch nicht sagen, daß er mit anderer als der durchschnittlichen Bildung des damals allerdings hochstehenden neuhumanistischen Gymnasiums die Schule verließ. Ein starker Leser ist Bismarck immer gewesen. Kein allgemeines Persönlichkeitsideal, auch nicht das des klassischen Humanismus, hat es ihm angetan. Er suchte nicht andere, er suchte sich selbst. Der Kampf um die eigene Persönlichkeit: dies ist das oft seltsame und widerspruchsvolle, oft ergreifende Bild des jungen Bismarck. Schleiermacher hat den Vierzehnjährigen konfirmiert; eine Macht in seinem Leben ist diese religiöse Persönlichkeit nicht geworden. Bismarck hat später auch nicht gelten lassen, daß man aus seiner Jugend ein frühes Heldenleben gemacht hat. „Ich war ein Junge wie andere Jungen." Der junge Kavalier regte sich bald in ihm. Er stürzte mehrere Male vom Pferde, einmal schwer. Er trotzte der Cholera und stieg in Kniephof in die Hütte eines von der Seuche Ergriffenen ein. Briefe aus jener Zeit lassen schon die Frische und Originalität, die Farbe und die Plastik des unvergleichlichen Briefschreibers ahnen. Ostern 1832 bestand Bismarck die Reifeprüfung. „Wir entlassen", heißt es in seinem Abgangszeugnis, „diesen befähigten und wohlvorbereiteten Jüngling mit unseren besten Segenswünschen und der Hoff-

nung, daß er mit erneutem Eifer an seiner ferneren wissenschaftlichen Ausbildung arbeiten werde." Diese Hoffnung seiner wohlmeinenden Lehrer erfüllte Bismarck nicht. 1832, im Todesjahre Goethes, bezog Otto von Bismarck die Universität Göttingen.

Die Geburtsanzeige.

Vossische Zeitung, Nr. 45, 11. April 1815.

Die gestern erfolgte glückliche Entbindung meiner Frau von einem gesunden Sohne, verfehle ich nicht allen Verwandten und Freunden, unter Verbittung des Glückwunsches, bekannt zu machen.

Schönhausen, den 2. April 1815.

Ferdinand von Bismarck.

Kindheitserinnerungen Bismarcks.

In Versailles während des Krieges 1870/71 bei Tisch von Bismarck selbst erzählt.

Als ich noch ganz klein war, da wurde einmal bei uns ein Ball oder so was der Art gegeben, und als sich die Gesellschaft zum Essen setzte, suchte ich mir auch einen Platz und fand ihn in irgendeiner Ecke, wo mehrere Herren saßen. Die wunderten sich über den kleinen Gast, drückten sich aber dabei französisch aus, wer das Kind wohl sein möchte? C'est peut-être un fils de la maison ou une fille. Da sagte ich ganz dreist: C'est un fils, Monsieur, was sie nicht wenig in Erstaunen setzte.

*

Dann erinnere ich mich noch, daß ich einmal fortlief, weil mein Bruder mich schlecht behandelt hatte. Ich kam bis auf die Linden, da fingen sie mich wieder ein. Ich hatte eigentlich Strafe bekommen sollen, es wurde aber Fürsprache für mich eingelegt.

*

Nach Kinderart hatte ich die Leidenschaft, alles, was mir eßbar dünkte, zu kosten. Die Mutter nahm mich dann scharf ins Verhör. „Otto, was hast du gegessen? Du riechst nach Medizin!" rief die Mutter ernst. Ich besann mich eine Weile, dann sagte ich ruhig: „In des Vaters Stube stand am Fenster eine Flasche Medizin, die nahm ich in den Mund, ich habe aber nicht davon getrunken, weil sie sehr stankte."

Schon als Knabe habe ich Wilhelm Tell nicht leiden können, und zwar erstens, weil er auf seinen Sohn geschossen, dann, weil er Geßler auf meuchlerische Weise getötet hat. Natürlicher und nobler wäre es nach meinen Begriffen gewesen, wenn er, statt auf den Jungen abzudrücken — den doch der beste Schütze statt des Apfels treffen konnte — wenn er da lieber gleich den Landvogt erschossen hätte. Das wäre gerechter Zorn über eine grausame Zumutung gewesen. Das Verstecken und Auflauern gefällt mir nicht, das paßt nicht für Helden — nicht einmal für Franktireurs.

Busch, Tagebuchblätter.

*

Bismarck erzählt: Die Plamannsche Anstalt lag so, daß man auf einer Seite ins freie Feld hinaussehen konnte. Am Südwestende der Wilhelmstraße hörte damals die Stadt auf. Wenn ich aus dem Fenster ein Gespann Ochsen die Ackerfurche ziehen sah, mußte ich immer weinen vor Sehnsucht nach Kniephof. In der ganzen Anstalt herrschte rücksichtslose Strenge. Einmal war im Nachbarhause jemand gestorben. Ich hatte noch nie einen Toten gesehen und kletterte durch ein Fenster, um die Leiche genau zu betrachten. Dafür wurde ich hart bestraft. Mit der Turnerei und Jahnschen Reminiszenzen trieb man ein gespreiztes Wesen, das mich anwiderte. Kurz, meine Erinnerungen an diese Zeit sind sehr unerfreulich. Erst später, als ich aufs Gymnasium und in eine Privatpension kam, fand ich meine Lage erträglich.

Keudell, Fürst und Fürstin Bismarck.

Otto von Bismarck an seine Mutter.

Berlin, 27. April 1822.

Liebe Mutter! Ich bin hier [bei Plamann] glücklich angekommen; es sind die Zensuren ausgefüllt, und ich hoffe, daß Du Dich freuen wirst. Es sind kürzlich neue Springer angekommen, die sehr schöne Kunststücke zu Pferde und zu Fuß machen können. Grüße alle vielmals und bleibe so gesund, wie wir Dich verlassen haben. Ich bin Dein Dich liebender Sohn Otto.

Mards, Bismarck.

Trine Neumann.

Tischgespräch in Putbus auf Rügen, Ende Oktober 1866.

Als mein Bruder und ich auf das Gymnasium kamen, wurde Trine Neumann uns als Haushof-, Küchen-, Keller- und Sittenmeisterin von Hause mitgegeben. Sie hatte uns Jungen herzlich lieb und tat alles, was sie uns an den Augen absehen konnte. So machte sie uns zu Abend fast immer unser Leibgericht: Eierkuchen! Wenn wir gegen Abend ausgingen, ermahnte Trine Neumann uns regelmäßig: „Bliewt hüt nich so lang ut, dat min Kauken nich afbacken!" Und regelmäßig, wenn wir endlich nach Hause kamen, hörten wir die gute Trine schon von weitem wie einen Rohrsperling schimpfen: „Dunnerwetter, Jungens, ut Juch wat in'n Leben nix Vernünftigs — die Kauken sünd all wedder afbackt!" ... Als wir ihrer milden Zucht und ihren Eierkuchen entwuchsen, ging sie nach Schönhausen zurück, dort liegt sie nun schon längst unter dem grünen Rasen! Gute Trine Neumann, wie würdest du dich gefreut haben, wenn du noch erlebt hättest, daß aus deinem tollen Otto mit der Zeit doch noch etwas leidlich „Vernünftiges" geworden ist!

Schuldirektor Bonnell über Otto von Bismarck.

Meine Aufmerksamkeit zog Bismarck schon am Tage seiner Einführung [ins Fr.-W.-Gymnasium an Ostern 1827] auf sich. Otto von Bismarck saß, wie ich mich noch deutlich erinnere und später auch öfter erzählt habe, mit sichtlicher Spannung, klarem, freundlichem Knabengesicht und hell leuchtenden Augen, frisch und munter unter seinen Kameraden, so daß ich bei mir dachte: Das ist ja ein nettes Jungchen, den will ich besonders ins Auge fassen! Er wurde zuerst mein Schüler im Lateinischen, als er nach Obertertia kam. Michaelis 1829 wurde ich ans Berlinische Gymnasium zum Grauen Kloster versetzt, an das auch Bismarck im folgenden Jahre überging. Ostern 1831 kam er als Pensionär in mein Haus [Königsgraben Nr. 4], wo er sich freundlich und anspruchslos in meiner einfachen Häuslichkeit, die sich damals auf meine Frau und meinen einjährigen Sohn beschränkte, und durchaus zutraulich bewegte. Er zeigte sich in jeder Beziehung liebenswürdig. Er ging des Abends fast niemals aus; wenn ich zu dieser Zeit zuweilen nicht zu Hause war, so unterhielt er sich freundlich und harmlos plaudernd mit meiner Frau und verriet eine starke Neigung zu gemütlicher Häuslichkeit. Er hatte unser ganzes Herz gewonnen.

Heseliel, Das Buch vom Grafen Bismarck.

Der Vater Bismarck an seine Söhne.

1828.

Mit Eure Zeugnisse brüste ich mich noch immer, gestern waren Bülos, Bekendorf und Blankenburgs hier, wo ich sie zeigte und meine recht innige Freude hatte, wie sie Euch rühmten, schon im voraus freue ich mich auf die, so Ihr auf Johanny schicken werdet, und bin von Eurer Liebe überzeugt, daß Ihr unsere Hoffnungen gewiß erfüllen werdet. Ich bin also berechtigt, No. I entgegen zu sehen.

Marcks, Bismarck.

Otto von Bismarck an seinen Bruder Bernhard, stud. jur. in Berlin.

Kniephof, 25. [30.] Juli 1829.

Lieber Bernhard, Ich gratuliere Dir noch nachträglich zu Deinem Geburtstage. Ich habe am Sonnabend Deinen Brief angefangen, und heute am Mittwoch fahre ich erst damit fort. Am Sonntag nämlich konnte ich doch unmöglich schreiben, zumal, da gegen Mittag Blankenburgs kamen. Mit ihnen bin ich am Abend nach Zimmerhausen gereist, von wo ich erst gestern wiedergekommen bin. Am Sonntag kam der Kronprinz [nachmals König Friedrich Wilhelm IV.] durch Naugard und Vater ist dort gewesen. Dienstag war hier große Gesellschaft. Se. Exzellenz der Sack [Oberpräsident], der Bankmann Rummschüttel (der nichts tat als Wein kosten), Obrist Eisenhart usw. waren hier. Malwinchen [die zweijährige Schwester] sieht jetzt ganz persönlich aus und spricht deutsch und französisch, wie es ihr einfällt. Sie kennt Dich auch noch und sagt immer: „Bu Bennat auch tommen." Sie freute sich recht, als ich ankam. In der Brennerei wird hier sehr viel gebaut, auch wird ein neues Haus mit Kellern angesetzt, der sonstige Pferdestall wird zur Wohnung eingerichtet, die Tagelöhnerhäuser sollen nach der Schäferei hinaus, und wo sie jetzt stehen, bekommt Karl [Gutsbeamter] ein Haus. Ich habe schon ganz schrecklich viel gearbeitet! In Zimmerhausen habe ich eine Ente geschossen. Vater ist heute zu Mittag beim Obrist Eisenhart. Unsere kleinen Schweine, die eben zur Ader gelassen werden, schreien so entsetzlich, daß ich nicht mehr schreiben kann, auch muß ich noch einen Brief an Onkeln [Generalleutnant Fritz von Bismarck in Templin] fabrizieren; Du wirst Dich also wohl hiermit begnügen müssen. Lebe wohl, ich hoffe Dich gesund und fieberlos wieder zu sehen.

Dein Dich liebender Bruder.

Otto v. Bismarck.

Kniephof, 12. Juli 1830.

Ich lebe hier [während der Ferien] wie Gott in Frankreich ... Gestern bin ich leider mit Stiefeln, Sporen und Flinte ins Wasser gefallen. Blanka [die Stute] war nämlich so zuvorkommend, mich von hinten umzulaufen und mir so ganz unverhofft dieses angenehme Bad zu verschaffen ... Am Freitag sind drei hoffnungsvolle junge Leute, ein Brandstifter, ein Straßenräuber und ein Dieb, kurze Zeit vorher zwei gleichen Gelichters aus der Anstalt echappiert. Die ganze Gegend wimmelte von Patrouillen, Gendarmen und Landsturm, man war seines Lebens nicht sicher. Am Abend rückte die Kniephofer Reichsexekutionsarmee gegen die drei Ungeheuer aus, bestehend aus 25 Mann Landsturm, soviel es anging mit Schießgewehren, Flinten, Büchsen, Musketen, Pistolen, übrigens aber mit Forken und Sensen bewaffnet. Alle Übergangspunkte über die Zampel wurden besetzt. Unser Militär aber war erschrecklich in Furcht; wenn sich zwei Abteilungen begegneten, riefen sie einander an; aber vor Angst wagte niemand zu antworten, die einen liefen was sie konnten, die andern verkrochen sich hinter die Büsche.

Marcks, Bismarck.

Der Konfirmationsspruch.

Alles was ihr tut, das tut von Herzen, als dem Herrn und nicht den Menschen (Kolosser 3, 23).

Am Anfang des Jahres 1880 sagte Bismarck bei der Erneuerung seines Konfirmationsscheins zu dem Prediger Pank:

„Nicht wahr, ein besseres Wort konnte mir nicht gegeben werden? Es hat doch etwas auf sich, wenn man sich sagen muß: Fünfzig Jahre sind dahingegangen, seitdem du vor dem Konfirmationsaltar gestanden! Aber der Spruch soll mein Leitstern bleiben!"

In Versailles (1870) erzählte Bismarck bei Tisch:

„Noch weiß ich genau das Plätzchen in der Kirche, wo ich unter den Konfirmanden gesessen habe, und als dann aufgerufen wurde und ich vor den Altar treten sollte, pochte mir gewaltig das Herz."

Austritt aus der Schule.

Als normales Product unseres staatlichen Unterrichts verließ ich Ostern 1832 die Schule als Pantheist, und wenn nicht als Republikaner, doch mit der Überzeugung, daß die Republik die vernünftigste Staatsform sei, und mit Nachdenken über die Ursachen, welche Millionen von Menschen bestimmen könnten, Einem dauernd zu gehorchen, während ich von Erwachsenen manche bittre oder geringschätzige Kritik über die Herrscher hören konnte. Dazu hatte ich von der turnerischen Vorschule mit Jahn'schen Traditionen, in der ich vom sechsten bis zum zwölften Jahre gelebt, deutschnationale Eindrücke mitgebracht. Diese blieben im Stadium theoretischer Betrachtungen und waren nicht stark genug, um angeborne preußisch-monarchische Gefühle auszutilgen. Meine geschichtlichen Sympathien blieben auf Seiten der Autorität. Harmodius und Aristogiton sowohl wie Brutus waren für mein kindliches Rechtsgefühl Verbrecher und Tell ein Rebell und Mörder. Jeder deutsche Fürst, der vor dem 30jährigen Kriege dem Kaiser widerstrebte, ärgerte mich; vom Großen Kurfürsten an aber war ich parteiisch genug, antikaiserlich zu urteilen und natürlich zu finden, daß der siebenjährige Krieg sich vorbereitete.

Gedanken und Erinnerungen.

Student in Göttingen.

Am 10. Mai 1832 ließ sich Otto von Bismarck an der Universität Göttingen in der juristischen Fakultät immatrikulieren. Seine Göttinger Semester fallen in die Zeit der Erregung nach der Julirevolution: Hambacher Fest, Frankfurter Putsch. „Diese Erscheinungen stießen mich ab, meiner preußischen Schulung widersprachen tumultuarische Eingriffe in die staatliche Ordnung." Otto von Bismarck war aber in seinem deutschnationalen Empfinden auch ein Sohn seiner Zeit und dachte nicht anders, als daß die deutsche Einheit nahe bevorstände.

Er fand seinen Umgang zunächst bei Mecklenburgern, dann vorwiegend bei Amerikanern. Einen Lebensfreund gewann er in John Lothrop Motley, der den Studenten Bismarck unter dem Namen Otto von Rabenmark in einem Roman gezeichnet hat (1839). Schon am 5. Juli sprang der hagere, hochaufgeschossene Pommer, „dünn wie eine Stricknadel", nachdem er das Gelächter einiger Korpsburschen über sein seltsames Kostüm mit einer Herausforderung beantwortet hatte, in das Korps „Hanovera" ein. Otto von Bismarck tobte sich im Korps aus. Er kommersierte, paukte fleißig (über zwanzig Mensuren), er geriet in mannigfache Konflikte mit der Universitätsbehörde (wegen Rauchens auf der Straße, „wegen Auswerfens einer Bouteille auf die Straße", wegen Teilnahme an einem Pistolenduell als Unparteiischer u. a.). Einen schwereren Konflikt seines Korps mit der Universität führte er mannhaft durch. Auch im Karzer hat er gesessen. Seine Spitznamen „Kind", „Kindkopf", „Achilleus der Unverwundbare" sind bezeichnend. Bismarck war ein Student wie viele andere, und doch nicht wie alle andern. Sein Freund Motley ahnte in ihm die künftige Größe, den „Stoff zu einem Helden". Sein Korpsbruder Scharlach will von ihm das Wort gehört haben: „Weißt du, ich werde entweder der größte Lump oder der erste Mann Preußens." Das Korps war für Bismarck die erste größere Bühne, wo er handeln lernte. Gearbeitet hat er in Göttingen wenig.

Im Korps herrschte das bürgerliche Element vor. Otto von Bismarck suchte aber auch außerhalb seines Korps neben den Angelsachsen den Umgang mit Jünglingen seines Standes. Zwar: „Die in meiner Kindheit empfangenen Eindrücke waren wenig dazu angetan, mich zu verjunkern." „Mein Vater war von aristokratischen Vorurteilen frei." Aber Bismarck hat den geborenen Edelmann niemals verleugnet. Dem Standesdünkel ist er nie verfallen. — Der wissenschaftliche Ertrag seiner Göttinger Zeit scheint nicht erheblich gewesen zu sein. Für Bismarck war die Universität nicht viel mehr als der notwendige Durchgang ins große Leben, die Vorschule für den Weltmann, ein Weiterschreiten in der Kunst der Menschenbehandlung und Menschenbeherrschung. Ein Bild aus jener Zeit zeigt ein weiches, fast melancholisches Gesicht mit leicht vorgeschobener Unterlippe und gesenkten Augen. „Ich habe nie so sentimental ausgesehen, wie mich mein Vetter Kessel gezeichnet hat." — Im Herbst 1833 verließ Otto von Bismarck Göttingen und bezog die Universität Berlin.

Tischgespräch. Friedrichsruh, 30. September 1880.

Die Burschenschaft sang und trank auf Kaiser und Reich gleich nach den Befreiungskriegen, und als ich nach Göttingen kam, brachte ich es [Kaiser und Reich] mit, und wäre, wenn sie nicht so mensur- und bierscheu gewesen wäre, bei ihr eingesprungen und dann mit in die Untersuchung verwickelt worden.

Zu den deutschen Burschenschaftern. Friedrichsruh, 1. April 1890.

In meiner Göttinger Studentenwohnung habe ich von meinem wenig benutzten Arbeitstische eine brillante Aussicht gehabt. Der vorüberfließende Leinekanal hat mir viel Vergnügen bereitet. So bin ich häufig, wenn ich des Nachts nach Hause gekommen bin, in die kühlen Fluten desselben gestiegen, um zu baden, und darauf am Hause emporgeklettert.

Tischgespräch. Friedrichsruh, 10. Januar 1896.

Mir hat der Berliner Dialekt wenigstens eine Mensur eingetragen. In Göttingen gebrauchte ich einst in einer Gesellschaft von Hannoveranern die Wendung: „Ick ooch." Es wurde mir bedeutet, daß „ooch" keine Berechtigung habe. Es hieße hochdeutsch „auch", oder plattdeutsch „ock". Ein Wort gab das andere, bis diese linguistische Frage nur durch Anwendung der Schläger entschieden werden konnte.

Tischgespräch. Versailles 1870/71.

Ich erinnere mich, in Göttingen, da nannte ich einmal einen Studenten einen dummen Jungen. Als er dann zu mir schickte, sagte ich, mit dem dummen Jungen hätte ich ihn nicht beleidigen wollen, sondern bloß meine Überzeugung auszusprechen beabsichtigt.

Ich erinnere mich, vor dreißig und mehr Jahren [Sommer 1832], in Göttingen, da wettete ich einmal mit einem Amerikaner, ob Deutschland in fünfundzwanzig Jahren einig sein würde. Wir wetteten um fünfundzwanzig Flaschen Cham-

pagner, die der geben sollte, der gewönne. Wer verlor, sollte übers Meer kommen. Er hatte für nichteinig gewettet, ich für einig. Darauf besann ich mich 1858 und wollte hinüber. Wie ich mich aber erkundigte, war er tot. Er hatte gleich so einen Namen, der kein langes Leben versprach — Coffin, Sarg [Coffin starb erst 1882]. Das Merkwürdigste dabei ist, daß ich damals schon den Gedanken und die Hoffnung gehabt haben muß, die jetzt mit Gottes Hilfe wahr geworden ist, obwohl ich damals mit den Verbindungen, die das wollten [den Burschenschaften], nur im Gefechtszustande verkehrte.

Zu einer Abordnung alter Korpsstudenten. Friedrichsruh, 27. April 1895.

Wenn ich an mein Korpsverhältnis zurückdenke, so muß ich doch sagen, daß die schwarzen Punkte, die ich beim Zurückblicken in die Jugend finde, in meinem Korpsverhältnis liegen, ich hätte mehr gearbeitet, wenn ich nicht im Korps gewesen wäre, und hätte weniger Schulden gemacht. Heute kommt der Korpsstudent mit dem Mehrfachen nicht aus, das ist eine betrübte Sache, daß sie zu sehr in Luxus ausarten ... Mich haben die wenigen Schulden, mit denen ich Göttingen verließ, jahrelang in üble Laune gebracht, und wenn ich mit derselben Vergnügungsfähigkeit heute studierte, so glaube ich, würde ich im Leben nicht los werden, was mich damals drückte.

Otto von Bismarck an seinen Bruder Bernhard.

Göttingen, Januar 1833.

Man hat mir einen ganz Kleinen angemogelt, just die Nasenspitze gespalten, ich bin aber auch seit Michaeli 14mal auf der Mensur gewesen und habe fast immer meinen Gegner glänzend abgeführt. Wenigstens bin ich nur das eine Mal blutig getroffen; eben deswegen klemmen sich die Leute mit unbezähmbarer Malice auf mich armen Fuchs.

31. März 1833.

Otto hat geschrieben und ist ganz wohl, hat aber sechs auf einmal fordern müssen, indem sie so auf unsern König geschimpft haben und die Preußen wären nie honorige Studenten, den andern Morgen haben sie aber ihr Wort zurückgenommen und gesagt, sie wären sämtlich betrunken gewesen. Einen Herrn von Röder den hat er aber festgehalten, welcher das von die Studenten gesagt hat.

Marcks, Bismarck.

Die Mutter schreibt unterm 16. April: „Otto hat uns seine Duellgeschichte genau geschrieben. Diesmal ist er unschuldig dazu gekommen und hat sich für des Königs Ehre geschlagen, was auch der seinigen zu gute kommt." — Im Paukbuch der „Hanovera" steht erst am 6. Mai eine Schlägermensur mit von Röder aufgezeichnet. Es muß wohl wegen der Beleidigung des Königs ein Säbel- oder Pistolenduell vorausgegangen sein, das nicht ins Paukbuch eingetragen wurde. — Eine andere Geschichte, die Bismarck mit Recht empörte, war diese: Eines Tages fand sich der Ausdruck „Petzer" [Verräter] hinter Bismarcks Namen auf der Karzertür eingekratzt. Bismarck erließ ein Rundschreiben an die andern Korps und trug selbst die Sache im Seniorenkonvent vor. Der Täter wurde nicht ermittelt. Anscheinend zu Unrecht verdächtigt ward O. v. Roeder, Korpsbursch der Westphalen. (Ferd. Wagner, Bismarcks Semester auf der Georgia Augusta.)

Student und Auskultator in Berlin.

Wie der junge Goethe, so kam auch Otto von Bismarck nach seinen ersten Semestern krank im Vaterhaus an. Während der Ferien in Pommern erholte er sich rasch und ging im November 1833 nach Berlin. Sein Freund Motley begleitete ihn. Bismarck belegte philosophische und staatswissenschaftliche Fächer. Was er außer dem preußischen Landrecht wirklich gehört hat, steht dahin. Er zog auch in der Residenz die Freiheit des Weltlebens streng wissenschaftlichen Studien vor. Dennoch hat er viel gelesen und auch

gearbeitet. Am 22. Mai 1835 bestand er die Auskultatorprüfung.

In Berlin treten am jungen Bismarck greifbarere Züge hervor. Er erscheint reicher und tiefer. Sein Briefstil leuchtet schon jetzt in dem Glanze seiner besten Zeit. Byron zieht ihn an, aber es treibt ihn auch von dem weltschmerzlich zerrissenen Lord zu dem ihm am meisten wahlverwandten Genius, zu Shakespeare. Bismarcks Umgang wie seine Lebensweise wurden kavaliermäßiger, wenn er sich auch gelegentlich über seine Standesgenossen herzlich lustig machte. Vorübergehend dachten die Eltern an die Offizierslaufbahn, aber er widerstand „mit siegreicher Festigkeit". Bismarck hat in jener Zeit, besonders mit Motley und dem Grafen Alexander Keyserling, viel Weltanschauungsgespräche geführt. „Wir: Motley, Keyserling und ich, lebten ... in innigstem Verkehr miteinander, indem wir unsere Mahlzeiten und Übungen gemeinschaftlich hielten." „Die Stubengenossen trieben zusammen Englisch und philosophierten viel über ernste Dinge, besonders über Religion. Bismarck liebte es auch, dem Klavierspiel Keyserlings zu lauschen." (Graf Keyserlings Tochter.) In jener Zeit galt Bismarck als „skeptisch bis zum Extrem".

Hinter dieser stets kampfbereiten Zweifelsucht verbarg sich die tiefe, immer mehr zunehmende Melancholie über die Zwecklosigkeit seines Daseins, die einen Hauptzug in Bismarcks inneren Kämpfen bildet. Im Grunde war diese Skepsis eine Stufe seiner religiösen Entwicklung, die wohl zur Ruhe, aber nie zum Stillstand kam. Bismarcks Art war es schon damals, gerade die verwundbarsten Stellen seines Wesens mit dem glänzenden Spiel satirischer Laune zu decken. Je tiefer er fühlte, desto tiefer versteckte er oft sein Gefühl. Als Auskultator beim Stadtgericht Berlin empfing Bismarck starke Eindrücke von der Verderbtheit der Gesellschaft und wenig erfreuliche „von dem staatlichen Räderwerk". Im März 1836 nahm er Urlaub, um sich auf das Referendarexamen vorzubereiten. In Schönhausen fand er eine gute Bibliothek vor. „Das allgemeine Wissen habe ich alles davon her, daß ich in der Zeit, da ich noch nichts zu tun hatte, auf meinem Gute eine Bibliothek alles Könnens und Wissens vorfand und sie buchstäblich verschlang." In der Einsamkeit arbeitete er auch die beiden Prüfungsthemata aus: über Sparsamkeit im Staatshaushalt und über die Natur und die Zulässigkeit des Eides. Am 20. Mai 1836 reichte er die Arbeiten ein. Am 20. Juni stellte er sich zur mündlichen Prüfung in Aachen. „Durchgängig", so heißt es im Zeugnis, „zeigte Kandidat eine vorzügliche Urteilskraft, Schnelligkeit im Auffassen der ihm vorge-

legten Fragen und Gewandtheit im mündlichen Ausdruck." Er wurde als „sehr gut befähigt" zum Regierungsreferendar erklärt und am 5. Juli 1836 vereidigt. Sein Plan war, über den zweijährigen Dienst an der Regierung zu Aachen in die Diplomatie einzutreten.

Otto von Bismarck an Gustav Scharlach.

Scharlach war ein Korpsbruder Bismarcks, der im selben Semester 1832 wie Bismarck in die „Hanovera" eingesprungen war; ein gebürtiger Hannoveraner, gestorben am 10. März 1881 als Geh. Regierungsrat und Amtshauptmann in Münden. Sein Studentenname war „Giesecke".

Berlin, 14. November 1833.

Lieber Giesecke! Willst Du diesen Brief in derselben Stimmung lesen, in welcher er geschrieben ist, so trinke erst 1 Fl. Madeira. Ich würde mich wegen meines langen Stillschweigens entschuldigen, wenn Dir meine angeborene Tintenscheu nicht bekannt wäre, und wenn Du nicht wüßtest, daß ich in Göttingen lieber 2 Fl. Rheinwein trank, als einen Brief schrieb, und daß ich beim Anblick einer Feder Convulsionen bekam. Wie schlecht es mir in der letzten Zeit gegangen ist, hast Du wol gehört; ich habe auf der Reise noch in Braunschweig, Magdeburg, Schönhausen und Brandenburg 3—4 Wochen am Fieber gelegen. Später fanden sehr unangenehme Scenen zwischen mir und meinem Alten statt, der sich weigert, meine Schulden zu bezahlen; dieses versetzt mich in eine etwas menschenfeindliche Stimmung, ungefähr wie Charles Moor, als er Räuber wird; doch tröste ich mich, wie jener Straßenjunge: „et is meinem Vater schonst recht, det ek friere, warum kooft er mir keene Hanschen." Der Mangel ist so arg noch nicht, weil ich ungeheuren Credit habe, welches mir Gelegenheit gibt, liederlich zu leben; die Folge davon ist, daß ich blaß und krank aussehe, welches mein Alter, wenn ich Weihnachten nach Haus komme, natürlich meinem Mangel an Subsistenzmitteln zuschreiben wird; dann werde ich kräftig auftreten, ihm sagen, daß ich lieber Mohammedaner werden, als länger Hunger leiden wolle, und so wird sich die Sache schon machen. En attendant lebe ich

hier wie ein gentleman, gewöhne mir ein geziertes Wesen an, spreche viel französisch, bringe den größten Theil meiner Zeit mit Anziehen, den übrigen mit Visiten machen und bei meiner alten Freundin der Flasche zu; des Abends betrage ich mich im ersten Range der Oper so flegelhaft als möglich. Du würdest erstaunen, wenn Du jetzt einmal Gelegenheit hättest, meine Garderobe zu sehen — ein Haufen von Manchetten, Halsbinden, Unterhosen und andern Luxusartikeln. Dabei langweile ich mich mit leidlichem Anstande ... Aus Göttingen ist noch hier: Bierbaum, Löhning u. Genossen, das Faulthier Sch., und der schlanke Freiheitsbaum der Aristokratie, dem zum Menschen Alles, zum Kammerherrn nichts fehlt, als ein Schloß vor's Maul. Er lebt hier in seeliger Gemeinschaft mit 30 Vettern, denen er allen nichts vorzuwerfen hat, und von deren Beisammensein eine polizeiwidrige Anhäufung von Dummheit die einzige Folge ist; „sie essen nicht, sie trinken nicht", was thun sie denn? Sie zählen ihre Ahnen. Bei dem Artikel von Dummheit fällt mir ein, daß meine Alte ganz ernstlich darauf dringt, ich solle noch einmal zum Prediger gehen, weil ich sagte, manches in der Bibel sei bildlich gemeint ... Übrigens lebe fidel, grüße alles, was Du siehst und schreibe bald an Deinen treuen Freund und Bruder

O. v. Bismarck.

Kniephof, 7. April 1834.

Mein Zeugniß [von Göttingen] ist, wie mir mein Bruder schreibt, endlich angekommen, aber ich fürchte zu spät, da die Universitätsbehörden schon seit Weihnachten nichts mehr von mir wissen wollten; ich werde daher wohl das Portefeuille des Auswärtigen ausschlagen, mich einige Jahre mit der rekrutendressierenden Fuchtelklinge amüsieren, dann ein Weib nehmen, Kinder zeugen, das Land bauen und die Sitten meiner Bauern durch unmäßige Branntweinfabrikation untergraben. Wenn Du also in 10 Jahren einmal in die hiesige Gegend kommen solltest, so biete ich Dir an, so viel Kartoffelschnaps trinken, als Du willst und auf der Hetzjagd

den Hals brechen, so oft es Dir gut scheint. Du wirst hier einen fettgemästeten Landwehroffizier finden, einen Schnurrbart, der schwört und flucht, daß die Erde zittert, einen großen Abscheu vor Franzosen hegt und Hunde und Bediente auf das Brutalste prügelt, wenn er von seiner Frau tyrannisiert worden. Ich werde lederne Hosen tragen, mich zum Wollmarkt in Stettin auslachen lassen, und wenn man mich Herr Baron nennt, werde ich mir gutmütig den Schnurrbart streichen, und um 2 Thaler wohlfeiler verkaufen; zu Königs Geburtstag werde ich mich besaufen, und vivat schreien, übrigens mich häufig anreißen und mein drittes Wort wird sein: Auf Aehre! superbes Pferd! Kurz, ich werde glücklich sein im ländlichen Kreise meiner Familie; car tel est mon plaisir. Schade, daß meine Kenntnisse so vermodern, ich war schon bis zur Beendigung der Obligationen gekommen.

Berlin, 5. Mai 1834.

... Nachdem ich dem zuletzt ziemlich kategorischen Drängen meiner Eltern, Soldat zu werden, mit siegreicher Festigkeit widerstanden hatte, setzte ich mich vermittelst angestrengter Arbeit in den Stand, den sehr achtungswerten Charakter eines Rechtskandidaten mit dem eines kgl. Beamten, d. h. Referendar beim Berliner Stadtgericht zu vertauschen, und als protokollierendes Mitglied der hiesigen Criminaldeputation beitreten zu können. Mein Plan ist nun, hier noch ein Jahr zu verweilen; dann zur Regierung nach Aachen zu gehen, nach Verlauf eines zweiten Jahres das diplomatische Examen zu machen, und mich der Huld des Schicksals zu empfehlen, wo es mir dann vor der Hand gleichgültig sein wird, ob man mir Petersburg oder Rio Janeiro zum Aufenthalt anweist ... Es klingt einigermaßen auffallend, wenn ich Dir sage, daß ich seit 6 Monaten nicht einmal halb heiter gewesen bin, und daß ich mich zum letzten Male mit meinem Alten und unserm 60jährigen Landrath auf der Jagd in Madeira angerissen habe! Den Tag über beschäftige ich mich wissenschaftlich, und des Abends nehme ich meinen Thee in irgend einem achtungswerthen Familienzirkel, höre und führe

Wettergespräche mit einem Gesichte, als sagte ich lange nicht alles, was ich wüßte.

Briefwechsel mit Scharlach.

Anekdote.

Als Auskultator beim Stadtgericht Berlin hatte Bismarck einen echten Berliner zu Protokoll zu vernehmen. Der Mann wurde unverschämt und reizte Bismarck dergestalt, daß dieser aufsprang und ihm zurief: „Herr, menagieren Sie sich, oder ich werfe Sie hinaus!" Da klopfte der Stadtgerichtsrat, der in der Stube anwesend war, dem Auskultator Bismarck freundschaftlich auf die Schulter und sagte: „Herr Auskultator, das Hinauswerfen ist meine Sache!" Bismarck fuhr in der Vernehmung fort. Es dauerte nicht lange und Bismarck donnerte bei einer neuen Dreistigkeit des Berliners: „Herr, menagieren Sie sich, oder ich lasse Sie durch den Herrn Stadtgerichtsrat hinauswerfen!"

Otto von Bismarck an Gustav Scharlach.

[Berlin], 18. Juni 1835.

Vorgestern bin ich von meinem auf dem Lande zugebrachten mehrwöchentlichen Urlaub zurückgekehrt, und jetzt wieder in vollem Zuge beschäftigt, die Verbrechen der Berliner ans Licht zu ziehen und zu bestrafen. Dieser dem Staat geleistete Dienst, bei welchem mir bis jetzt die mechanische Function des Protokollierens obliegt, sprach an, oder war leidlich, so lange er neu war; nun sich aber meine schönen Finger unter der Last der immer beweglichen Feder zu krümmen anfangen, wünsche ich sehnlichst, mich dem Gemeinwesen auf eine andere Weise nützlich machen zu können. Doch eine höchst unphilosophische Leidenschaft läßt mich diese, sowie manche andere Unannehmlichkeit mit Geduld ertragen; Du wirst sie errathen, und es wird Dich nicht befremden zu hören, daß mein Ehrgeiz, welcher früher minder heftig und anders gerichtet war, mich zu einem in meinem bisherigen Leben beispiellosen Fleiß veranlaßt, so wie zur Ergreifung aller

andern Mittel, welche mir irgend zur Beförderung im Leben zweckdienlich scheinen ... Mein Leben ist wirklich etwas kläglich, bei Lichte besehen; am Tage treibe ich Studien, die mich nicht ansprechen, Abends affektiere ich in den Gesellschaften des Hofes [der Hofkreise] und der Beamten ein Vergnügen, welches ich nicht Sch. genug bin zu empfinden oder zu suchen. Ich glaube schwerlich, daß mich die vollkommenste Erreichung des erstrebten Zieles, der längste Titel und der breiteste Orden in Deutschland, die staunenswerteste Vornehmheit, entschädigen wird, für die körperlich und geistig eingeschrumpfte Brust, welche das Resultat dieses Lebens sein wird. Öfters regt sich noch der Wunsch, die Feder mit dem Pflug, und die Mappe mit der Jagdtasche zu vertauschen; doch das bleibt mir ja immer noch übrig ... Dein treuer Freund und Bruder

O. v. Bismarck.

Briefwechsel mit Scharlach.

Ein Referendarstreich.

Tischgespräch in Versailles, 24. Januar 1871.

Später [1835] war da ein russischer Gesandter in Berlin, Ribeaupierre, der gab auch solche Bälle, wo bis um 2 Uhr getanzt wurde und wo es nichts zu essen setzte. Da weiß ich, daß ich und ein paar gute Freunde oft dort waren. Zuletzt aber kriegten wir es satt und spielten ihnen einen Streich. Als es spät wurde, zogen wir Butterbröte aus der Tasche, verzehrten sie und schmissen die Papiere, als wir fertig waren, in den Saal. Hernach, das nächstemal, gab es zu essen, aber wir waren nicht wieder geladen.

Busch, Tagebuchblätter.

Otto von Bismarck an Gustav Scharlach.

Scharlach hatte Bismarck seine Verlobung angezeigt.

Berlin, 20. Oktober [1835].

... Ich muß doch etwas unwillkürlich lächeln, wenn ich uns beide als Eheleute denke; die glücklichen Weiber! Nicht als ob bei mir der Zeitpunkt auch schon so nahe läge, wo ich

unter der Masse des zweiten Geschlechts diejenige werde namhaft machen, welche ich gesonnen bin zu meiner Gattin (unter uns gesagt, das einzige Wesen in der Welt, welches ich beneide) zu erwählen gedenke; ich bin zwar fortwährend excessiv verliebt, wechsele aber häufig den Gegenstand meiner Neigung; doch würde ich vielleicht sehr bald einige Versuche dazu machen, wenn bei mir irgend eine leidenschaftliche Aufregung von Dauer wäre. Ich finde meine Ruhe immer bald wieder und lebe auf diese Weise leidlich zufrieden, bis auf mitunter eintretende pecuniäre Unannehmlichkeiten, denn Du glaubst nicht, was meine Alten in dieser Beziehung unduldsam sind; das Leben ist hier infam theuer, besonders wie ich es zu führen gewissermaßen gezwungen werde; so kommt es, daß ich 2 sehr drückende Posten in Göttingen noch immer nicht bezahlt habe. Diesen Winter soll ich an den Hof gehen; ich habe keine große Neigung dazu, aber meine Alten wünschen es und haben auch wohl Recht dabei, indem es doch für mein Fortkommen von Nutzen sein kann ... Ich bin von Morgens 8 bis Abends 8 fleißig, ziehe mich dann an, gehe in Gesellschaft, und so 7 Tage in der Woche.

Briefwechsel mit Scharlach.

Aachen, Potsdam, Greifswald.

In Aachen nahm sich der „begabte" Regierungspräsident Graf Arnim von Boitzenburg, „der zwar die generelle Staatsperücke, aber doch keinen geistigen Zopf trug", des glänzend eingeführten jungen Referendars besonders freundlich an. In den mannigfachen Abteilungen der Verwaltung beschäftigt, tat Otto von Bismarck anfangs „seine Schuldigkeit und noch mehr". Aber noch lebhafter als die Akten zog ihn das „verführerisch angenehme Leben" der alten Bäderstadt an. Seine Briefe an den Bruder sprudeln von Lustigkeit über die kleinstädtischen „Oecher" (Aachener). „Wenn ich heute Schokolade frühstücke, so weiß morgen die ganze Stadt, daß ich den Tee nicht mehr vertragen kann, und jeder erkundigt sich teilnehmend nach meinem Befinden." „Arnim

schickte neulich dem Schneider ein paar Hosen zurück; zwei Tage nachher fragte man mich, wie sich der Schneider befände, den Arnim die Treppe hinuntergeworfen." Aachen war damals Weltbad. Bismarck wurde „rezipiertes Mitglied" der englischen Kolonie: „Meine jetzige Tischgesellschaft besteht aus siebzehn Engländern, zwei Franzosen und meiner Wenigkeit, oben am aristokratischen Ende sitzen wir, d. h. duke und duchess of C., dessen Nichte Miß R. (hinreißend liebenswürdig) ..." Bismarck tauchte unter in dem Genußleben der Gesellschaft. Er geriet in die Herzenswirren einer heißen Leidenschaft. Aber er rang sich vorläufig durch. „Eine Leidenschaft vergißt sich, wenn auch spät. Ich arbeite anhaltend, und dies gibt mir Ruhe, oft auch Heiterkeit ... Doch habe ich gesehn, daß ich mich in Acht nehmen muß; ich habe auch noch zu viel Romantik im Leibe." (An den Bruder.) Geldsorgen, Selbstvorwürfe, ernsthafte Vorsätze und Arbeit folgten sich. Bismarck erlebte seinen Sturm und Drang. In jenen Tagen bat er einen englischen Bekannten, ihm aus »old Shakespeares works« Richard III. und Hamlet zu schicken. Der Brief schloß mit dem Hexenwort aus Macbeth: „wir kommen uns wieder entgegen, in Donner und Blitzen oder im Regen." Im Juli 1837 ergriff ihn eine neue Leidenschaft zu einer Engländerin, „einem Urbild englischer Schönheit". Er reiste mit vierzehntägigem Urlaub nach Wiesbaden oder Frankfurt, den englischen Bekannten nach. Die Leidenschaft hatte ihn fortgerissen. Am 13. September meldete er sich [aus Straßburg] dem Göttinger Freund Scharlach als Verlobter „einer jungen Britin von blondem Haar und seltener Schönheit". Um den 20. September schrieb er dem Grafen Arnim aus Bern wegen der Urlaubsüberschreitung und hoffte von ihm, ohne seinen Streich zu beschönigen, wohlwollende Verzeihung, zugleich aber sprach er die Bitte aus, ihn vorläufig zu beurlauben, bis er sich bei der Regierung in Potsdam oder Umgebung angemeldet habe. Am 1. November 1837 traf er in Kniephof ein.

Er kehrte nicht mehr nach Aachen zurück. Mitte Dezember trat er bei der Regierung in Potsdam seine neue Referendarzeit an. Sie währte nur dreieinhalb Monate. Ende März 1838 trat er als Freiwilliger beim Gardejägerbataillon in Potsdam ein. „Es hat mir sehr gut getan, auf das Wohlleben, in dem ich mich befand, verzichten, den Tornister auf den Rücken, die Muskete auf die Schulter nehmen und mitunter auf Stroh schlafen zu müssen."

Die Familie Bismarck erlebte damals trübe Tage. Die Mutter lag an einem Krebsleiden unheilbar danieder, dazu machten die pommerschen Güter schwere Sorgen. Im September

1838 ging Bismarck nach Greifswald, um dort sein Jahr zu Ende zu dienen, und besuchte die landwirtschaftliche Hochschule im benachbarten Eldena. Am 1. Januar 1839 starb die Mutter. Seit Hochsommer 1838 war Bismarck entschlossen, nicht mehr in den Staatsdienst zurückzukehren. Am 22. Oktober 1839 reichte er endlich den Antrag auf Entlassung ein. „Meine Arbeiten auf dem Gebiete der Mahlsteuerprozesse und der Beitragspflicht zum Bau des Dammes in Rotzis bei Wusterhausen haben mir kein Heimweh nach meiner damaligen Tätigkeit hinterlassen." Bismarck übernahm gemeinschaftlich mit seinem Bruder Bernhard die Bewirtschaftung der pommerschen Güter.

Otto von Bismarck an Gustav Scharlach.

Bismarck hatte Scharlach versprochen, ihn in Hannover zu besuchen.

Schönhausen, 4. Mai 1836.

Ich gehe im nächsten Monat nach Aachen, aber nicht über Hannover, und unser Wiedersehen wird auf einen entfernteren Zeitpunkt hinausgeschoben ... Der Teufel reitet eine alte Tante von hoher Race, daß sie wünscht, ich soll sie als Reisemarschall nach Böhmen [Karlsbad] begleiten, und dort bei einem Verwandten abliefern. Der Umweg ist weit, aber eine alte Tante ist dasjenige Thier auf der Welt, vor welchem ich, nächst einer hübschen Cousine, die größte Ehrfurcht habe ... Du würdest über mich lachen, wenn Du jetzt bei mir wärest. Seit vollen 4 Wochen sitze ich hier in einem alten verwünschten Schlosse, mit Spitzbogen und 4 Fuß dicken Mauern, einigen 30 Zimmern, wovon 2 meublirt, prächtigen Damasttapeten, deren Farbe an wenigen Fetzen noch zu erkennen ist, Ratten in Masse, Camine, in denen der Wind heult, kurz, in „meiner Väter altem Schloß", wo alles sich vereint, was geeignet ist, eine tüchtige Spleen zu unterhalten. Daneben eine prächtige alte Kirche, mein Schlafzimmer mit der Aussicht nach dem Kirchhof, auf der andern Seite einer jener alten Gärten mit geschnittenen Hecken von Taxus und prächtigen alten Linden. Die einzige lebende Seele in dieser verfallenen Umgebung ist Dein Freund, der hier von einer vertrockneten Haushälterin, der Spielgefährtin und Wärterin

meines 65jährigen Vaters, gefüttert und gepflegt wird. Ich bereite mich zum Examen vor, höre die Nachtigallen, schieße nach der Scheibe, lese Voltaire und Spinozas ethicum, die ich in der hiesigen an Schweinsledern ziemlich reichen Bibliothek gefunden. Die Berliner meinen, ich wäre verrückt, und die Bauern sagen: „Use arme junge Hehr, wat mak em wull sin", wie mir meine alte „Mamsell" mitgeteilt hat. Dabei bin ich nie so zufrieden gewesen wie hier; ich schlafe nur 6 Stunden und finde große Freude am Studiren, zwei Dinge, die ich lange Zeit für unmöglich hielt. Ich glaube, der Grund oder besser die Ursache von alledem ist der Umstand, daß ich den Winter über heftig verliebt war; ein recht befremdliches factum, eine Thorheit, der ich mich nicht in so hohem Grade für fähig gehalten hätte, (verzeih, eben fällt mir ein, daß Du versprochen bist —) aber es ist mir doch fatal, wie ich mich so aus meiner philosophischen Ruhe und Ironie habe bringen lassen; das Beste dabei ist aber, daß ich bei meinen Bekannten beiderlei Geschlechts immer für den kaltblütigsten Weiberverächter gelte; so täuschen sich die Leute! Sie selbst hält mich, glaube ich, für einen von den wenigen, auf die sie keinen Eindruck gemacht hat. Schließe aus dieser Redensart nicht etwa, daß ich noch verliebt bin, denn daß sie schön ist, kann ihr ein jeder sagen, ohne ihr zu schmeicheln ... Aha! wirst Du sagen — unglückliche Liebe — Einsamkeit — Melancholie etc. Der Zusammenhang ist möglich, doch bin ich jetzt schon wieder unbefangen und analysiere nach Spinozistischen Grundsätzen die Ursachen der Liebe, um es künftig mit mehr Kaltblütigkeit zu treiben. Eben „heult die Thurmuhr Mitternacht".

Briefwechsel mit Scharlach

*

Bismarck verspricht in dem folgenden Briefe, zur Hundertjahr-Feier der Einweihung der Universität nach Göttingen zu kommen. Die junge Engländerin, von der er spricht, ist entweder eine frühere Flamme, Miß Russel, die Nichte des Herzogs von Cleveland (seit Sommer 1836 wieder in Europa), oder die Tochter eines englischen Geistlichen.

Straßburg [i. E.], 13. September 1837.

Alles übrige, was ich Dir schreiben könnte, spare ich für mündliche Mittheilung auf und zeige Dir nur vorläufig an, daß ich versprochen bin, und gleich Dir in den heiligen Stand etc. zu treten gedenke, und zwar mit einer jungen Britin von blondem Haar und seltener Schönheit, die bis dato noch kein Wort Deutsch versteht. Ich reise im Augenblick mit der Familie nach der Schweiz, und werde sie in Mailand verlassen, um in Deine Arme, und von da in die meiner Eltern zu eilen, die ich seit fast 2 Jahren nicht gesehen.

Briefwechsel mit Scharlach.

Der Schalksnarr von Zeitgeist.

Aus einem Gutachten des Referendars Bismarck gegen die Zwangsenteignung zum Zweck „öffentlicher Verbesserungsarbeiten", gegen die Bürokratie gerichtet.

1837.

Wie, soll man diesem Schalksnarren von Zeitgeist, der heute als langweiliger Philister mit Brille, Schreibärmeln und Pantoffeln daherschleicht, morgen als Junker Dampf mit Höllenlärm über die Fluren braust, einen Freipaß geben durch alle Gefilde, daß er alle Spuren lieber Erinnerungen unter seine Füße trete? — Nein! Sie können es mir gar nicht mit Geld bezahlen, wenn Sie den Park meines Vaters in einen Karpfenteich oder das Grab meiner seligen Tante in einen Aalsumpf verwandeln.

Anekdote.

Als Otto von Bismarck in der Eigenschaft eines Referendars bei der Regierung in Potsdam beschäftigt war, begegnete es ihm, daß ein Vorgesetzter, ohne von der Anwesenheit seines Referendars weiter Notiz zu nehmen, sich ans Fenster postierte und gemütlich auf der Scheibe trommelte. Bismarck erhob sich, trat neben ihn an das Fenster und trommelte den Dessauer Marsch, dessen Melodie be-

kanntlich auf den Text geht: „So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage."

Der Vater Bismarck an seinen Sohn Bernhard.

Berlin, 19. Juli 1838.

Otto hat während seines Hierseins der Mutter sein ganzes Herz aufgeschlossen. Ihr nicht allein gesagt, welchen Ekel er für die ganze Beschäftigung bei der Regierung hätte, daß er dadurch sein Leben ganz überdrüssig wäre, und wenn er sich fast sein ganzes Leben gequält hätte, dann würde er vielleicht zuletzt Präsident mit 2000 Thaler Einkommen, von Lebensglück wäre aber nie etwas zu hoffen. Er hat die Mutter sehr dringend gebeten, ihm eine andere Stellung zu geben, er hat sich erboten, wenn wir noch eine Zuckerfabrik anlegten, nach Magdeburg zu gehen und die Fabrikation praktisch zu erlernen und die Fabrik alsdann in Kniephof zu dirigieren. Da es mich doch sehr nahe geht, daß er sich so unglücklich fühlt, und ich mit inniger Freude bei meiner Anwesenheit in Kniephof gesehn, welch großes Interesse die Landwirtschaft für Dich hat ..., und da ich einsehe, wenn ich hier in Berlin bleiben muß ..., daß wir sämtlich zu Grunde gehen müssen, so habe ich mich entschlossen, Euch beiden die dortigen Güter [in Pommern] als Eigentum zu übergeben und meine Subsistenz nur allein auf Schönhausen zu beschränken. [Der Vater meint, Bernhard solle Kreisdeputierter, dann Landrat werden; ein Examen sei auf alle Fälle für beide Söhne wünschenswert.]

Marcks, Bismarck.

Otto von Bismarck an die Gräfin Bismarck-Bohlen.

Konzept eines Briefes an Bismarcks Cousine, die Gräfin Karoline Bismarck, geb. Gräfin Bohlen auf Karlsburg, die ihren Vetter brieflich zum Verbleiben im Staatsdienst ermahnt hatte. Bismarck schickte diesen Entwurf der Antwort auf „Lienchen" Bismarcks Brief am 13. Februar 1847 seiner Braut als „Belag zu der Geschichte ihres zukünftigen Lebensgefährten".

[Greifswald], Auguſt 1838.

... Daß mir von Hauſe aus die Natur der Geſchäfte und der dienſtlichen Stellung unſrer Staatsdiener nicht zuſagt, daß ich es nicht unbedingt für ein Glück halte, Beamter und ſelbſt Miniſter zu ſein, daß es mir ebenſo reſpektabel und unter Umſtänden nützlicher zu ſein ſcheint, Korn zu bauen als adminiſtrative Verfügungen zu ſchreiben, daß mein Ehrgeiz mehr danach ſtrebt, nicht zu gehorchen, als zu befehlen; das ſind facta, für die ich außer meinem Geſchmack keine Urſache anzuführen weiß, indeſſen, dem iſt ſo ... Die Wirkſamkeit des einzelnen Beamten bei uns iſt wenig ſelbſtändig, auch die des höchſten, und bei den andern beſchränkt ſie ſich ſchon weſentlich darauf, die adminiſtrative Maſchinerie in dem einmal vorgezeichneten Geleiſe fortzuſchieben. Der preußiſche Beamte gleicht dem Einzelnen im Orcheſter; mag er die erſte Violine oder den Triangel ſpielen, ohne Überſicht und Einfluß auf das Ganze, muß er ſein Bruchſtück abſpielen, wie es ihm geſetzt iſt, er mag es für gut oder ſchlecht halten. Ich will aber Muſik machen, wie ich ſie für gut erkenne, oder gar keine ... Für wenige berühmte Staatsmänner, namentlich in Ländern abſoluter Verfaſſung, war übrigens wohl Vaterlandsliebe die Triebfeder, welche ſie in den Dienſt führte; viel häufiger Ehrgeiz, der Wunſch zu befehlen, bewundert und berühmt zu werden. Ich muß geſtehen, daß ich von dieſer Leidenſchaft nicht frei bin, und manche Auszeichnungen, wie die eines Soldaten im Kriege, eines Staatsmannes bei freier Verfaſſung, wie Peel, O'Connel, Mirabeau uſw., eines Mitſpielers bei energiſchen politiſchen Bewegungen, würden auf mich eine, jede Überlegung ausſchließende Anziehungskraft üben, wie das Licht auf die Mücke; weniger reizen mich dagegen die Erfolge, welche ich auf dem breitgetretenen Wege, durch Examen, Konnexionen, Aktenſtudium, Anciennität und Wohlwollen meiner Vorgeſetzten zu erreichen vermag. Dennoch gibt es Augenblicke, wo ich nicht ohne ſchmerzliche regrets an alle die Befriedigungen der Eitelkeit denken kann, welche mich im Dienſt erwarteten; die Genugtuung, ſeine Brauchbarkeit und Überlegenheit durch ſchnelle Beförderung

und andre Auszeichnungen amtlich anerkannt zu sehn, das Bewußtsein, ein Mann von Wichtigkeit und Einfluß zu sein, vor dem sich minder wichtige beugen; die selbstgefällige Betrachtung, für einen fähigen und nützlichen Menschen gehalten, bemerkt, besprochen, beneidet zu werden; die ganze wirkliche geheime Glorie, welche zuletzt mich und meine Familie umstrahlen würde, das alles hat viel Blendendes für mich, wenn ich eine Flasche Wein getrunken habe ... Kurz, ich bin nicht frei von Ehrgeiz, halte ihn aber für eine ebenso schlechte Leidenschaft als jede andre und noch etwas törichter, weil er, wenn ich mich ihm hingebe, das Opfer meiner ganzen Kraft und Unabhängigkeit fordert, ohne mir, auch bei dem glücklichsten Erfolge, eine dauernde Befriedigung und Sättigung zu gewähren ... Ein Gehalt, mit dem ich bei meinen Bedürfnissen heiraten und in der Stadt einen Hausstand bilden könnte, würde ich, bei der besten zu erwartenden Karriere, im vierzigsten Jahre, etwa als Präsident u. dergl. haben, wenn ich trocken von Aktenstaub, hypochondrisch, brust- und unterleibskrank vom Sitzen geworden sein werde und eine Frau zur Krankenpflege bedarf. Für diesen mäßigen Vorteil, für den Kitzel, mich Herr Präsident nennen zu lassen, für das Bewußtsein, dem Lande selten so viel zu nützen, als ich ihm koste, dabei aber mitunter hemmend und nachteilig zu wirken, übrigens das zu erfüllen, was ich unbedachtsamer Weise zu meiner Pflicht gemacht habe, dafür bin ich fest entschlossen, meine Überzeugung, meine Unabhängigkeit, meine ganze Lebenskraft und Tätigkeit nicht herzugeben, solange es noch Tausende, und unter diesen viele ausgezeichnete Leute gibt, nach deren Geschmack jene Preise hinreichend kostbar sind, um sie den Platz, welchen ich leer lasse, mit Freuden ausfüllen zu machen.

Der Landedelmann.

Ein bescheidenes zweistöckiges Herrenhaus mit zwei einstöckigen Anbauten neben einem großen schönen Park mit mächtigen Eichen, dazu ein Feld von etwa 22000 Morgen: Äcker, Wiesen, Gehölz, Gärten, Teiche, die Wirtschaftsgebäude mit elf Katen — das war auf Jahre hinaus die Welt Ottos von Bismarck. Der Herr von Kniephof war Patrimonialrichter, Kirchenpatron, berechtigt zum Kreistag des Naugarder Kreises. Zunächst bewirtschaftete Otto mit Bernhard von Kniephof aus die drei Güter Kniephof, Jarchelin und Külz. 1841 wurde Bernhard Landrat in Naugard. Otto behielt Kniephof und Külz. Der Bismarckische Besitz in Pommern war bei der Übernahme der Güter durch die Söhne in Gefahr. Die Söhne retteten ihn und brachten ihn in die Höhe. Otto von Bismarck nahm es ernst mit der Arbeit. Aber auf die Dauer befriedigte ihn der Beruf des Landwirts nicht. „Von der Täuschung über das arkadische Glück eines eingefleischten Landwirts mit doppelter Buchhaltung und chemischen Studien bin ich durch Erfahrung zurückgekommen." (An die Braut, 13. Februar 1847.) Aber auf der pommerschen Erde erstarkte Bismarck zu dem urkräftigen, freien, selbstherrlichen Charakter; seine Phantasie wuchs an Bildkraft, seine Beobachtungsgabe schulte sich an den Erscheinungen des Himmels und der Erde; im Landbau, auf der Jagd, auf Märkten, im Handel und Wandel mit dem Volk gewann er einen unerschöpflichen Vorrat an praktischer Erfahrung; die Liebe zum gemeinen Mann, die alle deutschen Herrennaturen auszeichnet, stärkte sich in der Gemeinsamkeit des Berufs; ohne humanitäre Phrase, an wirklichen Verhältnissen lernte er, wo den Mann aus dem Volke der Schuh drückt. Der geniale Mensch erlebte in einem begrenzten, aber unbeschränkten Wirkungskreis, den er selbständig beherrschte, die Lehrjahre seines allerpersönlichsten Werdens. Ein neuer Sturm und Drang griff viel tiefer und mächtiger in die Seele des Jünglingmannes. Das elementargewaltige Lebensgefühl in ihm rang nach Äußerung. Aber nicht weniger vertiefte sich der melancholische Geist der Vereinsamung, das Bedürfnis nach einem gleichgestimmten Herzen, die Sehnsucht nach einer genugtuenden Gesamtanschauung des Lebens. Die Zweifel, mit denen Bismarck noch spielte, begannen ihn zu quälen, aber auch der Tatendrang suchte nach Entladung. Er überbot sich in gewaltsamen Anstrengungen, meilenweiten Ritten

auf seinem treuen Kaleb, wobei er schwere Stürze erlitt, in Zechgelagen, auch wohl in Ehrenhändeln. Er wurde der „tolle Bismarck". Und schon begann er die Phantasie der Menschen zu beschäftigen, in den Köpfen der Bauern wurde er eine „unheimliche Figur". Viel Selbstbetäubung war in diesem wilden genialischen Treiben. Moritz von Blanckenburg, sein pietistischer Freund, sagt aber im Januar 1844 von ihm: Bismarck lebe so anständig wie keiner in der Gegend.

Eine heiße Leidenschaft zu Ottilie von Puttkamer auf Pansin, die nicht erwidert wurde, verbitterte ihn. „Von Otto habe ich einen Brief gehabt; er fühlt sich sehr unglücklich und tut mir wirklich leid." (Der Vater an Bernhard, 12. Juni 1842.) Verletzter Stolz und enttäuschte Gefühle trieben ihn auf Reisen. 1842 ging er nach Schottland, England, Frankreich, nach der Schweiz und Italien. Seine Gemütsverfassung gab ihm höchst abenteuerliche Reisepläne nach Ägypten und Asien ein. Über sein inneres und äußeres Leben in jener Zeit erfahren wir viel aus den köstlichen Briefen an seine geliebte Schwester, die schöne, vornehme Malwine.

Der Umgang Bismarcks mit seinen Standesgenossen beschränkte sich nicht auf Bälle, Partien, Gelage, sondern er trat ihnen auch in ständischen Vertretungen und politischem Meinungsaustausch näher. Bis tief in die Nacht hat er oft mit seinen Besuchern auf Kniephof politisiert. Im Oktober 1841 wurde er zweiter Kreisdeputierter, 1841 bis 1845 vertrat er seinen Bruder als Landrat; auch im Provinziallandtag 1845 bis 1847 erschien er. „Ich wurde zur Kritik geneigt, also »liberal« in dem Sinne, in welchem man das Wort damals im Kreise von Gutsbesitzern anwandte zur Bezeichnung der Unzufriedenheit mit der Bürokratie." Im Frühjahr 1844 machte Bismarck noch einmal einen Versuch mit dem Staatsdienst bei der Regierung in Potsdam. Der Plan scheiterte aber schon nach ein paar Tagen an seiner Unfähigkeit, sich bürokratischem Zwang zu fügen. Sein politisches Denken war damals konservativ-ständisch. „Es ist eine Verleumdung, daß ich je für ein Adelsregiment eingetreten sei." „Was ich etwa über auswärtige Politik dachte, war im Sinne der Freiheitskriege, vom preußischen Offiziersstandpunkte gesehn." Im Jahre 1842 sagte Otto von Bismarck zu seinem alten Freunde Adolf von Thadden: „er begriffe nicht, daß sich bei der schmählichen Übergabe preußischer Festungen 1806 nicht ein Leutnant gefunden hätte, der den Mut hatte, einem so frevelhaft handelnden General eine Kugel durch den Kopf zu jagen". Über preußische Großmacht- und Vergrößerungspolitik äußerte er damals: „Es sei das Hauptziel dieser

Gewaltigen auf Erden, ihr Herrschaftsgebiet auszudehnen, ihre Grenzen zu erweitern. Ich bin der Meinung, daß wir auch noch einmal eine Zeit bekommen werden, wo das Königreich Preußen einen bedeutenden Zuwachs erhalten wird." Das war das Erbe der großen preußischen konservativen Politiker aus den Befreiungskriegen, etwa eines v. d. Marwitz: im Innern der ständische Staat, nach außen große preußische Politik. Im Oktober 1844, bei der Hochzeit der Schwester Malwine mit dem Freiherrn Oskar Arnim von Kröchlendorff, feierte der alte Herr von Blankenburg auf Zimmerhausen seinen jungen Freund Bismarck als künftigen Minister. Seine politischen Genossen setzten schon damals die größten Hoffnungen auf den kühnen Junker.

Alles in allem umfaßt Bismarcks Leben in Kniephof einen unerhörten Reichtum an seelischem Erleben, an politischem Gedankenaustausch, an unmittelbarem Ergreifen menschlicher Wirklichkeit, endlich auch an literarischer Anregung. Bismarck las unendlich viel, vor allem Geschichte, sogar Louis Blanc. Er besaß u. a. Anastasius Grün, Freiligrath, Lenau, Sallet, Rückert; er las E. T. A. Hoffmann, George Sand, de Vigny, Eugen Sue, Bulwer; allein und in Lesekränzchen Goethe, Schiller, Platen, Shakespeare. In Byrons Dichtungen lebte er in jener Zeit, bis Shakespeare ihn ablöste. Vor allem aber rang sich in jenen Jahren das tiefste menschliche Bedürfnis des Mannes nach einem festen Halt und Stand im Kampf um die Weltanschauung durch. Die Zeit war nicht mehr fern, wo er seinen Frieden mit den Göttern machte, und seine persönliche Sehnsucht nach Liebe zugleich mit der religiösen Unruhe seines Herzens gestillt wurde. Beides fand er nach Überwindung vieler Widersprüche in den pietistischen Kreisen, denen er nahe trat.

Otto von Bismarck wird Landwirt.

Dem Ehrgeiz der Beamtenlaufbahn entsagend, erfüllte ich gern den Wunsch meiner Eltern, in die festgefahrene Bewirtschaftung unserer pommerschen Güter einzutreten. Auf dem Lande dachte ich zu leben und zu sterben, nachdem ich Erfolge in der Landwirtschaft erreicht haben würde, vielleicht auch im Kriege, wenn es einen gäbe. Soweit mir auf dem Lande Ehrgeiz verblieb, war es der des Landwehr-Leutnants.

Der Landrat von Marwitz-Rützenow erzählt: Eines Abends wollte ich mit einem Freunde von Regenwalde nach Naugard fahren. Es war schon spät, als wir durch Kniephof kamen, und wir beschlossen, dort die Nacht zu bleiben. Bismarck empfing uns sehr freundlich, sagte aber sogleich, er könne uns am andern Morgen keine Gesellschaft leisten, da er schon um 7 Uhr nach Naugard fahren müßte. Das wollten auch wir. Er empfahl uns wiederholt, nicht so früh aufzubrechen, sagte aber endlich: „Gut, wenn ihr es denn nicht anders wollt, so werde ich euch um halb sieben wecken."

Es war ziemlich spät, als er uns die Treppe hinauf zum Schlafzimmer geleitete. Vor dem Einschlafen sagte mein Gefährte: „Ich habe mehr getrunken, als ich gewohnt bin, und möchte morgen ausschlafen." „Das wird nicht gehen," sagte ich, „denn nach dem, was wir abgemacht haben, wird Bismarck uns um halb sieben mobil machen." „Abwarten", sagte der andere, verschloß die Tür und schob mit äußerster Kraftanstrengung einen schweren Schrank davor. Um halb sieben — es war schon hell — ruft Bismarck vor der Tür: „Seid ihr fertig?" Keine Antwort. Er drückt vergebens auf die Klinke und stößt mit dem Fuße die alte Türe ein, kann aber des Schrankes wegen nicht weiter. Bald darauf ruft er im Hofe: „Seid ihr fertig?" Kein Laut. Sogleich krachen zwei Pistolenschüsse, die Fensterscheiben klirren, und Kalk von der angeschossenen Decke fällt auf das Bett meines Gefährten. Da gibt dieser das Spiel verloren, bindet ein Handtuch an seinen Stock und steckt es als Friedensfahne zum Fenster hinaus. Bald darauf waren wir unten. Bismarck empfing uns beim Frühstück mit gewohnter Liebenswürdigkeit, ohne seines kleinen Sieges zu erwähnen ...

Vor längerer Zeit ritt er eines Tages auf Caleb neun Meilen, um in dem Badeorte Polzin den Abend zu tanzen und dabei eine vielumworbene junge Dame kennen zu lernen. Er machte ihr den Hof, schien ihr zu gefallen und dachte an Verlobung. Am folgenden Tage aber gab er diesen Ge-

danken auf, weil er erkannte, daß ihr Charakter nicht zu dem seinigen paßte. Tief verstimmt ritt er in der Nacht nach Hause. Quer durch einen Wald galoppierend, stürzte Caleb in einen breiten Graben. Bismarck wurde mit dem Kopf gegen einen Hügel geschleudert und blieb einige Zeit bewußtlos liegen. Als er erwachte, sah er beim Mondschein den treuen Caleb neben sich stehen, stieg auf und ritt ganz langsam nach Hause.

Keudell, Fürst und Fürstin Bismarck.

*

Bismarck erzählte am 21. Oktober 1877 bei Tisch in Varzin: Einst hatte ich in Kniephof einen Husarenleutnant bei mir zu Gaste, der im Begriffe stand, einen Onkel in der Nachbarschaft zu besuchen, der viel auf Etikette und wohlgezirkelte Sitte hielt und bei dem sich am nächsten Tage Gäste ähnlicher Art und Meinung zu einer Festlichkeit versammeln sollten. Ich beredete in der Nacht vorher den Leutnant zu scharfem Zechen und brachte ihm auf diesem Wege so viel guten Getränks bei (wenn ich mich recht erinnere, so war's „Kriegsbowle" = Champagner und Porter), daß er zuletzt beträchtlich mehr als genug hatte. Dann ließ ich am Morgen einen Wagen ohne Federn anspannen, auf dem ich mit meinem Gaste nach dem Schlosse des Onkels fuhr. Die Wege waren nicht gut, der Regen der vorhergegangenen Tage hatte sie aufgeweicht und in Kotlachen verwandelt, so daß wir beiden jungen Herren übel bespritzt ankamen, der Leutnant aber obendrein in seekranker Verfassung. Die Gesellschaft, die wir dort versammelt fanden, an die vierzig Personen, die Damen in großer Toilette, die Herren im Frack und weißer Binde, sah uns mit Blicken, die halb Staunen, halb Grausen waren, ins Zimmer treten, und der Husar wurde bald nachher unsichtbar. Ich setzte mich aber trotz des Abscheus, den die guten Leute sichtlich vor mir empfanden, heiter und gelassen mit ihnen zu Tisch und tat, als ob an mir nichts auszusetzen wäre. Man sagte dann, es wäre merkwürdig, daß ich gar keine Ahnung gehabt hätte, wie unangenehm ich aufgefallen sei.

Der „wilde" Bismarck.

Von Bismarck am 31. Januar 1871 in Versailles erzählt.

Die Bauern bei uns machten sich sehr wunderliche Vorstellungen. Da hieß es: wir wären etliche zusammen gewesen, junge Leute, in einem öffentlichen Lokale und hätten da etwas gegen den König gesagt, der dabei gesessen hätte, aber unerkannt. Da wäre er plötzlich aufgestanden, hätte den Mantel auseinander geschlagen und den Stern auf der Brust gezeigt. Die andern wären erschrocken, ich aber hätte mich nicht daran gekehrt und ihn grob behandelt. Da hätte ich zehn Jahre Gefängnis gekriegt und dürfte mich nicht rasieren. Nun trug ich damals einen Vollbart, was ich mir in Frankreich angewöhnt hatte, 1842, wo das eben aufkam, und so hieß es, alle Jahre in der Silvesternacht käme der Scharfrichter, der schnitte ihn mir ab. — Es waren reiche und sonst gar nicht dumme Bauern, die das erzählten, und sie sagten es nicht, weil sie was gegen mich hatten, sondern ganz gutmütig und voll Mitleid mit dem jungen Menschen.

Busch, Tagebuchblätter.

Grundsätze.

Tischgespräch. Friedrichsruh, 30. Dezember 1890.

Die von Bismarck erwähnte Cousine ist die Gräfin Karoline von Bismarck-Bohlen, vermählte von Malortie.

In meiner Jugend pflog ich mit einer philosophisch angehauchten Cousine, die mich gerne betanten wollte, oftmals Gespräche darüber, ob ich Grundsätze annehmen müsse oder nicht. Schließlich sagte ich ihr, und damit waren alle unsere Streitigkeiten zu Ende: „Wenn ich mit Grundsätzen durchs Leben gehen soll, so komme ich mir vor, als wenn ich durch einen engen Waldweg gehen sollte, und müßte eine lange Stange im Munde halten!"

Bismarcks erster Orden.

Im Sommer 1842 war Bismarck als Landwehroffizier bei der Stargarder Landwehr-Ulanen-Eskadron zu einer Übung eingezogen. Am Nachmittag des 24. Juni stand er mit Kameraden auf der Brücke, die über einen Teil des Lippehner Sees in der Neumark führt, als sein Reitknecht Hildebrand, der Sohn des Försters auf Bismarcks Gut, das Pferd zum Tränken und Schwemmen, dicht bei der Brücke, in den See ritt. Plötzlich verlor das Pferd den Grund, es überschlug sich und Hildebrand verschwand im Wasser. Bismarck warf den Säbel von sich, riß die Uniform ab und sprang kopfüber in den See. Er bekam Hildebrand auch glücklich zu fassen, der Ertrinkende umklammerte aber seinen Retter so gefährlich, daß dieser erst mit ihm auf den Grund gehen mußte, um sich von ihm loszumachen. Es gelang, und Bismarck zog schwimmend seinen Diener, der bewußtlos geworden war, hinter sich her ans Ufer. Hildebrand kam wieder zu sich und war am nächsten Tage gesund. Bismarck erhielt die Medaille „für Rettung aus Gefahr". Als diese Auszeichnung noch seine einzige war, soll ihn ein reich dekorierter Diplomat etwas von oben herab nach der Bedeutung der bescheidenen Denkmünze am gelben Band gefragt haben. Bismarck habe rasch, mit einem ernsten Blick, entgegnet: „Ich habe die Gewohnheit, zuweilen einem Menschen das Leben zu retten."

Heseliel, Graf Bismarck.

Bismarck und Oberpräsident von Meding.

Potsdam 1844.

Der Oberpräsident von Meding ließ Bismarck, als er um Urlaub zu bitten kam, nach seiner Weise warten, bis Bismarck dem alten Portier die Bestellung gab: „Sagen Sie dem Herrn Oberpräsidenten von mir, ich wäre fortgegangen, aber ich käme auch nicht wieder." — Kurz nachher erschien Bismarck zu einem Berliner Essen als erster Gast, gleich nach ihm, als zweiter, Meding. „Ich weiß nicht, ob die Herren

sich kennen?" Rasch versetzte Bismarck: „Ich habe nicht die Ehre", und nach der Vorstellung sagte er gnädig lächelnd zu dem Älteren: „Freut mich sehr."

Nach Marcks, Bismarck.

Marie von Thadden an Blanckenburg.

Die fromme Marie von Thadden berichtet ihrem Verlobten, Moritz von Blanckenburg, über einen Besuch Bismarcks bei ihrer Mutter. Es waren erst ein paar Monate seit seiner Rückkehr aus Paris vergangen.

Trieglaff, 7. Februar 1843.

Ich habe noch nie jemanden seinen Unglauben oder vielmehr Pantheismus so frei und klar auseinandersetzen hören ... Ottos traurige Ansichten, in denen er selbst sich ja so sehr unbefriedigt fühlt, kennst du ja. Aufrichtig ist er unstreitig, und das hat ja eine große Verheißung, auch hat er doch noch eine gewisse Scheu vor dem blauen Dunstgebilde von Gott, was er sich gemacht hat ... Er sprach mit Ernst davon, wie er seit seinem sechzehnten Jahr nicht gebetet habe: „er wisse die Nacht so gut, wo er es zum letzten Male getan, und dann wissentlich gelassen ..." Ein vollständiger Pantheismus; die Anmaßung der Gläubigen, ihre Ansicht für die rechte zu halten, die Größe seines Gottes, der sich um ein solches Stäubchen wie er nicht bekümmern könne, seine volle Glaubenslosigkeit, entfernte Sehnsucht danach, völlige Gleichgültigkeit gegen Freud' und Schmerz, stete bodenlose Langeweile und Leere. ‚Wie kann ich denn glauben, da ich doch einmal keinen Glauben habe; der muß entweder in mich hineinfahren oder ohne mein Zutun und Wollen in mir aufschießen.' Er war sehr aufgeregt, wurde manchmal dunkelrot, konnte aber doch nicht fortkommen ... [Die Mutter Thadden hat ihm, oft mit Tränen im Auge, mit unbefangener Herzlichkeit zugeredet, und noch eine Viertelstunde, ehe er in dem entfernten Greifenberg zum Essen sein sollte, hat er lebhaft demonstrierend vor ihr gestanden.] Otto war sichtlich neu und angenehm davon berührt, er fühlte die Liebe zu seiner Seele durch, Du kennst ihn ja auch, so gemüt-

lich wie er dann wird ... [Marie von Thadden sieht ihm betrübt nach Greifenberg noch: sie fürchtet, er würde sich dort den Eindruck „vertrinken". Am 9. Februar schreibt sie von einem zweiten Besuch:] Der arme Otto, ich glaube doch schwerlich, daß er so bald wiederkommt, ich muß so viel an ihn denken; wenn Du doch hier wärst, daß Du ihm nachgehen könntest ... Seine einnehmende Persönlichkeit besticht mich gar zu sehr, daß ich immer nicht recht an sein wüstes Leben glauben kann, wenn ich ihn sehe.

Marcks, Bismarck.

Otto von Bismarck an seinen Vater.

Norderney, 8. August 1844.

... Als wir in See kamen, fing es heftig zu regnen an, und etwa 2 Meilen von der Insel Wangeroog liefen wir auf einer Sandbank fest, so daß wir die Nacht über liegen bleiben mußten, um die Flut abzuwarten. Während der Zeit überfiel uns das tollste Gewitter, welches ich je gesehen habe; zum Glück ganz ohne Wind, aber wohl 2 Stunden mit wenig unterbrochenem Donner und Blitz. Ich war mit Herrn v. Friesen aus Rammelburg und dem Kapitän allein auf dem Verdeck, als ein betäubender Schlag mit Donner und Blitz ganz zugleich fiel. Friesen und ich taumelten aneinander, und jeder dachte vom andern, er brennte; der Strahl hatte einige Schritte von uns den Kettenkasten getroffen und an der aushängenden Kette seinen Weg bis ins Wasser genommen. In derselben Minute erfolgten noch drei ähnliche Schläge in der unmittelbarsten Nähe des Schiffes, so daß die ganze See um uns aufbrauste. Einige Damen wurden ohnmächtig, andere weinten, und die Stille in der Herrenkajüte wurde nur durch das laute Beten eines Bremer Kaufmanns unterbrochen, der mir vorher viel mehr auf seine Weste als auf seinen Gott zu geben schien. Als ich mich nach dem Schlage, der das Schiff traf, mit der Frage an den Kapitän wandte, wo der Blitz wohl sitzen möchte, war dieser Mann gänzlich außer stande zu antworten; er war blaublaß im

Gesicht, die Lippen bebten ihm wie im Fieberfrost, und er war fast ohne Besinnung. Ich hätte wohl sehen mögen, was für Kommando er hätte geben können, wenn das Schiff etwa in Brand geraten wäre; gegen mich geriet er in eine abergläubische Aufregung, die er erst späterhin zu äußern im stande war, weil ich zur Beruhigung der alten Gräfin K., die in größtem Schreck an die Tür stürzte, einige Scherze über den Donner machte.

Bismarck an seine Schwester Malwine.

Norderney, 9. September 1844.

... Man badet nur zur Zeit des höchsten Wassers, weil dann der stärkste Wellenschlag ist, eine Zeit, die zwischen 6 morgens und 6 abends täglich um eine Stunde später eintritt — und in angenehmer Abwechselung die Vorzüge eines windkalten, regnerischen Sommermorgens bald in Gottes herrlicher Natur unter den erhebenden Eindrücken von Sand und Seewasser genießen läßt, bald in meines Wirtes Mousse Omme Fimmen 5 Fuß langem Bett unter den behaglichen Empfindungen, die das Liegen auf einer Seegrasmatratze in mir zu erwecken pflegt. Ebenso wechselt die table d'hôte ihrer Zeit nach zwischen 1 und 5 Uhr, ihren Bestandteilen nach zwischen Schellfisch, Bohnen und Hammel an den ungeraden, und Seezunge, Erbsen und Kalb an den geraden Tagen des Monats, woran sich im ersten Falle süßer Gries mit Fruchtsauce, im zweiten Pudding mit Rosinen anschließt. Damit das Auge den Gaumen nicht beneidet, sitzt neben mir eine Dame aus Dänemark, deren Anblick mich mit Wehmut und Heimweh füllt, denn sie erinnert mich an Pfeffer in Kniephof, wenn er sehr mager war, sie muß ein herrliches Gemüt haben, oder das Schicksal war ungerecht gegen sie, auch ist ihre Stimme sanft, und sie bietet mir zweimal von jeder Schüssel an, die vor ihr steht. Mir gegenüber sitzt der alte Graf Beust, eine jener Gestalten, die uns im Traum erscheinen, wenn wir schlafend übel werden; ein dicker Frosch

ohne Beine, der vor jedem Bissen den Mund wie einen Nachtsack bis an die Schultern aufreißt, so daß ich mich schwindelnd am Rand des Tisches halte. Mein anderer Nachbar ist ein russischer Offizier; ein guter Junge, gebaut wie ein Stiefelknecht, langer schlanker Leib und kurze krumme Beine ... Das Baden gefällt mir hier sehr, und so einsam es ist, bleibe ich nicht ungern noch einige Tage. Der Strand ist prächtig, ganz flach, ebener, weicher Sand ohne alle Steine, und Wellenschlag, wie ich ihn weder in der Ostsee noch bei Dieppe je gesehen habe. Wenn ich eben noch bis an die Knie im Wasser stehe, so kommt eine haushohe Welle (die Häuser sind hier nicht so hoch wie das Berliner Schloß), dreht mich zehnmal rundum und wirft mich 20 Schritt davon in den Sand, ein einfaches Vergnügen, dem ich mich aber täglich con amore so lange hingebe, als es die ärztlichen Vorschriften irgend gestatten. Mit der See habe ich mich überhaupt sehr befreundet; täglich segle ich einige Stunden, um dabei zu fischen und nach Delphinen und Seehunden zu schießen, von letzteren hab ich nur einen erlegt; ein so gutmütiges Hundegesicht mit großen schönen Augen, daß es mir ordentlich leid tat. Vor 14 Tagen hatten wir Stürme von seltener Heftigkeit; einige zwanzig Schiffe aller Nationen sind an den Inseln hier gestrandet, und mehrere Tage lang trieben unzählige Trümmer von Schiffen, Utensilien, Waren in Fässern, Leichen, Kleider und Papiere an. Ich selbst habe eine kleine Probe gehabt, wie Sturm aussieht; ich war mit einem fischenden Freunde, Tonke Hams, in 4 Stunden nach der Insel Wangeroog gefahren, auf dem Rückwege wurden wir in dem kleinen Boot 24 Stunden umhergeschaukelt und hatten schon in der ersten keinen trockenen Faden an uns, obgleich ich in einer angeblichen Kajüte lag; zum Glück waren wir mit Schinken und Portwein hinreichend verproviantiert, sonst wäre die Fahrt sehr verdrießlich gewesen ... Leb wohl, mein Schatz, mein Herz, mein ... Dein treuer Bruder Bismarck.

Bismarck an seine Schwester Malwine.

Malwine hatte sich am 30. Oktober 1844 mit dem Landrat Oskar von Arnim-Kröchlendorff verheiratet.

Schönhausen, 4. Dezember 1844. Abends $9^1/_2$.

Ma sœur ... Nach Eurer Abreise haben wir das Haus natürlich sehr einsam gefunden, und ich habe mich an den Ofen gesetzt, geraucht und Betrachtungen darüber angestellt, wie unnatürlich und selbstsüchtig es ist, wenn Mädchen, die Brüder haben und obendrein unverehelichte, sich rücksichtslos verheiraten und tun, als wenn sie nur in der Welt wären, um ihren fabelhaften Neigungen zu folgen, eine Selbstsucht, von der ich unser Geschlecht und mich persönlich glücklich frei weiß. Nachdem ich das Unfruchtbare dieser Betrachtungen eingesehen hatte, erhob ich mich von dem grünledernen Stuhl, auf dem Du mit Miß [Gesellschaftsdame Malwinens] und Oskar zu küssen und zu flüstern pflegtest, und stürzte mich köpflings in die Wahlumtriebe [für die Landratswahlen] ...

Nächstdem lebe ich hier mit dem Vater lesend, rauchend und spazierengehend, helfe ihm Neunaugen essen und spiele zuweilen Komödie mit ihm, die es ihm gefällt, Fuchsjagd zu nennen; wir gehen nämlich bei starkem Regen, oder jetzt 6 Grad Frost, mit Ihle, Bellin und Karl [Gutsbeamte] hinaus, umstellen mit aller jägermäßigen Vorsicht, lautlos unter sorgfältiger Beachtung des Windes einen Kieferbusch, von dem wir alle, und vielleicht auch der Vater, unumstößlich überzeugt sind, daß, außer einigen Holz suchenden Weibern, kein lebendes Geschöpf darin ist. Darauf gehen Ihle, Karl und zwei Hunde unter Ausstoßung der seltsamsten und schrecklichsten Töne besonders von Seiten Ihles, durch den Busch, der Vater steht regungslos und aufmerksam mit schußfertigem Gewehr, genau als wenn er wirklich ein Tier erwartete, bis Ihle dicht vor ihm schreit: „hu, la, la, he, he, faß, häh, häh!“ in den sonderbarsten Kehllauten. Dann fragt mich der Vater ganz unbefangen, ob ich nichts gesehen habe, und ich sage mit einem möglichst natürlich gegebenen Anflug von Verwunderung im Tone: nein, nicht das Mindeste!

Dann gehen wir, auf das Wetter schimpfend, zu einem anderen Busch, dessen vermutliche Ergiebigkeit an Wild Ihle mit einer recht natürlich gespielten Zuversicht zu rühmen pflegt, und spielen dal segno [dasselbe noch einmal]. So geht es 3 bis 4 Stunden lang, ohne daß in Vater, Ihle und Fingal [Jagdhund] die Passion einen Augenblick zu erkalten scheint. Außerdem besehen wir täglich zweimal das Orangeriehaus und einmal die Schäferei, vergleichen stündlich die vier Thermometer in der Stube, rücken die Zeiger des Wetterglases und haben, seit das Wetter klar ist, die Uhren nach der Sonne in solche Übereinstimmung gebracht, daß nur die an der Bibliothek noch einen einzigen Schlag nachtut, wenn die andern a tempo ausgeschlagen haben. Karl V. war ein dummer Kerl! ...

Im Kloster San Yuste soll Kaiser Karl V. vergeblich versucht haben, seine Uhren in gleichen Gang zu bringen. — Wie schwer Otto von Bismarck die Trennung von der geliebten Schwester fiel, geht aus den Worten hervor, die er am 24. April 1867 zu Keudell sprach: „Ich fühlte mich tief unglücklich, als meine heißgeliebte Schwester mir entrissen wurde, obgleich Arnim doch mein bester Freund war, und obgleich ich diese Heirat als ein großes Glück für beide Teile anerkennen mußte. Die Unvollkommenheiten der menschlichen Dinge, die engen Schranken alles menschlichen Glücks, kamen mir da zum erstenmal recht lebhaft ins Bewußtsein."

Otto von Bismarck an Gustav Scharlach.

Nach achtjährigem Schweigen schrieb Bismarck unterm 4. August 1844 auf der Reise nach Norderney aus Hannover an seinen alten Korpsbruder: „Ich habe seitdem 5 Jahre allein auf dem Lande gelebt, und mich mit einigem Erfolg der Verbesserung meines Wechsels gewidmet, kann das einsame Landjunkerleben aber nicht länger aushalten und kämpfe mit mir, ob ich mich wieder im Staatsdienst beschäftigen oder auf weit aussehende Reisen gehen soll. Einstweilen habe ich mich vor 4 Monaten wieder bei der Regierung anstellen lassen, 6 Wochen gearbeitet, die Leute und Geschäfte grade so schaal und unersprießlich gefunden, wie früher, und bin seitdem auf Urlaub, treibe willenlos auf dem Strom des Lebens ohne anderes Steuer als die Neigung des Augenblicks, und es ist mir ziemlich gleichgültig, wo er mich ans Land wirft." —

Vier Monate nach diesem Brief entwarf Bismarck dem alten Freund in dem folgenden Schreiben eine Skizze seines Lebens und

Treibens von seiner Aachener Zeit (1836) bis fast zum Abschluß seines Pommerschen Landjunker-Daseins. Am 22. November 1845 starb der Vater, und Otto von Bismarck übernahm das Stammgut Schönhausen in der Altmark.

Kniephof bei Naugard, 9. Januar 1845.

Lieber Scharlach alias Giesecke!

Aus meinen Wünschen, Dich auf meiner Rückreise von Nordernen aufzusuchen, ist nichts geworden, und zwar aus einem sehr trivialen Grunde; ich hatte den dortigen Spieler, Herrn Hartog, wider meinen Willen, so freigebig unterstützt, daß mir nur eben so viel Geld übrig blieb, in Gesellschaft eines Bekannten über Hamburg, als den wohlfeilsten Weg, heimzukehren, und erreichte meines Vaters Hof mit Müh' und Noth, d. h. ich kam mit 25 sgl. auf seinem Gute an der Elbe an [Schönhausen], und war froh, daß ich durch mein unverdächtiges Aussehen der Bezahlung eines Passes an der Gränze entging. — Ich will Dich zuerst au fait setzen von dem, was mir seit unserer Trennung widerfahren ist. Bis Aachen kennst Du, glaube ich, meine Schicksale. Dort eröffneten sich mir durch das Wohlwollen einflußreicher Leute in Berlin sehr günstige Aussichten für das, was man eine glänzende Carrière nennt; und vielleicht hätte der Ehrgeiz, der damals mein Lotse war, noch länger und für immer mein Steuer geführt, wenn nicht eine bildschöne Engländerin mich verleitet hätte, den Cours zu ändern, und 6 Monate ohne den geringsten Urlaub auf ausländischen Meeren in ihrem Kielwasser zu fahren. Ich nöthigte sie endlich zum Beilegen, sie strich die Flagge, doch nach zweimonatlichem Besitz ward mir die Prise von einem einarmigen Obristen mit 50 Jahren, 4 Pferden und 15000 rl. Revenüen wieder abgejagt. Arm im Beutel, krank am Herzen, kehrte ich nach Pommern heim ... Ich trat darauf bei der Regierung in Potsdam in Dienst, suchte mich durch Spiel und Trunk zu zerstreuen, machte unverhältnismäßige Schulden, wurde Militär, um meiner Dienstpflicht zu genügen, gerieth in üble Zwiste mit meinem Chef, und ergriff unter diesen Umständen

mit Begierde und mit der frohen Hoffnung, die ein Ausweg aus einer ruinierten Stellung in neue Verhältnisse gewährt, das Anerbieten meines Vaters, seine hiesigen Güter zu übernehmen, die groß, stark verschuldet und so verwirtschaftet waren, daß sie fraßen, statt einzubringen. Ich hielt mich noch 6 Monat in Greifswald auf, um auf der landwirtschaftlichen Akademie in Eldena nichts zu lernen, als was ich in jedem Buche lesen konnte, und setzte mich dann mit der vollen Unwissenheit eines schriftgelehrten Stadtkindes in eine sehr ausgedehnte und verwickelte Wirtschaft. Ich fand mich hinein, rettete den größten Theil meines zu erwartenden Vermögens, und die Beschäftigung gefiel mir zwei Jahre lang bis 41, wegen ihrer Unabhängigkeit; ich habe nie Vorgesetzte vertragen können, und hatte während meiner amtlichen Thätigkeit, theils aus gerechter Abneigung gegen unser verknöchertes Formenwesen, das in keinem Posten die mindeste Aussicht auf Selbständigkeit bietet, theils in der letzten Zeit aus Trägheit und Widerspruchsgeist, einen solchen Widerwillen gegen alles, was mit der Bureaukratie zusammenhängt, eingesogen, daß ich sogar den angenehmen Posten eines Landraths ausschlug, der mir durch Wahl der hiesigen Stände geboten wurde, und den infolgedessen mein Bruder eingenommen hat. Ich sprach von 2 Jahren; nach dieser Zeit verliebte und verlobte ich mich abermals [d. h. B. versprach sich mit Ottilie von Puttkammer auf Schloß Pansin], erzürnte mich 14 Tage nachher mit der Mutter meiner Braut, einer Frau, die, um ihr Gerechtigkeit zu thun, eine der bösesten ist, die ich kenne, und die das Bedürfnis hat, noch selbst der Gegenstand zärtlicher Blicke zu sein. Nach fast jahrelangen Intriguen gelang es ihr, meiner Braut einen höchst lakonischen Absagebrief in die Feder zu geben [nachdem sogar der Vater Bismarck in einem von dem Sohn inspirierten Schreiben sich werbend ins Mittel gelegt]. Ich hielt es meiner Würde nicht angemessen, die beleidigte Aufgeregtheit eines Gemüths zu zeigen, und ihr mit einigen Schüssen auf Brüder und dergl. der Ungetreuen Luft zu machen; ich trat in meiner Eigenschaft als Landwehroffizier

auf einige Monate zur Dienstleistung in ein Ulanenregiment, focht tapfer gegen Staub und markirte Feinde, und da ich auch im Drange dieser Thaten meine Ruhe nicht fand, brauchte ich das Universalmittel für Verliebte, ich ging auf Reisen und wurde wieder liederlich. Von Edinburg durch England und Frankreich trug ich meinen Kummer über die Alpen, und war im Begriff über Triest nach dem Orient zu gehen, eventualiter die Afghanen durch die Lupe zu besehen, wozu ich mit Empfehlungen ausgerüstet war, als mir mein Vater in einem thränenfeuchten Brief, der von einsamem Alter (73 Jahr, Witwer, taub), Sterben und Wiedersehen sprach, die Heimkehr anbefahl. Ich kam zurück — er starb nicht — und ich suchte in diesem Sommer einem Leiden durch Dieffenbach und Norderney abzuhelfen. Vorher, im Frühjahr, machte ich einen sechswöchentlichen Versuch, eine andere Krankheit, eine an Lebensüberdruß grenzende Gelangweiltheit durch alles, was mich umgiebt, zu heilen, indem ich mich durch besondere Vergünstigung eines unserer Minister als Volontär wieder im Staatsdienst beschäftigen ließ, und die angestrengte Arbeit in der insipiden und leeres Stroh dreschenden Schreiberei unserer Verwaltung, als eine Art von geistigem Holzhauen betrachtete, um meinem theilnahmslos erschlafften Geist wieder etwas von dem gesunden Zustande zu geben, den einförmige und regelmäßige Thätigkeit für den Körper herbeizuführen pflegt. Aber theils war mir die krähwinklige Anmaßung oder lächerliche Herablassung der Vorgesetzten nach langer Entwöhnung noch fataler, als sonst, theils nöthigten mich häusliche Vorfälle, Unordnungen in meiner Verwaltung, Verlust meines bisherigen Administrators u. s. w. nach meiner Rückkehr von Norderney, die Verwaltung meiner Güter wieder selbst zu übernehmen. Seitdem sitze ich hier [in Kniephof], unverheirathet, sehr einsam, 29 Jahre alt, körperlich wieder gesund, aber geistig ziemlich unempfänglich, treibe meine Geschäfte mit Pünktlichkeit, aber ohne besondere Theilnahme, suche meinen Untergebenen das Leben in ihrer Art behaglich zu machen und sehe ohne Ärger an, wie sie mich dafür betrügen. Des Vormittags bin ich verdrieslich, nach Tische allen milden

Gefühlen zugänglich. Mein Umgang besteht in Hunden, Pferden und Landjunkern, und bei Letzteren erfreue ich mich einigen Ansehens, weil ich Geschriebenes mit Leichtigkeit lesen kann, mich zu jeder Zeit wie ein Mensch kleide, und dabei ein Stück Wild mit der Accurateſſe eines Metzgers zerwirke, ruhig und dreist reite, ganz schwere Cigarren rauche und meine Gäste mit freundlicher Kaltblütigkeit unter den Tisch trinke ... So vegetiere ich fast wie ein Uhrwerk, ohne besondere Wünsche oder Befürchtungen zu haben; ein sehr harmonischer und sehr langweiliger Zustand.

Briefwechsel mit Scharlach.

Die innere Wendung.

Otto von Bismarck wurde von Kniephof aus durch seinen Jugendfreund Moritz von Blanckenburg auf Cardemin in das Haus Adolfs von Thadden auf Trieglaff eingeführt. Thadden war ein „Bibelhusar", ein alter Kämpfer aus den Befreiungskriegen mit ihrer religiösen Begeisterung, die in Pommern eine orthodox-pietistische Wendung genommen hatte. Die pommerschen Pietisten verehrten in Adolf von Thadden ihr Haupt. Sie lebten in Absonderung von der Kirche, hielten Gebets- und Erbauungsstunden und sammelten die Stillen im Lande um sich. Thadden selbst war kein Kopfhänger, sondern ein fröhlicher, lebendiger Mann, zu barockem Humor aufgelegt. Zu dem Kreise gehörten die Brüder von Below, die Puttkammer auf Reinfeld, die Blanckenburg auf Zimmerhausen, und weiter die drei Brüder von Gerlach, Leopold der General, Ludwig der Jurist und Otto der Theologe, Bismarcks junger Onkel Hans von Kleist-Retzow, Hermann Wagener u. a. Es waren ungefähr seine späteren politischen Kampfgenossen — und Gegner. 1842 verlobte sich Moritz von Blanckenburg mit der schönen, lebhaften Tochter Adolfs von Thadden, Marie. Der „tolle Bismarck" erschien den pietistischen Freunden als ein Verlorener, und sie versuchten manchen starken Zauber, um die Seele des unglücklichen Weltkindes zu retten. Einer der stärksten war die Enthüllung, die Moritz seinem Freunde Otto machte, daß eine fromme junge Verwandte, die unheilbar erkrankt sei, den Freund Otto

liebe, und nicht leben und nicht sterben könne, bis sie ihn bekehrt wisse. Otto von Bismarck muß doch ergriffen gewesen sein, denn Blanckenburg schreibt ihm auf seine Antwort zurück: „Warum hast Du geweint? ... O, Otto, Otto, es ist jedes Wort in Deinem Briefe wahr, und so muß alles sein, so mußt Du die Welt ansehn, so mußt Du vor Gott werden, den Du nicht kennst, so mußt Du das elende Getriebe dieser Welt verachten." Aber mit einem Handstreich war die Festung nicht zu nehmen. Bismarck brach bald den geistlichen Briefwechsel ab. Am 4. Oktober 1844 feierten Moritz von Blanckenburg und Marie von Thadden Hochzeit in Trieglaff. Der alte Herr von Thadden ließ ein kleines Feuerwerk steigen; ein Funke zündete, und das Dorf mit den Wirtschaftsgebäuden brannte nieder. Bismarck half retten. „Ich sehe ihn noch heute vor mir, die hochgewachsene, reckenhafte Figur im dunkelgrünen Reitfrack, Reithosen und Stulpenstiefeln." (W. v. Kardorff.) Einer Frau, die in der Brandnacht vom Löschen abriet und zum Beten ermahnte, habe Bismarck mit Cromwell geantwortet: „Betet, aber haltet euer Pulver trocken." («Pray and keep your powder dry.») Natürlich gab es in dem frommen Kreise viele Religionsgespräche. Bismarck konnte sich ein persönliches Verhältnis zur Gottheit damals nicht ausdenken. Der alte Thadden führte einmal Herweghs Verse an: „Und wer mit seinem Gott gegrollt, kann auch mit seinem König grollen." Bismarck bemerkte: „Freilich, wenn man Gott lieben könne, dann könne man auch mit Gott grollen." „Die kalte Eleganz", „das wüste Treiben" des „großen, interessanten Weltmannes" zog die Frauen an und beunruhigte sie zugleich um sein Heil. Ihn wiederum stieß die Gefühlsweichheit der Pietisten ab, während ihn ihre innere Ruhe und Geschlossenheit anzog. Auf der Thaddenschen Hochzeit hatte Bismarck Johanna von Puttkamer, die einzige Tochter des Herrn von Puttkamer auf Reinfeld und der gestrengen Frau Luitgard, zu Tisch geführt. Im April und am Pfingsttag 1845 traf er sie wieder in Cardemin. Inzwischen war der Vater Bismarck kränker geworden. „Ich glaube," schrieb er in früheren Tagen an den Sohn Bernhard, „daß der Médoc und Rheinwein nicht genug durchgreift, ich habe mich daher auf Portwein und Sherry gesetzt." „Und trotz diesen schönen Mitteln habe ich es doch ins Kreuz gekricht, es ist nichts, wenn man alt wird." Jetzt quälte ihn ein Schlundleiden: „Es ist kein Wunder," meint er, „wenn eine so viel befahrene Chaussee am Ende schadhaft wird." „Der alte Gott lebt noch, und ich vertraue sehr auf seine Hülfe." Und im September: „Ich freue mich unendlich, Otto zu sehn." Otto kam und pflegte den

Vater. Am 22. November 1845 erlag der vierundsiebzigjährige Herr von Bismarck seinen Leiden. Otto von Bismarck entschloß sich bald (April 1846), nach Schönhausen umzusiedeln. „Er will Deich- und Landgeschäfte treiben", hieß es im November 1846. In der Tat wurde Bismarck 1847 endgültig „Deichhauptmann für den unteren magdeburgischen Deichbezirk, von Jerichow bis unterhalb Sandau". Auch am öffentlichen Leben seiner Provinz gedachte er teilzunehmen. Doch vorher noch entschied sich sein persönliches Schicksal. Bismarck reiste 1846 mehrfach zwischen Schönhausen und Pommern hin und her. Er weilte im Juli 1846 gerade in Schönhausen; da erging von Marie von Blanckenburg der Ruf zu einer gemeinsamen Reise in den Harz. Moritz von Blanckenburg, seine Frau Marie, Johanna von Puttkamer und Otto von Bismarck, ein junger Geistlicher, der spätere Berliner Missionsinspektor Wangemann, und eine befreundete Familie, — dies war die Reisegesellschaft. „Der Harz wird ganz fromm"; aber „man merkte nicht, daß Pietisten reisten". Auf dieser Harzreise gewannen sich Otto von Bismarck und Johanna von Puttkamer, „das einzig fromme, reine, tiefe Mädchen", lieb. „Sie ist äußerst gescheut, durch und durch musikalisch, kohlschwarze oder glänzend braune Augen mit einem hellen glänzenden Lichte. Die Züge haben sonst nichts hervorstechend Antikes, aber äußerst lieblich. Sie ist durch und durch ein geistreicher Student, höchst originell mit einem tiefen, frommen Herzen, dem alle Pietisterei fremd ist, das mit der allerholdesten Kindeseinfalt Walzer spielt, wie ich es noch nie gehört habe." (Moritz von Blanckenburg 1844.) „Ein einzig tiefes Gemüt zum Glücklichmachen hat das schwarze Mädchen, eine warme, tiefe, starke, unentweihte Kraft der Liebe." (Marie von Blanckenburg 1845.) Die treue Freundin Marie hat für Otto von Bismarck das Glück der Liebe und den Segen der Bekehrung von Johanna von Puttkamer ersehnt: aber es mußten noch harte Schläge auf Bismarcks Herz fallen, bis beides auf einmal in dem verschlossenen, scheu empfindenden Manne zum Durchbruch kam. Die Häuser von Thadden und von Blanckenburg wurden im selben Jahr 1846 von bitterem Leid heimgesucht. Am 19. August 1846 starb der jüngere Bruder der Freundin Marie von Blanckenburg am Typhus. Die Seuche wütete in Pommern. Sie raffte Anfang Oktober auch Frau von Thadden, die Mutter, hin. Bismarck eilte nach Trieglaff. Die Sterbende hatte noch über Bismarcks Seelenheil phantasiert. „Bismarcks Anwesenheit", schreibt die Tochter Marie an Johanna von Puttkammer, „war mir sehr lieb und teuer, seine stumme, weiche Teilnahme war mir sehr lieb."

Aber noch war das Maß des Leids nicht voll. Am 17. Oktober 1846 erkrankte Marie von Blanckenburg selbst und starb am 10. November in Cardemin. Bismarck war in Kniephof und teilte mit dem Freunde den Kummer um die geliebte Frau. Die Sterbende ließ Otto mit tiefem Ernste bestellen, „daß er sich jetzt bekehren müsse, es sei die höchste Zeit".

An Bismarck rüttelten die traurigen Erlebnisse, der Schmerz um die Freundin und die Ergebenheit der Hinterbliebenen in das harte Geschick. Moritz von Blanckenburg schrieb an Johanna von Puttkammer: „Mein treuer Freund Otto kam und weinte sich sehr satt. Er sagte: jetzt glaube ich an eine Ewigkeit — oder es hat Gott auch die Welt nicht erschaffen." Bismarck ist nicht in einem Bußkrampf zusammengebrochen, sein nun ergriffener Gottglaube war auch nicht eine Unterwerfung des germanischen Urrecken unter den Christengott, sondern er war die Frucht eines langen, stolzen Ringens, einer langen Entwicklung, von der nur die innigsten Freunde und zuletzt die Geliebte seines Herzens wußte. Die Liebe hat den Abschluß beschleunigt und vollendet. „All sein Leben lang haben diese zwei Richtungen sich in ihm stoßen, vertragen, auseinandersetzen müssen, die riesige selbstherrliche Gewalt seines Ich und der Drang nach Anerkenntnis des Allgemeinen, Höheren, zumeist des Göttlichen. Ihre Auseinandersetzung war das immer wieder frische Problem seines gesamten und auch seines religiösen Daseins." (Erich Marcks.) Der Werbebrief an Herrn von Puttkammer, dieses große und wahre Zeugnis von Bismarcks innerer Wandlung, ist nicht verständlich ohne die vorangegangene, dort im allgemeinen angedeutete Entwicklung. Um den 21. Dezember 1846 hat Otto von Bismarck in einem Gasthof zu Stettin diesen Brief geschrieben, der die Reihe seiner unvergleichlichen Briefe an die Braut und Gattin eröffnet. Am Weihnachtstag traf dieser Brief in Reinfeld ein. Am 12. Januar 1847 kam der Brautwerber selbst und führte auch hier, wie so oft, die Entscheidung mit einer kühnen überraschenden Wendung herbei.

Marie von Thadden an Elisabeth von Mittelstädt.

Elisabeth v. Mittelstädt war die Tochter des Konsistorialpräsidenten von Stettin, heiratete später den Missionsinspektor Wangemann.

Winter 1844/45.

Einen Menschen zu sehen, der so leidet unter der Kälte des Unglaubens wie Otto Bismarck, hat etwas sehr Melancholisches, dabei stunden-, tagelang über all die heiligen großen Wahrheiten sprechen hören und doch unmöglich einem armen erstarrten Herzen nur einen Tropfen von dem Frieden, der aus dem Glauben kommt, beibringen zu können, das ist tief schmerzlich. Klagen hat er genug, Schmerz über das eigne und der Welt Elend, Sehnsucht nach Frieden, und doch kann und will er nicht glauben.

Marcks, Bismarck.

Otto von Bismarck an seinen Vater.

Kniephof, Pfingstsonntag 1845.

Heut zum Fest bin ich in Cardemin [zu Moritz von Blanckenburg] eingeladen, morgen in Cummerow [zu Bülow-Cummerow], Zimmerhausen [zu Blanckenburg, den Eltern] und Schlosser. Ich wollte, die Leute kauften mir lieber mein Mastvieh ab, anstatt mich zu Mittag zu bitten. Die Hammel hat noch nicht einmal einer angesehen, und in Berlin fallen die Preise täglich.

Bismarckjahrbuch.

Bismarck an seine Schwester Malwine.

Schönhausen, 22. Mai 1846.

Liebe Arnimen, Ich habe in diesen Tagen so viel Briefe schreiben müssen, daß mir nur noch ein halber mit Kaffee befleckter Bogen geblieben ist, den ich Dir deshalb aber nicht vorenthalten will. Meine Existenz hier ist nicht die vergnüglichste gewesen. Inventarien anfertigen ist langweilig, namentlich, wenn man von den Schurken, den Taxatoren, dreimal aus nichtigen Gründen im Stich gelassen wird und

tagelang vergeblich warten muß. Außerdem ist mir ein Beträchtliches an Korn verhagelt (den 17.) und endlich habe ich noch immer einen höchst widerwärtigen Husten, obgleich ich seit Angermünde keinen Wein getrunken und mich vor jeder Erkältung sorgfältig in Acht genommen habe, über Mangel an Appetit nicht klagen kann und schlafe wie ein Dachs. Dabei verhöhnt mich jeder wegen meines gesunden Aussehens, wenn ich behaupte, an der Brust zu leiden ...

Dein schwindsüchtiger Bruder
Bismarck.

Bismarck an Marie von Blanckenburg.

Kniephof [11. April 1846]. Sonnabend. Sehr früh.

Am letzten Dienstag sagten Sie,
es fehle mir an Poesie.
Damit Sie nun doch klar ersehn,
Wie sehr Sie mich da mißverstehn,
so schreib ich Ihnen Frau Marie
in Versen, gleich des Morgens früh.
Ich würde zwar poetscher sein
am Abend bei des Mondes Schein,
und wenn statt Kaffee neben mir
Champagner ständ und bairisch Bier;
doch als ich heute früh erwachte,
und aller meiner Sünden dachte,
so fielen mir die Aepfel ein;
und schlug es gleich erst eben neun,
so will ich doch am frühen Morgen,
was Sie befehlen, gleich besorgen.
Was nun die Aepfel anbelangt,
so sind sie alle schwer erkrankt,
und was nicht schon an Faulheit starb,
und auf dem Boden sonst verdarb,
das sieht so runzlich schon und kraus,
wie Herr von Natzmer-Raden aus.

Man kann sie so nicht präsentieren
und höchstens noch geschmort servieren;
ermessen Sie nach einer Probe
daß ich sie nicht zu wenig lobe.
Ich schicke ferner Louis Blanc, [der französische Sozialist]
ein Heft von Madame Dudevant, [George Sand]
von Lessing mehrere Gedichte
und Cinq-Mars traurige Geschichte. [unter Richelieu hingerichtet]
Wenn ich bis jetzt vergebens suche
nach Herrn Sartorius' frommen Buche, [Theolog]
so muß Sie solches nicht erschrecken;
ich werde wohl es noch entdecken.
Von Rückert hab ich nur 4 Bände,
die ich anbei mit übersende.
Ein liberaler Lieutenant,
Herr Friedrich von Sallet genannt,
schrieb auch Gedichte, einen Band,
die Ihnen wohl noch nicht bekannt.
Den Freiligrath hab ich verliehn,
wie auch den Anastasius Grün,
und Lenau, den ich nicht gefunden,
wird grade, glaub ich, eingebunden.
Sobald ich wieder sie erblicke,
sein Sie gewiß, daß ich sie schicke.
Mir geht es übrigens so ziemlich;
doch ist es wirklich eigentümlich,
daß ich noch keinen Augenblick
Landwirtschaft trieb, seit ich zurück
in meine Häuslichkeit gekommen,
obgleich ich mirs doch vorgenommen.
In Raden und in Naugard war ich;
nach Wangeritz, Vogtshagen fahr ich
heut noch, die Junker zu besuchen,
zum Essen, Spielen, Trinken, Fluchen.
Nachher käm ich nach Cardemin,
wenn nicht der Leutnant aus Pansin [ein Puttkammer]

nebst ein'gen andern Offizieren
am Montag wollte hier dinieren.
Ich sehe also leider Sie
nicht eher als bei Philippih. [im Shakespeare-Lese-kränzchen]
Verleben Sie das Fest recht froh,
Hochgnäd'ge Frau von Ciceroh;
so wünschet Casca der Verschwörer, [Bismarcks Rolle]
Ihr unterthänigster Verehrer.

(Auf dem Umschlag]: Hierbei viel Bücher und wenig Aepfel.

Marcks, Bismarck.

Keudells erste Begegnung mit Bismarck.

Robert von Keudell, geb. 1824 in Königsberg, von Bismarck 1863 ins Ministerium berufen, gehörte zu den Intimen des Bismarckschen Hauses. Er war sehr musikalisch und erfreute Bismarck oft durch sein Klavierspiel.

Keudell erzählt: Im August 1846 sah ich zum erstenmal Herrn von Bismarck-Schönhausen. Fräulein von Puttkamer-Reinfeld, welche sich im folgenden Jahre mit ihm vermählte, hatte bei kurzem Aufenthalt in Berlin mich schriftlich eingeladen, ihr und einigen Freunden im Saale des damals berühmten Klavierbauers Kisting um 5 nachmittags etwas vorzuspielen. An der Fensterwand standen ein Sofa und einige Stühle, quer davor der Flügel, so nahe, daß ich während des Spielens die Zuhörer genau sehen konnte. Rechts neben mir, am ersten Fenster, saß Fräulein von Puttkamer, auf dem Sofa Herr von Blanckenburg ... Neben ihm auf dem Sofa saß seine junge, auffallend schöne Frau und neben dieser am zweiten Fenster auf einem Sessel, in hellem Tageslichte, Herr von Bismarck, welcher gewöhnlich die Unterhaltung führte. Seine weiche Sprechstimme in Baritonlage war meinem Ohre wohltuend. Kurz geschorene blonde Haare und ein blonder Vollbart umrahmten das freundliche Gesicht; unter buschigen Brauen sehr hervortretende, hellstrahlende Augen. Er sah jugendlich aus, hatte aber das Wesen eines vollkommen gereiften Mannes.

Nach einleitenden Stücken spielte ich auf Verlangen von Fräulein von Puttkamer etwas von Beethoven. Bismarck erwähnte, daß er als Student lange mit einem Kurländer, Grafen Alexander Keyserling, zusammengewohnt und von diesem oft Beethovensche Musik gehört habe, welche ihm besonders zusage. Darauf spielte ich eine lange Sonate (F-Moll) und sah bei deren leidenschaftlich erregtem letztem Stück eine Träne in Bismarcks Auge glänzen. Eine besondere Erinnerung mochte ihn bewegen; denn niemals habe ich später wahrgenommen, daß Musik so stark auf ihn wirkte. Als Minister hat er einmal nach demselben Stücke gesagt: „Das ist wie das Ringen und Schluchzen eines ganzen Menschenlebens"; damals aber sagte er nichts.

Keudell, Fürst und Fürstin Bismarck.

Bismarck an seine Schwester Malwine.

Marie von Blanckenburg war am 10. November 1846 gestorben.

Kniephof, 18. November 1846.

Es ist eigentlich das erste Mal, daß ich jemand durch den Tod verliere, der mir nahe stand und dessen Scheiden eine große und unerwartete Lücke in meinen Lebenskreis reißt. Der Verlust der Eltern steht in einer anderen Kategorie; er ist nach dem Laufe der Natur vorauszusehen, und der Verkehr zwischen Kind und Eltern pflegt nicht so innig und das Bedürfnis desselben auf Seite der Kinder wenigstens nicht so lebhaft zu sein, daß wir bei ihrem Tode nicht eher Mitleid und Wehmut als heftigen Schmerz über den eignen Verlust empfänden. Mir wenigstens war dieses Gefühl der Leere, dieser Gedanke, eine mir teure und notwendig gewordene Person, deren ich sehr wenig habe, nie wieder zu sehen und zu hören, dies war mir so neu, daß ich mich noch nicht damit vertraut machen kann und mir das ganze Ereignis noch nicht den Eindruck der Wirklichkeit macht. Beneidenswert ist mir die Zuversicht der Verwandten, mit der sie diesen Tod als kaum etwas anderes wie eine Vorausreise betrachten, der ein fröhliches Wiedersehen über kurz oder lang folgen muß.

Otto von Bismarck
an Herrn von Puttkamer.

Stettin, Hôtel de Prusse. Ende Dezember 1846.

Verehrtester Herr von Puttkamer!

Ich beginne dieses Schreiben damit, daß ich Ihnen von vornherein seinen Inhalt bezeichne; es ist eine Bitte um das Höchste, was Sie auf dieser Welt zu vergeben haben, um die Hand Ihrer Fräulein Tochter. Ich verhehle mir nicht, daß ich dreist erscheine, wenn ich, der ich erst neulich und durch sparsame Begegnungen Ihnen bekannt geworden bin, den stärksten Beweis von Vertrauen beanspruche, den Sie einem Manne geben können. Ich weiß aber, daß ich, auch abgesehn von allen Hindernissen in Raum und Zeit, welche Ihnen die Bildung eines Urteils über mich erschweren können, durch mich selbst niemals im Stande sein kann, Ihnen solche Bürgschaften für die Zukunft zu geben, daß sie den Einsatz eines so teuren Pfandes von Ihrer Seite rechtfertigen würden, wenn Sie nicht durch Vertrauen auf Gott das ergänzen, was das Vertrauen auf Menschen nicht leisten kann. Was ich selbst dazu tun kann, beschränkt sich darauf, daß ich Ihnen mit rückhaltloser Offenheit über mich selbst Auskunft gebe, so weit ich mir selber klar geworden bin. Über mein äußerliches Auftreten wird es Ihnen leicht sein, Nachrichten durch andre zu erhalten; ich begnüge mich daher mit einer Darstellung meines innern Lebens, welches jenem zu Grunde lag, und besonders meines Standpunktes zum Christentum. Ich muß dazu weit ausholen. Ich bin meinem elterlichen Hause in frühster Kindheit fremd und nie wieder völlig darin heimisch geworden, und meine Erziehung wurde von Hause her aus dem Gesichtspunkt geleitet, daß alles der Ausbildung des Verstandes und dem frühzeitigen Erwerb positiver Kenntnisse untergeordnet blieb. Nach einem unregelmäßig besuchten und unverstandenen Religionsunterrichte, hatte ich bei meiner Einsegnung durch Schleiermacher, an meinem 16ten Geburtstage, keinen andern Glauben als einen nackten Deismus, der nicht lange ohne pantheistische Beimischung

blieb. Es war ungefähr um diese Zeit, daß ich, nicht aus Gleichgültigkeit, sondern in Folge reiflicher Überlegung aufhörte, jeden Abend, wie ich von Kindheit her gewohnt gewesen war, zu beten, weil mir das Gebet mit meiner Ansicht von dem Wesen Gottes im Widerspruch zu stehn schien, indem ich mir sagte, daß entweder Gott selbst, nach seiner Allgegenwart, alles, also auch jeden meiner Gedanken und Willen, hervorbringe, und so gewissermaßen durch mich zu Sich Selbst bete, oder daß, wenn mein Wille ein von dem Gottes unabhängiger sei, es eine Vermessenheit enthalte, und einen Zweifel an der Unwandelbarkeit, also auch an der Vollkommenheit, des göttlichen Ratschlusses, wenn man glaube, durch menschliche Bitten darauf Einfluß zu üben. Noch nicht voll 17 Jahre alt ging ich zur Universität nach Göttingen. In den nächsten 8 Jahren sah ich mein elterliches Haus selten; mein Vater ließ mich nachsichtig gewähren, meine Mutter tadelte mich aus der Ferne, wenn ich meine Studien und Berufsarbeiten vernachlässigte, wohl in der Meinung, daß sie das übrige höherer Führung überlassen müsse. Sonst blieben mir Rat und Lehre andrer buchstäblich fern. Wenn mich in dieser Periode Studien, die mich der Ehrgeiz zu Zeiten mit Eifer treiben ließ, oder Leere und Überdruß, die unvermeidlichen Begleiter meines Treibens, dem Ernst des Lebens und der Ewigkeit näherten, so waren es Philosophen des Altertums, unverstandene Hegelsche Schriften, und vor allem Spinozas anscheinend mathematische Klarheit, in denen ich Beruhigung über das suchte, was menschlichem Verstande nicht faßlich ist. Zu anhaltendem Nachdenken hierüber wurde ich aber erst durch die Einsamkeit gebracht, als ich nach dem Tode meiner Mutter, vor 6 bis 7 Jahren, nach Kniephof zog. Wenn hier anfangs meine Ansichten sich nicht erheblich änderten, so fing doch bald die innre Stimme an, in der Einsamkeit hörbarer zu werden, und mir manches als Unrecht darzustellen, was ich früher für erlaubt gehalten hatte. Immer indeß blieb mein Streben nach Erkenntnis in den Zirkel des Verstandes gebannt, und führte mich, unter Lesung von Schriften wie

die von Strauß, Feuerbach, Bruno Bauer, nur tiefer in die Sackgasse des Zweifels. Es stellte sich bei mir fest, daß Gott dem Menschen die Möglichkeit der Erkenntnis versagt habe, daß es Anmaßung sei, wenn man den Willen und die Pläne des Herrn der Welt zu erkennen behaupte, daß der Mensch in Ergebenheit erwarten müsse, wie sein Schöpfer im Tode über ihn bestimmen werde, und daß uns auf Erden der Wille Gottes nicht anders kund werde, als durch das Gewissen, welches er uns als Fühlhorn durch das Dunkel der Welt mitgegeben habe. Daß ich bei diesem Glauben nicht Frieden fand, brauche ich nicht zu sagen; ich habe manche Stunde trostloser Niedergeschlagenheit mit dem Gedanken zugebracht, daß mein und andrer Menschen Dasein zwecklos und unersprießlich sei, vielleicht nur ein beiläufiger Ausfluß der Schöpfung, der entsteht und vergeht wie Staub vom Rollen der Räder.

Etwa vor 4 Jahren kam ich, seit meiner Schulzeit zuerst wieder, in nähere Berührung mit Moritz Blanckenburg, und fand an ihm, was ich bis dahin im Leben nicht gehabt hatte, einen Freund; aber der warme Eifer seiner Liebe suchte vergeblich mir durch Überredung und Disputation das zu geben, was mir fehlte, den Glauben. Durch Moritz wurde ich indeß mit dem Triglafer Hause und dessen weiterem Kreise bekannt, und fand darin Leute, vor denen ich mich schämte, daß ich mit der dürftigen Leuchte meines Verstandes Dinge hatte untersuchen wollen, welche so überlegne Geister mit kindlichem Glauben für wahr und für heilig annahmen. Ich sah, daß die Angehörigen dieses Kreises in ihren äußern Werken fast durchgehends Vorbilder dessen waren, was ich zu sein wünschte. Daß Zuversicht und Friede bei ihnen wohnte, war mir nicht überraschend; denn daß diese Begleiter des Glaubens seien, hatte ich nie bezweifelt, aber der Glaube läßt sich nicht geben und nehmen, und ich meinte, in Ergebung abwarten zu müssen, ob er mir werden würde. Ich fühlte mich bald heimisch in jenem Kreise und empfand ein Wohlsein, wie es mir bisher fremd gewesen war, ein Familienleben, das mich einschloß, fast eine Heimat. —

Ich wurde inzwischen von Ereignissen berührt, bei denen ich nicht handelnd beteiligt war, und die ich als Geheimnisse dritter nicht mitteilen darf, die aber erschütternd auf mich wirkten. Ihr faktisches Resultat war, daß das Bewußtsein der Flachheit und des Unwertes meiner Lebensrichtung in mir lebendiger wurde als je. Durch Rat andrer wie durch eignen Trieb wurde ich darauf hingeführt, mit konsequenter und entschiedener Gefangenhaltung einstweilen des eignen Urteils in der Schrift zu lesen. Was in mir sich regte, gewann Leben, als sich bei der Nachricht von dem tödlichen Erkranken unsrer verstorbenen Freundin in Cardemin das erste inbrünstige Gebet, ohne Grübeln über die Vernünftigkeit desselben, von meinem Herzen losriß. Gott hat mein damaliges Gebet nicht erhört, aber er hat es auch nicht verworfen, denn ich habe die Fähigkeit, ihn zu bitten, nicht wieder verloren, und fühle, wenn nicht Frieden, doch Vertrauen und Lebensmut in mir, wie ich sie sonst nicht mehr kannte.

Welchen Wert Sie dieser erst zwei Monat alten Regung meines Herzens beilegen werden, weiß ich nicht; nur hoffe ich, soll sie, was auch über mich beschlossen sein mag, unverloren bleiben; eine Hoffnung, die ich Ihnen nicht anders habe bekräftigen können als durch unumwundene Offenheit und Treue in dem, was ich Ihnen und sonst noch niemandem hier vorgetragen habe mit der Überzeugung, daß Gott es den Aufrichtigen gelingen lasse.

Ich enthalte mich jeder Beteuerung über meine Gefühle und Vorsätze in Bezug auf Ihre Fräulein Tochter, denn der Schritt, den ich tue, spricht lauter und beredter davon, als Worte vermögen. Auch mit Versprechungen für die Zukunft kann Ihnen nicht gedient sein, da Sie die Unzuverlässigkeit des menschlichen Herzens besser kennen als ich, und meine einzige Bürgschaft für das Wohl Ihrer Fräulein Tochter liegt nur in meinem Gebet um den Segen des Herrn. Historisch nur bemerke ich, daß, nachdem ich Fräulein Johanna wiederholt in Cardemin gesehen hatte, nach unserer gemeinsamen Reise in diesem Sommer, ich nur darüber im Zweifel

gewesen bin, ob die Erreichung meiner Wünsche mit dem Glück und Frieden Ihrer Fräulein Tochter verträglich sein werde, und ob mein Selbstvertrauen nicht größer sei als meine Kräfte, wenn ich glaubte, daß sie in mir finden könnte, was sie in ihrem Manne zu suchen, berechtigt sein würde. In der jüngsten Zeit ist aber mit dem Vertrauen auf Gottes Gnade auch der Entschluß in mir fest geworden, den ich jetzt ausführe, und ich habe in Zimmerhausen nur deshalb gegen Sie geschwiegen, weil ich mehr zu sagen hatte, als ich mündlich zusammenfassen kann. Bei der ernsten Wichtigkeit der Sache und der Wichtigkeit des Opfers, welches Sie und Ihre Frau Gemahlin durch die Trennung von Ihrer Fräulein Tochter dereinst zu bringen haben würden, kann ich kaum hoffen, daß Ihre Entscheidung ohne weitres günstig für meinen Antrag ausfallen werde, und bitte nur, daß Sie mir die Gelegenheit nicht versagen wollen, mich über solche Gründe, die Sie zu einer abschlägigen Antwort bestimmen könnten, meinerseits zu erklären, ehe Sie eine definitive Ablehnung aussprechen.

Bismarck an seinen Bruder Bernhard.

Der Bräutigam erzählt dem Bruder, daß er mit Johanna von Puttkamer schon im reinen gewesen, als er seinen Werbebrief an den alten Herrn von Puttkamer geschrieben habe. Dieser sei „ungemein entsetzt" gewesen, sein Antwortschreiben an Bismarck habe eigentlich nichts enthalten als einige Bibelstellen und „eine zweifelhaft gestellte Einladung" nach Reinfeld.

Schönhausen, 11. Januar 1847.

Ich fand dort [in Reinfeld] keine ungünstige Stimmung, aber Neigung zu weit aussehenden Verhandlungen, und wer weiß, welchen Weg diese genommen hätten, wenn ich nicht durch eine entschlossene accolade [Umarmung] meiner Braut, gleich beim ersten Anblick ihrer, die Sache zum sprachlosen Staunen der Eltern in ein anderes Stadium gerückt hätte, in welchem binnen fünf Minuten alles in Richtigkeit geriet, so daß tags darauf bei einem zufälligen Diner die offene Erklärung, wiederum unter großem Staunen der Anwesenden,

stattfand ... Im übrigen glaube ich ein großes und nicht mehr gehofftes Glück gemacht zu haben, indem ich ganz kaltblütig gesprochen, eine Frau von seltenem Geiste und seltenem Adel der Gesinnung heirate; dabei liebenswürdig sehr und facile à vivre [leicht zu behandeln], wie ich nie ein Frauenzimmer gekannt habe. In Glaubenssachen gehen wir mehr zu ihrem als zu meinem Leidwesen etwas auseinander, wenn auch nicht so sehr, als Du meinesteils glauben magst ... Wenn ich auch in vielen Lehren lange nicht auf gleichem Gesichtspunkt mit ihnen stehe, so ist doch stillschweigend eine Art Passauer Vertrag zwischen uns zustande gekommen. Übrigens liebe ich den Pietismus an Frauen und verabscheue weibliche Lichtfreunde.

Marcks, Bismarck.

Der „tolle Bismarck" als Verlobter.

1847.

Keudell erzählt: 1867 sprach Bismarck einmal über den Eindruck, den seine Erscheinung auf die Damen der Nachbarschaft von Reinfeld gemacht hätte, denen er plötzlich als „Johannas Verlobter" vorgestellt wurde. „Die vielen Cousinen", sagte er, „nahmen es sehr übel, daß sie vorher gar nichts von der Sache erfahren hatten und fixierten ihre Meinung bald übereinstimmend dahin: „Ja, haben möchten wir ihn nicht, aber er ist ja sehr vornehm." Nun ist doch ein pommerscher Gutsbesitzer nicht vornehmer wie der andere; aber man hatte gehört, daß ich öfters am Hofe gewesen war, und das gab mir in dem abgelegenen Ländchen ein Relief. Diese Worte ergänzten eine Nachricht, die ich bald nach der Verlobung erhalten hatte. Die Cousinen und Freundinnen der Braut waren in ernster Sorge wegen ihrer bevorstehenden Verbindung mit einem Manne, der seit Jahren in Pommern der „tolle Bismarck" genannt wurde. Man hatte gehört, „seine Verhältnisse wären sehr verwickelt, und er wohl nicht ganz der Mann, sie in Ordnung zu bringen, viel unterwegs und viel mit andern Dingen als mit seiner

Wirtschaft beschäftigt". Aber man fand einen Trost darin, daß seine Persönlichkeit den Eindruck ungewöhnlich vornehmer Gesinnung machte.

Keudell, Fürst und Fürstin Bismarck.

Otto von Bismarck an seine Braut.

Schönhausen, 1. Februar 1847.

In Stettin fand ich trinkende, spielende Freunde. Wilhelm Ramin sagte auf eine gelegentliche Äußerung über Bibellesen: Na, in Reinfeld würde ich in Deiner Stelle auch so sprechen, aber daß Du glaubst Deinen ältesten Bekannten etwas aufbinden zu können, das ist lächerlich ... Arnim ist voller Sorge, ich möchte „fromm" werden; sein Blick ruhte ernst und nachdenklich, mit mitleidiger Besorgnis, während der ganzen Zeit auf mir, wie auf einem lieben Freunde, den man gern retten möchte, und doch fast für verloren hält; ich habe ihn selten so weich gesehn. Es giebt doch wunderliche Weltanschauungen bei sehr klugen Leuten ... Beim Einfahren in das Dorf [Schönhausen] fühlte ich, wohl nie so deutlich, wie schön es ist, eine Heimath zu haben, und eine Heimath, mit der man durch Geburt, Erinnrung und Liebe verwachsen ist. Die Sonne schien hell auf die stattlichen Bauerhöfe, und ihre wohlhäbigen Bewohner mit den langen Röcken und die bunten Weiber mit den kurzen grüßten mich noch viel freundlicher als gewöhnlich; auf jedem Gesicht schien ein Glückwunsch zu liegen, der in mir stets zu einem Dank gegen Dich wurde. Bellins [Inspektor in Schönhausen] dicker Graukopf lächelte rund herum und der alten ehrlichen Seele liefen die Thränen herunter wie er mir väterlich auf die Schultern klopfte und seine Zufriedenheit ausdrückte, seine Frau weinte natürlich aufs Heftigste; selbst Odin war ausgelassener wie sonst, und seine Pfote auf meinem Rockkragen bewies unwiderleglich, daß Thauwetter sei. Eine halbe Stunde später galoppirte Miß Breeze mit mir an die Elbe, offenbar stolz, Deinen Verlobten zu tragen, denn niemals früher schlug sie so verachtend mit dem Huf den Boden. Du kannst glücklicher

Weise nicht beurtheilen, mein Herz, mit welcher trostlosen Stumpfheit ich früher nach einer Reise mein Haus betrat, welche Niedergeschlagenheit sich meiner bemächtigte, wenn mich die Thür meines Zimmers angähnte und das stumme Geräth in den lautlosen Räumen mir, gelangweilt wie ich selbst, gegenüberstand. Nie wurde mir die Oede meines Daseins deutlicher als in solchen Augenblicken, bis ich dann ein Buch ergriff, von denen mir keins trüb genug war, oder mechanisch an irgend ein Tagewerk ging. Am liebsten kam ich des Nachts nach Haus, um gleich zu schlafen ... [Bismarck legt die Abschrift des Gedichtes An Inez aus dem ersten Gesang des Childe Harold von Byron und der folgenden Stelle aus dem dritten Gesang im englischen Text bei: „Der Himmel ändert sich, und welch eine Veränderung! O Nacht und Sturm und Dunkel, ihr seid wunderbar ernst, und doch liebenswert in eurem Ernste, wie das Licht im dunkeln Auge eines Weibes! Ferne springt von Gipfel zu Gipfel zwischen den rasselnden Klippen der lebendige Donner; nicht aus einsamer Wolke nur — jeder Berg hat jetzt Stimme und Zunge gefunden, und der Jura gibt durch seine Nebelwände den jauchzenden Alpen Antwort, die ihn laut anrufen. Und dies ist in der Nacht: — glorreichste Nacht! Du bist nicht zum Schlummer gesendet! laß mich Genosse sein deiner wilden und schönen Lust. — Ein Teil des Sturms und deiner! Wie der bestrahlte See funkelt, ein Phosphormeer, und die Regenflut zur Erde niedertanzt! Und jetzt ist's wieder schwarz, und jetzt dröhnt der laute Rundgesang der Hügel in den Jubel des Gebirges — als freuten sie sich über die Geburt eines jungen Erdbebens." — Mir ist der Gedanke ungemein nah in solcher Nacht a sharer in the delight, a portion of tempest of night [ein Genosse der Lust, ein Teil des Nachtsturms] sein zu wollen, auf einem durchgehenden Pferde die Klippen hinab in das Brausen des Rheinfalls zu stürzen, oder ähnlich; ein Vergnügen der Art kann man leider nur Einmal in diesem Leben sich machen. Es liegt etwas Berauschendes in nächtlichen Gewittern. Deine Nächte, dearest, hoffe ich betrachtest

Du aber als sent for slumber, not for writing [als zum Schlummer gesendet und nicht zum — Schreiben].

Schönhausen, 17. Februar 1847.

Daß es nicht bis zum 11. April Schnee und —10° bleibt, zeigt der Augenschein, und vermuthlich vom Freitag an, kannst Du, wenn Du Abends warm im Sopha sitzest, oder des Nachts durch Mama erweckt wirst, daran denken, wie das zerfetzte Fähnlein Deines Ritters und Knechtes im nächtlichen Sturm und Regen am Rande der aufrührerischen Fluthen flattert, auf einem braunen Pferde, das ohrspitzend und schnarchend seinen Schrecken über den donnernden Lärm der Schlacht zu erkennen giebt, die sich die riesigen Eisfelder unter einander liefern, wenn sie sich in Zwietracht gelöst haben, und ihre mächtigen Trümmer sich im Strudel aufthürmen und zersplittern. Hast Du nie den Eisgang eines großen Stromes gesehn? es ist eins der imposantesten Schauspiele in der Natur.

Schönhausen, 22. Februar 1847.

Bemühe Dich nicht, eine steife glatte Hecke zu werden von Hause aus. Die kann kräftig und grün nur dann dastehn, wenn sie wild hinauswächst und vom Gärtner mitten durchs Leben beschnitten wird, und das werde ich ja doch nicht über mein Herz gewinnen; wachse beliebig als Waldrose; das häßliche Moos und die allzuscharfen Dornen wollen wir uns beide bemühn schmerzlos oder doch vorsichtig zu entfernen. Leb wohl, die Eisschollen spielen mir den Pappenheimer Marsch zum Ruf, und der Chor der berittenen Bauern singt „Frisch auf Cameraden". Warum thun es die Klötze nicht wirklich? wie schön wäre das und wie poetisch. Es weht mich wie frisches Leben an, daß dies langweilige Warten vorbei ist und die Sache vorgeht. Heut Nacht „steh ich in finstrer Mitternacht", und Du „schickst ein fromm Gebet zum Herrn, wohl für den Liebsten in der Fern".

Schönhausen, 23. Februar 1847.

Heut war der Geburtstag meiner verstorbnen Mutter. Wie deutlich schwebt es mir vor, als meine Eltern in Berlin am Opernplatz wohnten, dicht neben der katholischen Kirche, wenn ich des Morgens durch den Jäger aus der Pension geholt wurde, das Zimmer meiner Mutter mit Maiblumen, die sie vorzüglich liebte, mit geschenkten Kleidern, Büchern und interessanten Nips garnirt fand; dann ein großes dîner mit viel jungen Offizieren, die jetzt alte Majors sind, und schlemmenden alten Herrn mit Ordenssternen, die von den Würmern verzehrt sind. Und wenn man mich gesättigt von Tisch geschickt hatte, so nahm mich die Kammerjungfer in Empfang, um mir mit bei Seite gebrachtem Caviar, Baisers u. dergl. den Magen gründlich zu verderben. Was stahlen doch alle diese Domestiken. Meine Mutter war eine schöne Frau, die äußere Pracht liebte, von hellem lebhaftem Verstande, aber wenig von dem, was der Berliner Gemüth nennt. Sie wollte, daß ich viel lernen und viel werden sollte, und es schien mir oft, daß sie hart, kalt, gegen mich sei. Was eine Mutter dem Kind werth ist, lernt man erst wenn es zu spät, wenn sie todt ist; die mittelmäßigste Mutterliebe, mit allen Beimischungen mütterlicher Selbstsucht, ist doch ein Riese gegen alle kindliche Liebe. Meinen Vater liebte ich wirklich, und wenn ich nicht bei ihm war, faßte ich Vorsätze, die wenig Stand hielten; denn wie oft habe ich seine wirklich maßlose uninteressierte gutmüthige Zärtlichkeit für mich mit Kälte und Verdrossenheit gelohnt. Und doch kann ich die Behauptung nicht zurücknehmen, daß ich ihm gut war im Grunde meiner Seele. — Ueber Glaubenssachen habe ich mit meinem Vater nie gesprochen; sein Glaube war wohl nicht der christliche; er vertraute so auf Gottes Liebe und Barmherzigkeit, daß ihm alles Andre als dieses Vertrauen überflüssig schien. Von der Religion meiner Mutter, erinnre ich mich nur, daß sie viel in den „Stunden der Andacht" (Zschokke) las, über meine pantheistische Richtung und meinen gänzlichen Unglauben an Bibel und Christenthum oft erschrocken und zornig war. Zur Kirche ging sie nicht, und

hielt viel von Swedenborg, der Seherin von Prevorst und Mesmerschen Theorien, Schubert, Justinus Kerner. Eine Schwärmerei, die in seltsamem Widerspruch zu ihrer sonstigen kalten Verstandesklarheit stand. Christlich, in dem Sinne wie wir es verstehen, war soviel ich weiß auch ihr Glaube nicht. Weißt Du was ein friesischer Häuptling bei seiner Taufe sagte? Er fragte den Geistlichen, ob seine ungläubigen Vorfahren denn wegen dieses Unglaubens in der Verdammniß seien; auf die bejahende Antwort weigerte er sich, sich taufen zu lassen, denn wo sein Vater sei, wolle er auch bleiben. Ich führe das nur so historisch an, ohne es auf mich anzuwenden. Es knüpfen sich viele trostlose Gedanken, ich will nicht sagen, Zweifel daran. Zwei werden an Einer Mühle mahlen, der Eine wird angenommen, der Andre wird verworfen werden. Wenn Gott es will, so ist kein Murren dabei, aber, doch das Aber mündlich bei Gelegenheit.

Schönhausen, 4. März 1847.

Die Luft hier conservirt das Gesinde. Bellin ist ein Bauersohn hier aus dem Dorf, fing als Reitknecht an bei meinem Vater, und ist nun 40 Jahr im Dienst, davon 32 als Inspector; seine Frau ist in unserem Dienst geboren, Tochter des vorigen, Schwester des jetzigen Schäfers; letztrer und der Ziegelmeister, der auch bald 60 Jahr ist, dienen schon als zweite Generation hier, und haben ihre Väter bei meinem Großvater und Vater schon dieselben Stellen bekleidet. Die Gärtnerfamilie ist leider im vorigen Jahr mit einem kinderlosen 75er, der den Posten von seinem Vater geerbt hatte, ausgestorben. Der Kuhhirt hat meinen Vater noch als Fähnrich gekannt, der Vorwerksmeier und der Jäger legten beim Tode meines Vaters wegen Altersschwäche, beide nach fast 50jähriger Dienstzeit ihr Amt nieder, der Sohn Nimrods, nachdem ich ihm hatte zusichern müssen, daß er die Hasen doch noch schießen solle, die ich für die Küche brauchte; der arme Stümper sieht nur nicht mehr genug dazu. Selbst unter dem Zugvögelgeschlecht der Mägde befinden sich einige die ich seit 10 Jahren und vielleicht länger kenne. Ich kann nicht

läugnen, daß ich einigermaßen stolz bin auf dieses langjährige Walten des conservativen Princips hier im Hause, in welchem meine Väter seit Jahrhunderten in denselben Zimmern gewohnt haben, geboren und gestorben sind, wie die Bilder im Hause und in der Kirche sie zeigen, vom eisenklirrenden Ritter, auf den langgelockten zwickelbärtigen Cavalier des 30jährigen Krieges, dann die Träger der riesenhaften Allonge-Perrücken, die mit talons rouges [roten Absätzen] auf diesen Dielen einherstolzierten, und den bezopften Reiter, der in Friedrichs des Großen Schlachten blieb, bis zu dem verweichlichten Sprossen, der jetzt einem schwarzhaarigen Mädchen zu Füßen liegt.

Kniephof, Mittwoch Abend. 28. April 1847.

Die Rieselwiesen und die Stachelbeeren sind hier saftig grün, auch Faulbaum und Flieder haben Blätter wie ein Dukaten groß, und der Erdboden unter den Bäumen und Büschen des Dornbergs (Park) war mit blauen weißen und gelben Blumen dicht bezogen, in meinen vollständigen Wappenfarben wie zum Abschiedsgruß prangend. Auf der ganzen Gegend von Wiesengrün, Wasser und entlaubten Eichen lag eine weiche traurige Stimmung, als ich nach vielem Geschäftsverdruß gegen Sonnenuntergang meinen Abschiedsbesuch auf den Plätzen machte, die mir lieb und auf denen ich oft träumerisch und schwermüthig gewesen war. An der Stelle wo ich ein neues Haus hatte bauen wollen, lag ein Pferdegerippe; noch im Knochenbau erkannte ich die Ueberreste meines treuen Caleb, der mich 7 Jahre lang froh und traurig, wild und träge auf seinem Rücken über manche Meile Weg getragen hatte. Ich dachte an die Haiden und Felder, die Seen und die Häuser und die Menschen darin, an denen wir beide vorbeigeflogen, mein Leben rollte sich rückwärts vor mir auf, bis in die Tage zurück wo ich als Kind auf dieser Stelle gespielt hatte; der Regen rieselte leise durch die Büsche und ich starrte lange in das matte Abendroth, bis zum Überlaufen voll Wehmuth und Reue über die träge Gleichgültigkeit und die verblendete Genußsucht, in der

ich alle reichen Gaben der Jugend, des Geistes, des Vermögens, der Gesundheit zweck- und erfolglos verschleuderte, bis ich Dir, mein Herz, zumuthete, das Wrack, dessen reiche Ladung ich im Uebermuth mit vollen Händen über Bord geworfen hatte, in den Hafen Deines unentweihten Herzens aufzunehmen. Ich ging recht niedergeschlagen nach Hause; jeder Baum, den ich gepflanzt, jede Eiche, unter deren rauschender Krone ich im Grase gelegen, schien mir vorzuwerfen, daß ich sie in fremde Hände gab, und noch deutlicher thaten das meine sämmtlichen Tagelöhner, die ich hier versammelt vor meiner Thür fand, um mir ihr Leid zu klagen über die jetzige Noth, und ihre Besorgnisse vor der Zukunft unter dem Pächter. Der wird sich viel darum kümmern, wenn wir in Krankheit und Elend gerathen; dabei hielten sie mir vor, wie lange sie meinem Vater gedient hätten, und die alten Grauköpfe weinten ihre hellen Thränen, und ich war auch nicht weit davon ... Es beunruhigt mich im Gewissen recht sehr, diese Leute, deren Schutz Gott mir anvertraut hat, der Habsucht des Pächters zu überlassen.

Im Vereinigten Landtag.

Vierzehn Tage brachten die Verlobten in Reinfeld in glücklichem Beisammensein zu. Am 27. Januar riefen Deichgeschäfte den Bräutigam nach Schönhausen zurück. Die Zeit, in der sich die beiden so verschiedenen Naturen ineinander einlebten, stellt sich in den Briefen in allen großen und kleinen Zügen dar. Viel später sagte einmal der Gatte, es habe lange gedauert, bis aus Johanna von Puttkamer die Frau von Bismarck geworden sei. Johanna von Puttkamer war viel von krankhaften Stimmungen heimgesucht, der Bräutigam tröstete, mahnte, erzog auch an der Braut, die in der Einsamkeit die stürmische Wandlung ihres inneren Lebens nicht ohne Schädigung ihrer Gesundheit durchmachte. Der Kampf gegen die Elbe und die Beratungen der Ritterschaft über die Patrimonialgerichte hielten Bismarck in Schönhausen fest. Vom 25. März bis 27. April weilte er wieder in Reinfeld. Durch die Verpachtung Kniephofs machte

er sich ganz für seine Wirksamkeit in Sachsen frei. Johanna erkrankte ernstlich. Der Bräutigam sorgte sich wohl, aber die Politik drängte sich immer mehr in den Vordergrund. Am 8. Mai 1847 schickte die sächsische Ritterschaft Otto von Bismarck als ihren Vertreter für den erkrankten Herrn von Brauchitsch in den Vereinigten Landtag. Der König hatte in der Verwirklichung seiner ständischen Pläne einen wichtigen Schritt getan, als er durch Patent vom 3. Februar 1847 die Abgeordneten der acht Provinziallandtage nach Berlin zu einem Vereinigten Landtag einberief. Dort fand sich die Regierung bald im Gegensatz zu den Zielen der „Konstitutionellen", der „Rechtspartei", deren Hauptführer der westfälische Freiherr Georg von Vincke war. Was der König an parlamentarischen Grundlagen gewähren wollte, blieb weit hinter dem Programm der Liberalen zurück. Am Vorabend der Revolution versäumte der König die Gelegenheit, den „Ständen" die Rechte eines Parlamentes, das nicht nur eine ratgebende Versammlung sein konnte und wollte, zu gewähren. Den liberalen Rheinländern und Ostpreußen standen die altländischen Vertreter als ungefähr gleich große konservative Gruppe gegenüber. Otto von Bismarck gehörte zu den Heißspornen der Rechten, zu der Junkerpartei. „Die Sache ergreift mich viel mehr, als ich dachte." Am 17. Mai 1847 trat Otto von Bismarck zum ersten Male in seiner ganzen Eigenart vor sein Land hin. Er zerstörte die liberale Legende, als wären die Preußen von Anno 1813 in den Kampf gezogen, um eine Verfassung zu erringen. Dem Vaterlande schlechthin galt das erste Wort des Politikers. Und das zweite: der Macht der preußischen Krone.

Herausfordernd, kühn, rücksichtslos trat er dem Zeitgeist entgegen. Er nannte das Verfahren, durch Geldverweigerung die Regierung zu Einräumungen auf politischem Gebiet zwingen zu wollen, „Erpressung". Er trat für den „christlichen Staat", die Idee der politischen Romantiker, ein, er geißelte das Ausländertum der Deutschen. Der preußische Nationalstolz und der Standesstolz des Junkers, das Machtbewußtsein des Staates Friedrichs des Großen richtete sich mit rücksichtslosem Freimut und schneidender Polemik auf die Gegner; die einsame Tapferkeit des „Vinckenfängers" verschaffte ihm die Freundschaft der politischen Genossen und die Aufmerksamkeit des Königs. Während der Kämpfe im Vereinigten Landtag war die Braut schwer krank an physischer und seelischer Erschöpfung. Dennoch widersprach Bismarck durchaus einer Verschiebung der Hochzeit: „Wir wollen ja nicht bloß für gute Tage heiraten." Johanna erholte sich nach und nach, und am

28. Juli 1847 wurde das Paar unter dem Holzdach der Dorfkirche von Alt-Kolziglow getraut. Bismarck hatte das Höchste gefunden, was ein Mann begehren kann: seinen Gott, seine Liebe, seine Lebensaufgabe. Am 11. August traten die Vermählten die Hochzeitsreise an. Diese führte sie nach Dresden, Prag, Wien, Salzburg, Innsbruck, Venedig, wo Bismarck mit dem König zusammentraf. Dann ging's, mit fröhlichem Verzicht auf den „Silberfonds" der künftigen Wirtschaft, den die Reise mitverschlang, nach Mailand, über den Simplon und das Rhônetal nach Genf, ins Berner Oberland, an den Vierwaldstätter See, nach Freiburg im Schwarzwald, Karlsruhe, Heidelberg, an den Rhein. Am 6. Oktober war das junge Ehepaar in Schönhausen.

Otto von Bismarck im Vereinigten Landtage 1847.

Rudolf Haym erzählt: ... Ein Mann im Anfange der dreißiger Jahre, von großer und starker Statur, der Kopf fest und kurz auf die breiten Schultern gesetzt; die Haltung edel ohne fein, beweglich ohne lässig, fest ohne steif zu sein. Das frische volle Antlitz mit rotem Backenbart, nicht ohne die Spuren ritterlicher Übung, zeigte Kraft und Gesundheit. In den weicheren, fleischigen Unterpartien lag ein spöttisches Lächeln, die Nase war unschön und etwas gedrückt, die Augen mit hohen Brauen, klar, klug und listig, die Stirn gradlinig, fest und frei. Der Eindruck behaglichen Lebensgenusses ward überwogen durch den Ausdruck geistiger Zuversicht und gefaßter Kraft.

Haym, Landtag.

Otto von Bismarck am 17. Mai 1847.

Der Abgeordnete von Saucken-Tarputschen hatte geäußert, daß die Begeisterung von 1813 nicht bloß die Folge des Hasses gegen den Eroberer gewesen sei, sondern die Frucht der geistig und politisch befreienden Gesetzgebung von 1807. Bismarck trat gegen diese Auffassung in die Schranken.

... Für jetzt fühle ich mich nur noch gedrungen, dem zu widersprechen, was auf der Tribüne sowohl als außerhalb dieses Saales so oft laut geworden ist, als von Ansprüchen auf Verfassung die Rede war: als ob die Bewegung des

Volkes von 1813 andern Gründen zugeschrieben werden müßte, und es eines andern Motivs bedurft hätte, als der Schmach, daß Fremde in unserm Lande geboten. [Murren und lautes Rufen; Bismarck zieht die Spenersche Zeitung aus der Tasche und liest darin, bis der Marschall die Ruhe wiederhergestellt hat. Dann fährt er fort:] Es heißt meines Erachtens der Nationalehre einen schlechten Dienst erweisen [wiederholtes Murren], wenn man annimmt, daß die Mißhandlung und Erniedrigung, die die Preußen durch einen fremden Gewalthaber erlitten, nicht hinreichend gewesen seien, ihr Blut in Wallung zu bringen und durch den Haß gegen die Fremdlinge alle andern Gefühle übertäubt werden zu lassen. [Großer Lärm. Einige Abgeordnete bestreiten dem Redner das Recht, über das Wesen einer Bewegung zu urteilen, die er nicht selbst miterlebt habe. Otto von Bismarck erwidert:] Ich kann allerdings nicht in Abrede stellen, daß ich zu jener Zeit nicht gelebt habe, und es tat mir stets aufrichtig leid, daß es mir nicht vergönnt gewesen, an dieser Bewegung teilzunehmen; ein Bedauern, das vermindert wird durch die Aufklärung, die ich soeben über die damalige Bewegung empfangen habe. Ich habe immer geglaubt, daß die Knechtschaft, gegen die damals gekämpft wurde, im Auslande gelegen habe; soeben bin ich aber belehrt, daß sie im Inlande gelegen hat, und ich bin nicht sehr dankbar für diese Aufklärung. [Murren und Bravo.]

Über die Vorgänge des 17. Mai 1847 äußerte sich nach Moritz von Blanckenburgs Zeugnis dessen Gutsnachbar, der damals als politischer Schriftsteller bekannte Herr von Bülow-Cummerow, in folgenden Worten: „Ich habe den Bismarck doch für einen gescheiten Menschen gehalten; ich begreife nicht, wie er sich so blamieren konnte!“ Blanckenburg erwiderte: „Ich finde, daß er recht hatte, und freue mich, daß er Blut geleckt hat. Sie werden nun den Löwen bald noch ganz anders brüllen hören.“ — Bismarck erzählte später Herrn von Keudell über die Wirkung seines Auftretens am 17. Mai 1847: „Bald nachher äußerte zu mir beim Essen ein älterer Verwandter: ‚Du hattest ja ganz recht; aber so etwas sagt man doch nicht.‘ Ich erwiderte: ‚Wenn du meiner Meinung warst, hättest du mir beistehen sollen. Nur dein eisernes Kreuz hindert mich, dir einen verletzenden Vorwurf zu machen‘.“ Bismarck fügte hinzu: „Mut auf

dem Schlachtfelde ist bei uns Gemeingut; aber Sie werden nicht selten finden, daß es ganz achtbaren Leuten an Zivilcourage fehlt. Dieses erste Erlebnis auf parlamentarischem Boden steigerte meine natürliche Kampflust wie meinen Haß gegen die landläufigen hohlen Phrasen."

Otto von Bismarck im Vereinigten Landtage am 18. Juni 1847.

... Ich möchte den Herren, die so gern ihre Ideale jenseits der Vogesen suchen, eins zur Richtschnur empfehlen, was den Engländer und Franzosen auszeichnet: das ist das stolze Gefühl der Nationalehre, welches sich nicht so leicht und so häufig dazu hergibt, nachahmungswerte und bewunderte Vorbilder im Auslande zu suchen, wie es hier bei uns geschieht.

Am 15. Juni war Bismarck für den christlichen Staat gegen die Emanzipation der Juden eingetreten. Es wurden ihm mittelalterliche Anschauungen vorgeworfen. Am 18. Juni sprach der Abgeordnete Krause wiederum von den mittelalterlichen Anschauungen, die Herr von Bismarck mit der Muttermilch eingesogen habe.

Der verehrte Redner ist zum drittenmal auf dem etwas müde gerittenen Pferde auf mich eingesprengt, welches vorn Mittelalter und hinten Muttermilch heißt. Gestern hatte ich ihn nicht verstanden, heute aber habe ich mich überzeugt, daß er mich vorgestern nicht verstanden hat. Ich erkläre ihm daher, mit Bezug auf das Mittelalter, daß ich mich bisweilen der Figur der Ironie bediene; es ist dies eine Redefigur, mit welcher man nicht immer das sagen will, was die Worte buchstäblich bedeuten, mitunter sogar das Gegenteil. Was nun den Ausdruck Muttermilch betrifft, so räume ich gern ein, daß ich im Feuer der Rede nicht immer die Eleganz des Ausdrucks erreiche, welche die Rede des Abgeordneten der schlesischen Landgemeinen [Krauses] charakterisiert.

Otto von Bismarck an seine Braut.

Berlin, 26. Mai 1847.

Hätte ich erst den Landtag, die Uebergabe von Kniephof hinter mir, könnte ich Dich gesund umarmen und mit Dir in ein Jägerhaus im tiefsten grünen Wald und Gebirge ziehn, wo ich kein Menschengesicht als Deines sähe! Das ist so mein stündlicher Traum; das rasselnde Räderwerk des politischen Lebens ist meinen Ohren von Tag zu Tag widerwärtiger; ist es Deine Abwesenheit, ist es Krankheit, ist es Faulheit, ich möchte allein mit Dir in beschaulicher Naturschwärmerei sein.

Adolf von Thadden an Johanna von Puttkamer.

Juni 1847.

Meine holde Freundin! da Sie leider an Nervenschwäche leiden sollen (?), so wird es vielleicht zu Ihrer Stärkung gereichen, wenn auch ich Ihnen sage: — selbst auf die Gefahr, daß Sie's schon wissen —: daß Sie einen sehr liebenswürdigen und ritterlichen Herrn Bräutigam haben! Er greift den Feind an, wo er ihn sieht! — Dies der Trost für die Braut. — Nun aber noch ein Wort an die künftige Ehefrau: Nie ist der ritterliche „Dinckenbeißer" aber größer, als wenn er sich wie Suwarow fechtend zurückzieht — und dies wird er gewiß auch bewähren, wenn er sich einst in den parlamentarischen Ehekämpfen fechtend zurück ziehen muß! — Ehre sey Gott in der Höhe! Von Herzen Ihr A. v. Thadden.

Mards, Bismarck.

Otto von Bismarck an seine Braut.

Berlin, Freitag, 18. August 1847.

Es schreibt sich hier recht hübsch [im Landtag], ich sitze in einer Säulenhalle des weißen Saales, das Geschwätz der Versammlung hinter mir, vor mir den Blick über den Luft-

garten, das Museum, Zeughaus usw. Augenblicklich großer Tumult, Klingeln des Marschalls, Antrag auf namentliche Abstimmung in der Juden-Heiraths-Sache. Die ist mir gleichgültig, ich muß auf den Wollmarkt gehn; die Preise sind schlechter geworden, als sie in Breslau und Stettin waren, aber wir reisen doch! [Hochzeitsreise.]

Die Revolution.

Im März 1848 drohte dem Staate Friedrichs des Großen die schwerste Gefahr. In Bismarck trat jeder andere Gedanke gegen den einen zurück: die Machtfülle der preußischen Monarchie nach innen und außen zu retten. Das Wort: „Preußen geht von nun an in Deutschland auf" war ihm die Formel für Preußens Vernichtung. Niemals war Bismarck weniger „deutsch" gesinnt. Er wollte lieber eine „Vendée", einen royalistischen Gegenaufstand, als die Beugung der Krone Preußen unter die Revolution. Im ersten Augenblick der Erschütterung machte Bismarck Anstalten, die Bauern zu bewaffnen und den König herauszuhauen. Aber die Ereignisse in Berlin schritten über solche verzweifelte Pläne hinweg. Bismarck ordnete sich dem Willen des Königs zur Verfassung unter. Als er am 2. April 1848 im zweiten Landtag gegen eine Dankadresse für die neue Wendung der Dinge sprach, überfiel ihn ein Weinkrampf; unter dem Murren und Gelächter der Versammlung über seinen Protest verließ er die Tribüne. Im November 1848 bestimmte Bismarck den König zum Ministerium Brandenburg, das die Reaktion einleitete. Er nahm mit seinen politischen Freunden den Kampf gegen die Demokratie in den Kammern, in der Presse, in Vereinen auf. Die Kaiserkrone von 1849 fand in ihm einen scharfen Gegner. Die öffentliche Meinung, alles, was an Ideen hing, forderte die Einheit Deutschlands auf Kosten Preußens. Bismarck rechnete gerade einzig und allein auf die Selbständigkeit und Macht des preußischen Staates. Preußen und die Unionsstaaten (etwa 20) beriefen ein Deutsches Parlament nach Erfurt, das vom 20. März bis zum 29. April 1850 tagte. In diesem Unionsparlament berief sich Bismarck auf Friedrich den Großen — er wies auf die zwei Möglichkeiten hin, mit oder ohne Österreich „Deutsch-

land zu der Macht zu verhelfen, die ihm in Europa gebührt". Friedrich Wilhelm IV. aber suchte die deutsche Frage ohne und doch nicht gegen Österreich zu lösen. Radowitz war der Urheber dieser Unionspolitik, Bismarck ihr Gegner. Er sah Preußens Fahne in den Händen der Revolution, und eh' daß er seinen Staat in das Erbe der revolutionären Bewegung eintreten lassen wollte, fügte er sich in seine Demütigung unter Österreich. „Die Revolution mußte erst besiegt sein, bevor der Boden bereitet war, auf dem Bismarcks Politik sich frei entfalten konnte." (M. Lenz.) Die Gegensätze spitzten sich gefahrdrohend zu. Am 2. September 1850 proklamierte Österreich den alten Bund und Bundestag. Die beiden Großmächte standen vor dem Kriege. Da wich Preußen vor Rußlands und Österreichs Drohung zurück. Radowitz trat vom Schauplatz ab — Bismarck jubelte. Otto von Manteuffel wurde Minister des Äußern; er begab sich nach Olmütz, wo Preußen am 29. November sich den österreichischen Ansprüchen unterwarf: es verzichtete auf die Union, ließ Hessen in der Gewalt seines Kurfürsten, überließ Schleswig-Holstein dem Dänenkönig „zur Pazifizierung" und erkannte den alten Bundestag an. Die deutschen Patrioten schäumten auf; Bismarck aber verteidigte in der preußischen Kammer die Politik von Olmütz. Er glaubte Preußen nicht stark genug zum Krieg gegen Österreich und Rußland. Bismarcks klarer Staatsegoismus siegte über das tiefverletzte preußische Ehrgefühl.

Der Kampf gegen die Revolution hielt die beiden Großmächte einstweilen beieinander. Auf der Grundlage der Gleichberechtigung Preußens mit Österreich im Deutschen Bunde schloß Preußen ein Schutz- und Trutzbündnis mit Österreich. So war das Endergebnis der ganzen gefahrdrohenden Krisis eine neue Fesselung der preußischen Macht. Otto von Bismarck hatte sich in all diesen Kämpfen den Ruf eines „roten Reaktionärs", eines rücksichtslosen Vorfechters der Junkerpartei, eines verwegenen Altpreußen erworben. So sah ihn vor seinem Eintritt in die große Politik sein Land: als den „Junker" schlechthin. In Wahrheit beseelte ihn der stolze und kühne Glaube an den preußischen Staat und seine Zukunft, wie er ihn kurz nach dem Antritt seines neuen Amtes in Frankfurt dem Minister von Manteuffel gegenüber in die Worte faßte: „Wenn auf irgendeinem Gebiete, so ist es auf dem der Politik, daß der Glaube handgreiflich Berge versetzt, daß Mut und Sieg nicht im Kausalzusammenhange, sondern identisch sind."

Bismarck erzählt: Ich sah die nächste Aufgabe in der Befreiung des Königs, der in den Händen der Aufständischen sein sollte ... Am 20. meldeten mir die Bauern in Schönhausen, es seien Deputierte aus dem dreiviertel Meilen entfernten Tangermünde angekommen, mit der Aufforderung, wie in der genannten Stadt geschehen war, auf dem Turme die schwarz-rot-goldene Fahne aufzuziehen, und mit der Drohung, im Weigerungsfalle mit Verstärkung wiederzukommen. Ich fragte die Bauern, ob sie sich wehren wollten: sie antworteten mit einem einstimmigen und lebhaften „Ja", und ich empfahl ihnen, die Städter aus dem Dorfe zu treiben, was unter eifriger Beteiligung der Weiber besorgt wurde. Ich ließ dann eine in der Kirche vorhandene weiße Fahne mit schwarzem Kreuz, in Form des eisernen, auf dem Turme aufziehen und ermittelte, was an Gewehren und Schießbedarf im Dorfe vorhanden war, wobei etwa fünfzig bäuerliche Jagdgewehre zum Vorschein kamen. Ich selbst besaß mit Einrechnung der altertümlichen einige zwanzig und ließ Pulver durch reitende Boten von Jerichow und Rathenow holen. Dann fuhr ich mit meiner Frau auf umliegende Dörfer und fand die Bauern eifrig bereit, dem Könige nach Berlin zu Hilfe zu ziehen, besonders begeistert einen alten Deichschulzen Krause in Neuermark, der in meines Vaters Regiment „Carabiniers" Wachtmeister gewesen war. Nur mein nächster Nachbar sympathisierte mit der Berliner Bewegung, warf mir vor, eine Brandfackel in das Land zu schleudern, und erklärte, wenn die Bauern sich wirklich zum Abmarsch anschicken sollten, so werde er auftreten und abwiegeln. Ich erwiderte: „Sie kennen mich als einen ruhigen Mann, aber wenn Sie das tun, so schieße ich Sie nieder." — „Das werden Sie nicht", meinte er. — „Ich gebe mein Ehrenwort darauf," versetzte ich, „und Sie wissen, daß ich das halte, also lassen Sie das."

Gedanken und Erinnerungen.

Bismarck im Landtag am 2. April 1848.

Der Fürst Lichnowsky hatte eine Dankadresse an den König, wegen Gewährung einer Repräsentativverfassung, beantragt. Bismarck sprach dagegen.

Was mich veranlaßt, gegen die Adresse zu stimmen, sind die Äußerungen von Freude und Dank für das, was in den letzten Tagen geschehen ist. Die Vergangenheit ist begraben, und ich bedaure es schmerzlicher als viele von Ihnen, daß keine menschliche Macht imstande ist, sie wieder zu erwecken, nachdem die Krone selbst die Erde auf ihren Sarg geworfen hat. Aber wenn ich dies, durch die Gewalt der Umstände gezwungen, akzeptiere, so kann ich doch nicht aus meiner Wirksamkeit auf dem Vereinigten Landtage mit der Lüge scheiden, daß ich für das danken und mich freuen soll über das, was ich mindestens für einen irrtümlichen Weg halten muß. Wenn es wirklich gelingt, auf dem neuen Wege, der jetzt eingeschlagen ist, ein einiges deutsches Vaterland, einen glücklichen oder auch nur gesetzmäßig geordneten Zustand zu erlangen, dann wird der Augenblick gekommen sein, wo ich dem Urheber der neuen Ordnung der Dinge meinen Dank aussprechen kann; jetzt aber ist es mir nicht möglich!

Graf Schwerin und Otto von Bismarck.

1848.

Der Graf Schwerin-Putzar, welcher schon im Vereinigten Landtag zur Opposition gehört hatte und nach dem Ausbruch der Revolution mit den Liberalen ging, fragte eines Tages den Abgeordneten Otto von Bismarck, was er eigentlich gegen ihn habe. Bismarck antwortete: „Daß Sie nicht bei Prag gefallen sind."

Bismarck an König Friedrich Wilhelm IV.

1848.

Bismarck wendet sich gegen die geplante Aufhebung der Grundsteuerfreiheit. „Mit einer Willkür, wie nur Eroberer und Gewaltherrscher sie bisher übten", schreibt er an den König, trifft diese Konfiskation den Landbesitz. Bismarck spricht von „rechtlosen

Gewalttaten, welche die Minister sich vorbereiten, im Namen Ew. Majestät gegen eine jetzt wehrlose, aber dem Thron seit Jahrhunderten treue Klasse der Untertanen [des grundbesitzenden Adels] zu üben."

Ew. Majestät haben zwar die Minister für verantwortlich erklärt, aber deshalb können wir uns von der Überzeugung nicht lossagen und sprechen sie mit dem Freimut aus, der vor dem preußischen Thron stets Gehör fand, daß wir mit der großen Mehrzahl des preußischen Volkes Ew. Majestät vor Gott und vor der Nachwelt verantwortlich halten werden, wenn wir den Namen des Königs, dessen Vater der Gerechte hieß, unter Gesetzen erblicken müssen, die ein Verlassen des Pfades bekunden würden, auf welchem die Könige Preußens den hundertjährigen Ruhm fleckenloser Gerechtigkeit erwarben, und die Mühle von Sanssouci zu einem welthistorischen Denkmal machten.

Bismarckjahrbuch.

Bismarck und der König.

Juni 1848.

Bismarck erzählt: Die Tischgesellschaft [in Sanssouci] war sehr klein, enthielt, wenn ich mich recht erinnere, außer den Damen und Herren vom Dienste nur Camphausen [Minister] und mich. Nach der Tafel führte der König mich auf die Terrasse und fragte freundlich: „Wie geht es bei Ihnen?" In der Gereiztheit, die ich seit den Märztagen in mir trug, antwortete ich: „Schlecht." Darauf der König: „Ich denke, die Stimmung ist gut bei Ihnen." Darauf ich, unter dem Eindruck von Anordnungen, deren Inhalt mir nicht erinnerlich ist: „Die Stimmung war sehr gut, aber seit die Revolution uns von den königlichen Behörden unter königlichem Stempel eingeimpft worden, ist sie schlecht geworden. Das Vertrauen zu dem Beistande des Königs fehlt." In dem Augenblicke trat die Königin hinter einem Gebüsch hervor und sagte: „Wie können Sie so zu dem Könige sprechen?" — „Laß mich nur, Elise," versetzte der König, „ich werde schon mit ihm fertig werden"; und dann zu mir gewandt: „Was werfen Sie mir

denn eigentlich vor?" — „Die Räumung Berlins." — „Die habe ich nicht gewollt", erwiderte der König. Und die Königin, die noch in Gehörsweite geblieben war, setzte hinzu: „Daran ist der König ganz unschuldig, er hatte seit drei Tagen nicht geschlafen." — „Ein König muß schlafen können", versetzte ich.

Gedanken und Erinnerungen.

Bismarck zum Grafen Beust.

Berlin, November 1848.

Der sächsische Minister Graf Beust erzählt: Als ich die Äußerung tat, ich halte die Hinrichtung Blums für einen politischen Fehler, fiel Bismarck sofort mit den Worten ein: „Ganz falsch, wenn ich einen Feind in der Gewalt habe, muß ich ihn vernichten." Dieses Ausspruchs habe ich mich mehr als einmal erinnert.

Beust, Aus drei Vierteljahrhunderten.

Otto von Bismarck an seine Gattin.

Schönhausen, 18. Juli 1849.

Ich nahm die Büchse mit, um Franziska [Barschall, Gattin des Strafanstaltsdirektors B. in Brandenburg] möglicher Weise durch einen Spießer zu erfreuen, aber ich sah nur Mütter und babies, die ich nicht von einander trennen mochte. Am Abend wollte ich Dir schreiben, aber es war so himmlische Luft, daß ich wohl 2 Stunden auf der Bank vor der Gartenstube saß, rauchte und die Fledermäuse fliegen sah, ganz wie vor 2 Jahren mit Dir, mein Liebling, ehe wir unsre Reise antraten. Die Bäume standen still und hoch neben mir, die Luft voll Lindenblüthe, im Garten schlug eine Wachtel und lockten Rebhühner, und hinten über Arneburg lag der letzte blaßrothe Saum des Sonnenuntergangs. Ich war recht von Dank gegen Gott erfüllt, und vor meine Seele trat das ruhige Glück einer von Liebe erfüllten Häuslichkeit, ein stiller Hafen, in den von den Stürmen des Weltmeers wohl ein Windstoß dringt, der die Oberfläche kräuselt, aber dessen warme Tiefen klar und ruhig bleiben, so lange das Kreuz des Herrn

sich in ihnen spiegelt; mag auch das Spiegelbild oft matt und entstellt zurückstrahlen, Gott kennt sein Zeichen doch.

Brandenburg, 23. Juli 1849.

Es ist unglaublich, welche Räubergeschichten die Demokraten den Bauern von mir beibringen, so daß mir einer aus dem Schönhausener Kreise, 3 Meilen von uns, gestern vertraute, wenn mein Name bei ihnen genannt wurde, so gehe einem ordentlich ein „Gruſel" von oben runter, als wenn man gleich ein Paar „altpreußische Fuchtelhiebe" übergezogen erhalten sollte. Wie neulich ein Gegner in einer Versammlung gesagt hat, Bism. Schönh. wollt ihr wählen, ihn, „der in des Landmanns Nachtgebet hart neben an dem Teufel steht?" (Grillparzers Ahnfrau.) Und ich bin doch der sanfteste Mensch von der Welt gegen die gemeinen Leute.

In Grillparzers Ahnfrau sagt der Räuber Jaromir:

Ja, ich bin's, du Unglückſel'ge,
Ja, ich bin's, den du genannt;
Bin's, den jene Häscher suchen,
Bin's, dem alle Lippen fluchen,
Der in Landmanns Nachtgebet
Hart an, an dem Teufel steht.

Bismarck an seinen Schwiegervater.

Schönhausen, 21. August 1848. 8½ Abends.

Lieber Vater Soeben bist Du mit Gottes Hülfe der Großvater eines gesunden wohlgebildeten Mädchens geworden, welches Johanna nach schweren aber kurzen Leiden mir geschenkt hat. Für den Augenblick steht es mit Mutter und Kind so gut als man wünschen kann. Johanna liegt still und matt, aber doch heiter und beruhigt hinter dem Vorhang; das kleine Wesen einstweilen unter Tüchern auf dem Sopha und quarrt ab und zu. Ich bin froh daß das erste eine Tochter ist, aber wenn es auch eine Katze gewesen wäre, so hätte ich doch Gott auf meinen Knien gedankt, in dem Augenblick wo Johanna davon befreit war; es ist doch eine arg verzweifelte Sache.

22. früh.

Alles ist sehr wohl; nur die Wiege fehlt noch und das kleine Fräulein müssen einstweilen in einer Futterschwinge campiren.

Bismarck an seine Gattin.

Berlin, Montag, 28. August 1849.

Die [deutsche] Frage wird überhaupt nicht in unsern Kammern, sondern in der Diplomatie und im Felde entschieden, und alles was wir darüber schwatzen und beschließen, hat nicht mehr Werth als die Mondscheinbetrachtungen eines sentimentalen Jünglings, der Luftschlösser baut und denkt, daß irgend ein unverhofftes Ereigniß ihn zum großen Mann machen werde. Je m'en moque [ich lache drüber], und die farce langweilt mich oft recht tief, weil ich kein vernünftiges Ziel dieses Strohdreschens vor Augen sehe.

Bismarck im Landtag am 26. September 1849.

Was uns gehalten hat, war gerade das spezifische Preußentum. Es war der Rest des verketzerten Stockpreußentums, der die Revolution überdauert hatte, die preußische Armee, der preußische Schatz, die Früchte langjähriger intelligenter preußischer Verwaltung und die lebendige Wechselwirkung, die in Preußen zwischen König und Volk besteht. Es war die Anhänglichkeit der preußischen Bevölkerung an die angestammte Dynastie, es waren die alten preußischen Tugenden von Ehre, Treue, Gehorsam, und die Tapferkeit, welche die Armee, von deren Knochenbau, dem Offizierskorps, ausgehend, bis zu den jüngsten Rekruten durchziehen. Diese Armee hegt keine dreifarbigen Begeisterungen ... Diese Scharen, sie folgen dem schwarzweißen Banner, nicht dem dreifarbigen, unter dem schwarzweißen Banner sterben sie mit Freuden für ihr Vaterland ... Das Volk, aus dem diese Armee hervorgegangen ist, dessen wahrster Repräsentant diese Armee ist ..., hat kein Bedürfnis, sein preußisches Königtum ver-

schwimmen zu sehen in der fauligen Gärung süddeutscher Zuchtlosigkeit. Seine Treue haftet nicht an einem papiernen Reichsvorstand, nicht an einem Sechstel-Fürstenrat, sie haftet an dem lebendigen und freien Könige von Preußen, dem Erben seiner Väter. Dieses Volk, meine Herren, was es will, das wollen wir auch mit ihm. Alle Redner, welche ich gehört habe, wollen es auch, nur auf verschiedenem Wege. Wir alle wollen, daß der preußische Adler seine Fittiche von der Memel bis zum Donnersberge schützend und herrschend ausbreite, aber frei wollen wir ihn sehen, nicht gefesselt durch einen neuen Regensburger Reichstag und nicht gestutzt an den Flügeln von jener gleichmachenden Heckenschere aus Frankfurt ... Preußen sind wir und Preußen wollen wir bleiben ..., und ich hoffe zu Gott, daß wir auch noch lange Preußen bleiben werden, wenn dieses Stück Papier vergessen sein wird, wie ein dürres Herbstblatt.

Bismarck an seine Gattin.

Berlin, 11. September 1849.

Diese Frankfurter Kohlköpfe [B. meint die Demokraten, „Proletarier der Kammer"] sind unverbesserlich; es geht ihnen mit ihren Phrasen wie den alten Lügnern, die ihre eignen Geschichten zuletzt ehrlich glauben, und der Eindruck den solche sinnlosen Redensarten auf unsre Kammer machen, ohne alle Rücksicht auf die Sache selbst und auf die gesunde Vernunft, muß doch zuletzt die Überzeugung zur Anerkennung bringen, daß Bauern und Kleinstädter nicht geeignet sind, um Gesetze zu machen und europäische Politik zu treiben.

Berlin, 19. September 1849.

Sprich nicht geringschätzig von dem Könige, wir fehlen beide darin, und sollten nicht anders von ihm reden wie von unsere Eltern, auch wenn er irrt und fehlt, denn wir haben seinem Fleisch und Blut Treue und Huldigung geschworen.

Bismarck im Erfurter Parlament am 15. April 1850.

Ich erinnere Sie hier an die Äußerung, die ein ausgezeichneter Redner vor mir an dieser Stelle tat, indem er uns ins Gedächtnis rief, daß gerade vor tausend Jahren hier in dieser Stadt ein Reichstag stattgefunden hat. Die Analogie wird dadurch noch vollständiger, daß dieser Tag nicht ein Reichstag, sondern ein Landtag war, ein Landtag, über dessen Zweck in der alten Chronik von Spangenberg Fol. 93, wenn ich nicht irre, buchstäblich zu lesen ist, „daß der König Ludwig ihn abhielt, um der Schinderei der Fürsprecher und Zungendrescher, deren Unwesen damals in Deutschland unerträglich gewesen sei, ein Ende zu machen." Sollte die Versammlung dieses Jahrs hier ein ähnliches Resultat haben, dann werde ich glauben, daß die Raben vom Kyffhäuser vertrieben und daß der Tag der deutschen Einheit nahe herbeigekommen ist.

Bismarck an Gustav Scharlach.

Schönhausen, 4. Juli 1850.

Thu' mir den einzigen Gefallen und sei nicht bös über mein bisheriges die Gränzen der gewöhnlichen Höflichkeit überschreitendes Stillschweigen; Du würdest Mitleid mit mir haben, wenn Du wüßtest, wie faul ich bin, und ich behaupte, daß dies der Grundzug des Preußischen National-Charakters ist; wir thun nur, was wir müssen; deshalb liefern wir recht gute Subaltern-Offiziere und Soldaten, mit der Generalität ist es schon schwach, und kommt mein Landsmann aus dem regelrechten Zwange, sei es nun des bunten Rocks oder der festen Bureau-Stunden in die Unabhängigkeit des Privatlebens, als Gutsbesitzer, Bauer, Rennthier, so geräth er, geistig noch mehr als körperlich, in eine stagnierende Trägheit, bis ihn das große offizielle Räderwerk „im Namen des Kehnigs" wieder bei irgend einem Rockzipfel erfaßt. In dieser nationalen Faulheit allein lag die Möglichkeit, daß sie uns im März 48 durch „Mißverständnisse", durch einfachen Mis-

brauch des Königlichen Namens, eine Revolution octroyirten, mit der im Grunde nicht 10 000 Menschen im Königreich, von den Polen abstrahiert, einverstanden waren, und der man erst Sympathien schuf, indem man den Bauern und Arbeitern goldene Berge versprach. Auf diesen großen Nationalfehler beziehe ich mich zur Entschuldigung meiner persönlichen Faulheit; ich bin zu sehr schwarz=weiß, um eine Ausnahme zu machen, und äußert sich bei mir diese Epidemie in einer krankhaften Furcht vor meinem eigenen Tintfaß; nur wenn es vollständig ausgetrocknet ist, fühle ich mich wohl in seiner Nähe ... Wenn ich durch den aus meiner linken Hand aufsteigenden Cigarrenrauch zum Fenster hinaussehe, so blicke ich gerade nach Norden, rechts und links erst alte Linden, dann ein altfränkischer Garten, erst mit geschnittenen Hecken. Göttern aus Sandstein, Buchsbaum, Franzobst, dahinter eine Wüste von Waizfeldern (leider nicht meinen) und etwa eine Meile von mir, auf dem jenseitigen hohen Elbufer das Städtchen Arneburg, das Du auf jeder Karte der Altmark finden wirst; aus den Fenstern des südl. Giebels würde ich in ähnlicher Lage die Thürme von Tangermünde sehn, nach Westen im Nebel den Dom von Stendal. Der Blick nach innen zeigt ein großes 3=stöckiges Haus mit uralten dicken Wänden, Tapeten von Leder und Leinwand mit Chinoiserien und Landschaften, Rokokko=Möbel von verblichener Seide, und im Ganzen einen Zuschnitt, der auf eine glänzendere Vermögenslage berechnet ist, als der jetzige Besitzer von seinen Vorgängern überkommen hat, ein Misverhältnis, welches erhöht wird durch die Plünderungen, die unser „reaktionäres" Ministerium über das Rüstzeug der Reaktion [den Adel] verhängt, in Gestalt von Rentenbanken, Grundsteuer, Befreiung des Grundeigenthums usw. Das größte Glück, für welches ich Gott danke, ist mir durch meine Ehe geworden, in deren Verlauf von nun bald 3 Jahren ich mich des ungetrübtesten Sonnenscheins erfreue; ein Umstand, der mir bei Widerwärtigkeiten den Kopf über Wasser hält, ein Gewinnst in der Ehelotterie, den ich als eine besondere Gnade Gottes preise. Meine Frau hat mir eine im nächsten Jahr zweijährige Tochter und einen dicken

und vergnügten, nunmehr 6 Monate und eine Woche alten Jungen geschenkt, welchen letzteren sie selbst nährt ... Die Besorgnis, daß der Erfurter Humbug mich wieder in Anspruch nehmen werde, tritt in den Hintergrund, und ich bin sehr neugierig, wie unser Minister und Herr v. Radowitz, der „Kluge" katexochen, es anfangen werden, die eigene Eitelkeit und Königliche Schwärmerei so weit zu betrügen, daß sie sich aus dem Lande der Romantik wieder in irgend eine Wirklichkeit herein lavieren. Über Radowitz existiert viel Irrtum in dieser Welt. Die Meisten halten ihn für eine dämonische Natur, von großartigen geistigen Hilfsquellen, die irgend welche geheime Zwecke mit überlegener Geisteskraft und Energie verfolgt; das Düstre seiner südslavischen Physiognomie, das Geheimnisvolle, in welches er sein Wesen zu drapieren beliebt, bestärken in dieser Ansicht. Wenn ich auch von ihm nicht sagen will, wie jener Preußische General von Napoleon: „uf Ehre, en seelensguter Kerl, aber domm, domm!" so ist doch Radowitz ein Mann, der sich in nichts über das Niveau der Gewöhnlichkeit erhebt, als in einem erstaunlichen Gedächtnis, vermöge dessen er brockenweis ein umfangreiches Wissen in ihm der That nach fast unbekannten Fächern affectirt, und recht gute Reden für die Gallerie und das Centrum auswendig lernt, auch hat er die schwachen Seiten unseres allergnädigsten Herrn gut studiert, weiß ihm durch Mienen und große Worte zu imponieren, und seinen Edelmuth und seine Schwäche auszubeuten. Im Übrigen ist ist R. als Privatmann eine anständige und vorwurfsfreie Persönlichkeit, ein vortrefflicher Familienvater, als Politiker aber ohne irgend eine eigene Idee, von kleinlichen Expedients lebend, nach Popularität und Beifall haschend, getrieben von einer immensen persönlichen Eitelkeit, von Zeitungsdeklamationen und von der sogenannten öffentlichen Meinung, die doch nichts ist, als die Oberflächlichkeit derjenigen constitutionellen Schreier, die sich am unverschämtesten geltend zu machen wissen ... Wir gehen in Deutschland den Weg Frankreichs, und sind jetzt etwa bei 1836 oder 1837 angekommen; es muß uns noch sehr schlecht gehn, ehe es uns wieder gut gehn kann.

Die Kinder sind nicht genug gebrannt, um das Feuer zu scheuen ... Ich bin in den letzten beiden Jahren wenig zu Hause gewesen; bis zum November 48 war ich meist in Potsdam, um einer ruchlosen Camarilla zu assistieren, dann in dem Kammerwesen, um zu sehn, wie 350 Leute über unser Vaterland beschließen, von denen kaum 50 wissen, was sie thun, und unter diesen wiederum wenigstens 30 ehrgeizige und gewissenlose Schurken, oder von Eitelkeit ausgehöhlte Comödianten ... Die Elemente der Gesundheit sind bei uns noch vorhanden; das Offizierkorps und somit die Armee, gehört uns; der Grundbesitz darf nur aus seiner Trägheit aufgestört werden, sogar der Bauer hat doch soviel Einsicht gewonnen, daß er sich aus dem demokratischen Eldorado in vormärzliche Ruhe zurücksehnt. Die materielle Macht ist noch da, die Revolution steckt nur in unsern Beamten und dem angeblich gebildeten Mittelstande der größeren Städte, sie ist machtlos, sobald man dem Spuk dreist ins Gesicht leuchtet; und wenn es nicht geradezu Gottes Wille ist, daß unser Vaterland als solches untergeht, so werden wir den Brand ausschneiden, ehe es zu spät ist, sollte auch dabei „das Blut von der Kelter gehn bis an die Zäume der Pferde durch tausend 6 hundert Feldwegs" ...

Briefwechsel mit Scharlach.

Bismarck an seine Schwester Malwine.

Vor einer Reise mit Frau und Kind.

Schönhausen, 8. Juli 1850.

Eigentlich gibt mir diese Reise, das sehe ich je näher desto mehr ein, eine Anwartschaft auf das neue Irrenhaus oder wenigstens auf zeitlebens Zweite Kammer. Ich sehe mich schon mit den Kindern auf dem Genthiner Perron, dann beide im Wagen ihre kindlichen Bedürfnisse rücksichtslos befriedigend, naserümpfende Gesellschaft, Johanna geniert sich, dem Jungen die Brust zu geben, und er brüllt sich blau, dann Legitimationsgedränge, Wirtshaus, mit beiden Brüllaffen auf dem Stettiner Bahnhof, und in Angermünde 1 Stunde auf

die Pferde warten, einpacken; und wie kommen wir von Kröchlendorf nach Külz? wenn wir in Stettin die Nacht bleiben müßten, das wäre schauderhaft. Ich habe das im vorigen Jahr mit Marie und ihrem Schreien durchgemacht. Ich war gestern so verzweifelt über alle diese Aussichten, daß ich positiv entschlossen war, die ganze Reise aufzugeben, und ich ging noch mit dem Entschluß zu Bett, wenigstens grade durchzufahren, ohne irgendwo anzuhalten. Aber was tut man nicht um den lieben Hausfrieden? Die jungen Vettern und Cousinen müssen sich kennen lernen, und wer weiß, wann Johanna Dich einmal wieder sieht; sie hat mich in der Nacht mit dem Jungen auf dem Arm überfallen, und mit allen Künsten, die uns um das Paradies brachten, natürlich erreicht, daß alles beim Alten bleibt. Aber ich komme mir vor, wie einer, dem furchtbar unrecht geschieht; im nächsten Jahr muß ich sicher mit drei Wiegen, Ammen, Windeln, Bettstücken reisen; ich wache schon um 6 Uhr mit gelinder Wut auf und kann abends nicht schlafen vor allen Reisebildern, die meine Phantasie mir in den schwärzesten Farben ausmalt, bis zu den „Landpartien" in den Dünen von Stolpmünde. Und wenn man dafür noch Diäten bekäme, aber die Trümmer eines ehemals glänzenden Vermögens mit Säuglingen zu vereisen — ich bin sehr unglücklich.

Bismarck an Hermann Wagener.

Nach der Abdankung des Ministerpräsidenten von Radowitz. Wagener war Redakteur der Kreuzzeitung.

Reinfeld, 7. November 1850.

Ich bin vorgestern abend bei Lesung Ihres Montagblattes vor Freude auf meinem Stuhl rund um den Tisch geritten, und manche Flasche Sekt ist diesseits des Gollenberges auf die Gesundheit des Herrn v. Radowitz getrunken, zum ersten Male fühlt man Dank gegen ihn und wünscht ihm ohne Groll glückliche Reise. Mir selbst ist das Herz recht frei geworden, und ich fühle ganz mit Ihnen; lassen Sie jetzt

Krieg werden, wo und mit wem man will, und alle preußischen Klingen werden hoch und freudig in der Sonne blitzen, mir ist wie ein Alp vom Herzen gefallen!

Bismarckjahrbuch.

Bismarck im Landtag am 3. Dezember 1850.

Bismarck verteidigt den Vertrag von Olmütz.

3. Dezember 1850.

Die einzig gesunde Grundlage eines großen Staates ... ist der staatliche Egoismus und nicht die Romantik ... Es ist leicht für einen Staatsmann, sei es in dem Kabinette oder in der Kammer, mit dem populären Winde in die Kriegstrompete zu stoßen und sich dabei an seinem Kaminfeuer zu wärmen oder von dieser Tribüne donnernde Reden zu halten, und es dem Musketier, der auf dem Schnee verblutet, zu überlassen, ob sein System Ruhm und Sieg erwirbt oder nicht. Es ist nichts leichter als das; aber wehe dem Staatsmann, der sich in dieser Zeit nicht nach einem Grunde zum Krieg umsieht, der auch nach dem Kriege noch stichhaltig ist ... Die preußische Ehre besteht nach meiner Überzeugung nicht darin, daß Preußen überall in Deutschland den Don Quixote spiele für gekränkte Kammerzelebritäten, welche ihre lokale Verfassung für gefährdet halten. Ich suche die preußische Ehre darin, daß Preußen vor allem sich von jeder schmachvollen Verbindung mit der Demokratie entfernt halte, daß Preußen in der vorliegenden wie in allen Fragen nicht zugebe, daß in Deutschland etwas geschehe ohne Preußens Einwilligung. Sollten wir trotzdem dahin getrieben werden, für die Idee der Union Krieg zu führen, es würde nicht lange dauern, daß den Unionsmännern von kräftigen Fäusten die letzten Fetzen des Unionsmantels heruntergerissen würden, und es würde nichts bleiben als das rote Unterfutter dieses sehr leichten Kleidungsstückes.

Bismarck im Landtag am 8. April 1851.

Der Herr Abgeordnete für Königsberg [Simson] hat die Ansicht ausgesprochen, daß es niemanden in dem preußischen Staat gebe, der sich dazu rechne, wenn von einer Kategorie des Junkertums die Rede sei. Ich muß in bezug auf meine Person dieser Behauptung widersprechen. Wenn von seiten der Herren Abgeordneten für Aachen [Vincke], für Hagen [Beseler] ... die Rede vom Junkertum ist, so glaube ich dasselbe Recht zu haben, diesen Ausdruck auf mich und meine politischen Freunde zu beziehen, welches beispielsweise ein pflichttreuer Offizier hat, sich gemeint und geehrt zu finden, wenn Demokraten von Söldlingen u. dgl. reden. Die Whigs und die Tories waren auch Ausdrücke, die ursprünglich etwas Geringschätziges bezeichneten, und seien Sie versichert, wir werden unsererseits den Namen des Junkertums auch noch zu Ehren und Ansehen bringen.

Bundesgesandter in Frankfurt a. M.

Friedrich Wilhelm IV. soll im Jahre 1848, als ihm Otto von Bismarck zum Minister vorgeschlagen wurde, gesagt haben: „Nur zur gebrauchen, wenn das Bajonett schrankenlos waltet." In Wahrheit wünschte Bismarck diesem seinem Herrn nicht unmittelbar als verantwortlicher Ratgeber zu dienen. Wie konnte ihn ein Dienst locken, den ein hochstehender Kenner der Verhältnisse so schilderte: „Unsereiner ist in einer sehr prekären Lage, des Morgens erhalten wir eine Depesche aus dem Auswärtigen Amt, am Nachmittage vom Generaladjutanten und des Abends noch von Sr. Majestät selbst, und zwar Depeschen, die fast niemals untereinander übereinstimmen und häufig sich sogar widersprechen." Bismarck besaß das königliche Vertrauen als der furchtloseste Bekämpfer der Revolution und als ein Freund von Österreich. Darum schickte ihn Friedrich Wilhelm, der Bismarck auch persönlich in ritterlichem Royalismus sich ergeben wußte, an den Deutschen Bund nach Frankfurt. Das näm-

liche Vertrauen widmete dem jungen Diplomaten Leopold von Gerlach, der Vertraute des Königs, als dessen „diplomatischen Säugling" und „politisches Adoptivkind" sich Bismarck bezeichnete. „Bismarcks Anstellung ist ganz mein Werk", sagte der Generaladjutant.

Am 8. Mai 1851 wurde Otto von Bismarck zum Rat bei der preußischen Gesandtschaft am Bundestag ernannt; am 15. Juli erfolgte seine Ernennung zum Bundestagsgesandten an Stelle von Rochows; am 27. August wurde er in die Bundesversammlung eingeführt. Am 6. Oktober folgte seine Gattin mit den Kindern nach. Das Haus des preußischen Gesandten war eine vielgesuchte Stätte behaglicher und geistig-vornehmer Geselligkeit. Am 21. August 1848 war den Gatten die Tochter Marie geboren worden; am 28. Dezember 1850 der erste Sohn Herbert. Am 1. August 1852 folgte der zweite Sohn Wilhelm. Der Prinz von Preußen und der Minister von Manteuffel übernahmen Patenstelle. — Bismarck war oft von Frankfurt entfernt. Amtliche Geschäfte führten ihn mehrfach an die westdeutschen Höfe: nach Wiesbaden, Bieberich, Darmstadt. Er lernte den hannöverschen, den kurhessischen Hof kennen; nicht selten erschien er auch am Hoflager des Prinzen von Preußen in Koblenz und Baden-Baden. Genaue Kenntnis der Personen und Verhältnisse an den Mittelpunkten der Politik hielt er für unentbehrlich, und es hat ihn niemand darin erreicht. Ausflüge führten ihn nach Rüdesheim, Bad Soden, Homburg, auf den Johannesberg zum alten Staatskanzler Metternich, nach Heidelberg und Mannheim. In wichtiger diplomatischer Sendung weilte Bismarck als außerordentlicher Gesandter des Königs im Juni und Juli 1852 in Wien, auch in Ungarn. Zweimal war er während seiner Bundestagsmission am Hof Napoleons III., zweimal in München und einmal in Stuttgart. Eine große Reise führte Bismarck vom 14. August bis zum 29. September 1853 durch Belgien, Holland, Oberitalien (wo er in Genua erkrankte) und in die Schweiz; vom 6. August bis zum 22. September 1857 machte er eine große Jagdreise nach Dänemark, Schweden und Kurland. Am häufigsten — etwa fünfunddreißigmal — war Bismarck zwischen Frankfurt und Berlin unterwegs.

„Der wiedergeborene Bundestag behielt auch, nachdem er endlich vollzählig geworden, die Signatur seines Ursprungs; er war und blieb ein Kampfmittel Österreichs und der Mittelstaaten gegen Preußen. Nach der Beseitigung des deutschen Parlaments war die Frage der künftigen deutschen Verfassung auf die einfache Formel der Machtfrage zwischen den beiden Großmächten des Bundes zurückgebracht." (Sybel.)

Danach machte Bismarck preußische Politik. „Seine Exzellenz der Herr Leutnant von Bismarck" stand auf der Bundeswacht: scharfäugig, klug, allen überlegen, entschlossen, Preußens Selbständigkeit und Ehre gegen jeden Übergriff zu wahren, kein Lehrling, sondern ein Staatsmann von Geburt und ein Meister in seiner Kunst. Er war bereit, ehrliche Freundschaft mit Österreich zu halten, aber er brachte kein Vertrauen nach Frankfurt mit und verließ sich auf sich und seine beiden offenen Augen. „Mit der Ruhe des Naturforschers" beobachtete er seine Kollegen am Bunde: die Thun, Prokesch und Rechberg wie die kleineren; er duldete keinerlei Zurücksetzung, weder seiner Person noch der Macht, die er vertrat, vom ersten Tage an bis an das Ende seines mehr als siebenjährigen Wirkens am Bunde. Er lernte alle Praktiken und Schliche der Feinde Preußens kennen. „Ich richte mich nach dem feinsten Politiker, den ich auf den jüngsten Jagden kennen gelernt habe, und der ruhig im Bau sitzen bleibt, wenn er schlechtes Wetter voraussieht." In einer fast unerschöpflichen Reihe von amtlichen Berichten und Denkschriften legte er seine Erfahrungen und Pläne nieder. Daneben unterhielt er einen lebhaften politischen Briefwechsel mit seinem Minister und mit Leopold von Gerlach. Es war eine Zeit oft aufreibender Kämpfe gegen den Widerstand der Hofkamarilla, der Generaladjutanten, selbst gegen seinen vorgesetzten Minister von Manteuffel, und endlich auch gegen die Einflüsse, die vom Hof des Prinzen von Preußen in Koblenz ausgingen.

Otto von Bismarck trat bald aus den Parteischranken auf den Boden seiner ureigenen großen europäischen Politik. „Ich hatte mich, seit ich mich in Frankfurt auf der Defension gegen Österreich, also auf einem von der Fraktionsleitung nicht gebilligten Wege befand, von derselben einigermaßen emanzipiert." Vor allem war es Bismarcks Stellung zu dem napoleonischen Frankreich (zur „Revolution", wie Gerlach sagte) und zu Rußland, nicht minder aber seine veränderte Anschauung vom Verfassungswesen — im letzten Grunde sein Staatsrealismus, der ihn von der ganzen Generation der alten romantischen Politiker schied und schließlich den Bruch mit ihnen herbeiführte. Die nationale Einigung erschien ihm niemals in einer anderen Gestalt als in dieser: Preußen müsse nicht bloß auf „moralische Eroberungen" in Deutschland aus sein, sondern Preußens wirkliche Macht könne in jeder Zukunft einzig und allein der feste und unzerstörbare Kern, das Haupt und Schwert Deutschlands sein. Alles hing aber von dem Ausgang des diplomatischen und schließlich des kriegerischen Ringens mit Österreich ab.

Österreich erschien ihm als der Feind schlechthin, und alle Bündnisse und gemeinsamen Handlungen, die Preußen in der europäischen Politik an der Seite Österreichs zeigen, erscheinen als ebenso viele Waffenstillstände. Die Notwendigkeit eines Krieges zwischen Österreich und Preußen, der die Folge einer selbständigen preußisch-deutschen Politik sein mußte, hat er mit vollkommener Klarheit in Frankfurt erkannt und u. a. in dem „Prachtbericht" an Manteuffel vom 26. April 1856 und in der Denkschrift aus dem März 1858 (dem „kleinen Buch des Herrn von Bismarck") glänzend ausgeführt. „Die gegenseitige Anlehnung von Österreich und Preußen" war „ein Jugendtraum".

Zwei Krisen waren es vor allem, die Preußen während der Frankfurter Zeit Bismarcks in Gefahr brachten: eine bundesdeutsche und eine europäische. Österreich forderte, daß die Zollgesetzgebung und Zollpolitik zur Bundessache gemacht werden sollten. Preußen hätte damit die stärkste Grundlage seiner deutschen Politik verloren. In Frankfurt und in Wien (1852) vereitelte Bismarck diesen Schachzug des Wiener Kabinetts. Der Krimkrieg (1853—1855) drohte Preußen in einen Weltkampf zu verstricken, wenn es sich in die russenfeindliche Politik Österreichs und der Westmächte Frankreich und England hineinziehen ließ. Bismarcks Ratschläge liefen darauf hinaus, sich unter keinen Umständen mit Rußland zu verfeinden; er machte Rußlands Freundschaft zum Eckstein der preußisch-deutschen Politik. Das ging der populären Strömung und allen Überlieferungen der Liberalen wider den Strich. Auch zum Thronfolger, dem Prinzen Wilhelm von Preußen, geriet Bismarck in scharfen Gegensatz. In einer Audienz am 4. März 1854 gerieten die beiden Männer hart aneinander. Der Prinz nannte die Politik Bismarcks in einem erregten Billett an den Minister von Manteuffel „Politik eines Gymnasiasten".

Schon damals wurde Bismarck als Bonapartist verschrien, weil er der preußischen Politik im Schachspiel der Mächte das Einvernehmen mit dem cäsarischen Frankreich als einen unter Umständen brauchbaren Zug gegen Österreich und die deutschen Mittelstaaten vorbehalten wollte. Im August 1855 und im April 1857 war Bismarck in amtlichem Auftrag in Paris. Er wurde glänzend aufgenommen, und Kaiser Napoleon III. enthüllte ihm weitgehende Pläne eines französisch-preußischen Bündnisses. Von den Gegenspielern Ottos von Bismarck trat mit Napoleon III. einer der merkwürdigsten und unglücklichsten auf, einer, den der große Staatsmann vielleicht am gründlichsten von allen hinters Licht geführt hat.

Inzwischen war Friedrich Wilhelm IV. unheilbar erkrankt. Der Prinz Wilhelm von Preußen übernahm in Stellvertretung seines Bruders die Regierungsgeschäfte. Nach zähem Widerstande der Königin und der Kamarilla trat Wilhelm am 7. Oktober 1858 die Regentschaft an. Bismarck hatte dem Prinzen im Staatsinteresse dringend dazu geraten, obwohl seine Partei damit zusammenbrach. Denn nun begann die „neue, die liberale Ära" der Regentschaft. Dem Prinzregenten erschien Bismarck nicht geeignet, ihn am Bunde zu vertreten, wenn sich die beiden Männer auch wieder genähert hatten. Ein rechtes Vertrauen zwischen ihnen war noch nicht erwacht. Bismarck selbst war entschlossen, sich „unter die Kanonen von Schönhausen zurückzuziehen", wenn man ihm einen Posten zweiten Ranges anbot. Aber er wurde „an der Newa kaltgestellt". „Ich bedauerte es, weil ich glaubte, in Frankfurt, in diesem Fuchsbau des Bundestages, dessen Ein- und Ausgänge ich bis auf die Notröhren kennen gelernt hatte, brauchbarere Dienste leisten zu können als irgendeiner meiner Nachfolger." Usedom nahm Bismarcks Stelle in Frankfurt ein. Am 29. Januar 1859 erhielt Bismarck nach einer Zeit unruhigen Wartens seine Bestallung zum außerordentlichen Gesandten in Petersburg. Am 29. März 1859 traf er dort ein.

Bismarcks Ernennung zum Bundesgesandten.

Mai 1851.

Bismarck erzählt: Das meiner Ernennung vorhergehende Gespräch mit dem Könige ... verlief folgendermaßen. Nachdem ich auf die plötzliche Frage des Ministers Manteuffel, ob ich die Stelle eines Bundesgesandten annehmen wolle, einfach mit ja geantwortet hatte, ließ der König mich zu sich bescheiden und sagte: „Sie haben viel Mut, daß Sie so ohne weiteres ein Ihnen fremdes Amt übernehmen." Ich erwiderte: „Der Mut ist ganz auf Seiten Eurer Majestät, wenn Sie mir eine solche Stellung anvertrauen, indessen sind Eure Majestät ja nicht gebunden, die Ernennung aufrecht zu erhalten, sobald sie sich nicht bewährt. Ich selbst kann keine Gewißheit darüber haben, ob die Aufgabe meine Fähigkeit übersteigt, ehe ich ihr nähergetreten bin. Wenn ich mich derselben nicht gewachsen finde, so werde ich der erste

sein, meine Abberufung zu erbitten. Ich habe den Mut zu gehorchen, wenn Eure Majestät den haben zu befehlen." Worauf der König: „Dann wollen wir die Sache versuchen."

Gedanken und Erinnerungen.

Bismarck an seine Gattin.

Frankfurt, 18. Mai 1851.

Mein Liebling, Frankfurt ist gräßlich langweilig; ich bin so verwöhnt mit viel Liebe um mich, und viel Geschäften, und merke jetzt erst wie undankbar ich gegen so manche Leute in Berlin immer gewesen bin, denn von Dir und Zubehör will ich ganz absehn, aber selbst das kühlere Maß von landsmannschaftlicher und Parteizuneigung was mir in Berlin wurde, ist ein inniges Verhältnis zu nennen gegen den hiesigen Verkehr, der im Grunde nichts als gegenseitiges mißtrauisches Ausspionieren ist; wenn man noch etwas auszuspüren und zu verbergen hätte, es sind lauter Lappalien, mit denen die Leute sich quälen, und diese Diplomaten sind mir jetzt schon mit ihrer wichtigtuenden Kleinigkeitskrämerei viel lächerlicher als der Abgeordnete der II. Kammer im Gefühl seiner Würde. Wenn nicht äußre Ereignisse zutreten, und die können wir superklugen Bundestagsmenschen weder leiten noch vorherbestimmen, so weiß ich jetzt ganz genau, was wir in 1, 2 oder 5 Jahren zu Stande gebracht haben werden, und will es in 24 Stunden zu Stande bringen, wenn die andern nur einen Tag lang wahrheitsliebend und vernünftig sein wollen. Ich habe nie daran gezweifelt, daß sie alle mit Wasser kochen; aber eine solche nüchterne einfältige Wassersuppe, in der auch nicht ein einziges Fettauge von Hammeltalg zu spüren ist, überrascht mich. Schickt Schulzen Filöhr, Stephan Lotke und Herrn von Dombrowsky aus dem Chaussee-Hause her, wenn sie gewaschen und gekämmt sind, so will ich in der Diplomatie Staat mit ihnen machen. In der Kunst, mit vielen Worten garnichts zu sagen, mache ich reißende Fortschritte, schreibe Berichte von vielen Bogen, die sich rund und nett wie Leitartikel lesen, und wenn Man-

teuffel [der preußische Ministerpräsident], nachdem er sie gelesen hat, sagen kann, was drin steht, so kann er mehr wie ich. Jeder von uns stellt sich, als glaubte er vom andern, daß er voller Gedanken und Entwürfe stecke, wenn er's nur aussprechen wollte, und dabei wissen wir alle zusammen nicht um ein Haar besser was aus Deutschland werden wird und soll, als Dutken Sauer [der kleine Pastorsjunge aus Alt-Kolziglow]. Kein Mensch, selbst der böswilligste Zweifler von Demokrat, glaubt es, was für Charlatanerie und Wichtigthuerei in dieser Diplomatie steckt ... Vor der hiesigen Vornehmigkeit fürchte Dich nicht; dem Gelde nach ist Rothschild der Vornehmste, und nimm ihnen allen ihr Geld und Gehalt, so würde man sehn, wie wenig vornehm jeder an und für sich ist; Geld tuts nicht, und sonst — möge der Herr mich demütig erhalten, aber hier ist die Versuchung groß, mit sich selbst zufrieden zu sein.

Bismarck an den Minister von Manteuffel.

Frankfurt, 26. Mai 1851.

Der Graf Thun [der oesterreichische Bundes-Präsidialgesandte] trägt in seinem Äußern etwas von burschikosem Wesen zur Schau, gemischt mit einem Anflug von Wiener roué. Die Sünden, die er in letzter Eigenschaft begehen mag, sucht er durch strenge Beobachtung der Vorschriften der katholischen Kirche in seinen oder doch in den Augen der Gräfin aufzuwiegen. Er spielt auf dem Club bis 4 Uhr morgens Hazard (macao), tanzt von 10 bis 5 Uhr ohne Pause, mit sichtlicher Leidenschaft, genießt dabei reichlich kalten Champagner, und macht den hübschen Frauen der Kaufmannschaft mit einer Ostentation den Hof, die glauben läßt, daß es ihm ebensosehr um den Eindruck auf die Zuschauer, als um das eigene Vergnügen zu tun ist. Unter dieser äußerlichen Richtung birgt Graf Thun, ich will nicht sagen eine hohe politische Tatkraft und geistige Begabung, aber doch einen ungewöhnlichen Grad von Klugheit und Berechnung, die mit großer Geistesgegenwart aus der Maske harmloser Bon-

hommie hervortritt, sobald die Politik ins Spiel kommt. Ich halte ihn für einen Gegner, der jedem gefährlich ist, der ihm ehrlich vertraut, anstatt ihm mit gleicher Münze zu zahlen ... Der zweite bei der Oesterreichischen Gesandtschaft ist der Baron Nell von Nellenburg, ein geschickter Publizist, wie man sagt; er ist gegen 50 Jahre, zu Zeiten Dichter, sentimental, weint leicht im Theater, ist äußerlich gutmütig und zutunlich und trinkt mehr als er vertragen kann ... Der eigentliche Faiseur der K. K. Gesandtschaft scheint der Baron Brenner [Direktor der Bundeskanzlei] zu sein, ein großer, hübscher Mann von etwa 40 Jahren ... Er macht den Eindruck eines geistig bedeutenden und unterrichteten Mannes, gilt für ultramontan, was ihn nicht abhält, dem schönen Geschlecht zu huldigen, und in diesfälligen Bemühungen auch in die mittleren Schichten der hiesigen Geselligkeit hinabzusteigen.

27. August 1851.

Graf Thun hält auch in seinem Auftreten in der Bundesversammlung denselben Typus von Formlosigkeit aufrecht, der ihn im allgemeinen charakterisiert. Er präsidierte in einer kurzen Jacke von hellem Sommerzeug, die zugeknöpft den Mangel einer Weste verdeckte, mit einer geringen Andeutung von Halsbinde, übrigens in Nanking, und den Vortrag im Conversationston haltend ... Eine unrichtige Auffassung ist es von seiner Seite, daß er die rechtliche Stellung des Präsidiums überschätzt ...

6. September 1851.

Mir hat er [Thun] auf meinen ersten Besuch im Mai eine Karte geschickt, seitdem ist er niemals wieder bei mir gewesen und hat meine zahlreichen Besuche, auch die offiziellen, nie erwidert. Wenn ich in Geschäften zu ihm komme, so läßt er mich im Vorzimmer warten ... Er steht nie von seinem Sitze auf, um jemand zu empfangen, bietet auch keinen Stuhl an, während er selbst sitzen bleibt und stark raucht. Ich teile Ew. Exzellenz dies nur zu Ihrer Erheiterung mit;

ich beobachte dieses seltene Exemplar von Diplomat mit der Ruhe des Naturforschers.

Anekdote.

Bismarck machte als Gesandtschaftssekretär (zwischen Mai und August 1851) dem österreichischen Bevollmächtigten und Präsidialgesandten Grafen Thun seine Aufwartung. Der Graf empfing ihn rauchend und bot ihm nicht einmal einen Stuhl an. Bismarck holte seine Zigarrentasche hervor, entnahm ihr eine Zigarre und sagte verbindlich: „Darf ich um Feuer bitten, Exzellenz?" Die verdutzte Exzellenz gab Feuer, Bismarck zündete seine Zigarre an, nahm ungeniert Platz und begann kaltblütig, als wäre alles in der schönsten Ordnung, das Gespräch.

Bismarck an Hermann Wagener.

Frankfurt, 5. Juni 1851.

Die Oesterreicher sind intrigant unter der Maske burschikoser Bonhommie ... und suchen uns bei kleineren Formalien zu übertölpeln, worin jetzt unsre einzige Beschäftigung besteht. Die von den kleinen Staaten sind meist karikirte Zopfdiplomaten, die sofort die Berichtphysiognomie aufstecken, wenn ich sie nur um Feuer zur Zigarre bitte und Blick und Wort mit Regensburger Sorgfalt wählen, wenn sie den Schlüssel zum A... fordern.

Bismarck an seine Gattin.

Frankfurt, 3. Juli 1851.

Vorgestern war ich zu Mittag in Wiesbaden bei Dewitz, und habe mir mit einem Gemisch von Wehmut und altkluger Weisheit die Stätten früherer Torheit angesehn. Möchte es doch Gott gefallen, mit seinem klaren und starken Weine dies Gefäß zu füllen, in dem damals der Champagner 22jähriger Jugend nutzlos verbrauste und schale Neigen zurückließ. Wo und wie mögen Isabella Loraine und Miß Russel jetzt leben;

wie viele sind begraben, mit denen ich damals liebelte, bechterte und würfelte, wie hat meine Weltanschauung doch in den 14 Jahren seitdem so viele Verwandlungen durchgemacht, von denen ich immer die grade gegenwärtige für die rechte Gestaltung hielt, und wie vieles ist mir jetzt klein was damals groß erschien, wie vieles jetzt ehrwürdig was ich damals verspottete. Wie manches Laub mag noch an unserm innern Menschen ausgrünen, schatten, rauschen und wertlos welken, bis wieder 14 Jahr vorüber sind, bis 1865, wenn wir's erleben. Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile tragen kann, ein Leben das dahinfährt wie ein Strom, wie ein Schlaf, gleichwie ein Gras, das bald welk wird; wir bringen unsre Jahre zu wie ein Geschwätz. Ich weiß nicht wie ich das früher ausgehalten habe; sollte ich jetzt leben wie damals, ohne Gott, ohne Dich, ohne Kinder — ich wüßte doch in der Tat nicht, warum ich dies Leben nicht ablegen sollte wie ein schmutziges Hemde; und doch sind die meisten meiner Bekannten so, und leben. Wenn ich mich bei dem Einzelnen frage, was er für Grund bei sich haben kann weiter zu leben, sich zu mühen, sich zu ärgern, zu intriguieren und zu spionieren — ich weiß es wahrlich nicht. Schließe nicht aus diesem Geschreibsel, daß ich grade besonders schwarz gestimmt bin; im Gegenteil, mir ist, als wenn man an einem schönen Septembertage das gelbwerdende Laub betrachtet; gesund und heiter, aber etwas Wehmut, etwas Heimweh, Sehnsucht nach Wald, See, Wiese, Dir und Kindern, alles mit Sonnenuntergang und Beethovenscher Symphonie vermischt.

Bismarck an den Minister von Manteuffel.

Frankfurt, Ende November 1851.

Graf Thun sprach wie Posa und entwickelte großdeutsche Schwärmerei; ich vervollständigte seinen Ideengang dahin, daß danach die Existenz Preußens, und noch weiter der Re-

formation, ein bedauerliches Faktum sei, wir beide könnten es aber nicht ändern und müßten nach Tatsachen und nicht nach Idealen rechnen; ... ein Preußen, welches, wie er sich ausdrückte, „der Erbschaft Friedrichs des Großen entsagte", um sich seiner wahren providentiellen Bestimmung als Reichs-Erzkämmerer hingeben zu können, bestehe in Europa nicht, und ehe ich zu einer derartigen Politik zu Hause riete, würde eine Entscheidung durch den Degen vorhergehen müssen. Er verglich Preußen mit einem Manne, der einmal das Loos von 100.000 Thlr. gewonnen hat, und nun seinen Haushalt auf die jährliche Wiederkehr dieses Ereignisses einrichte. Ich erwiderte ihm, wenn diese Ansichten in Wien so klar wären wie bei ihm, so sähe ich allerdings voraus, daß Preußen nochmals in der bewußten Lotterie werde setzen müssen; ob es gewinnen werde, stehe bei Gott.

Poschinger, Bundestag.

Anekdote.

Am 18. Januar 1852 hatte der König zum Krönungsfeste Bismarck den Johanniterorden verliehen. Im Laufe desselben Jahres erhielt Bismarck den dänischen Danebrogorden. Mit diesen Orden geschmückt, wohnte Bismarck in der Uniform eines Landwehrleutnants der Parade der Frankfurter Garnison zu Ehren eines österreichischen Erzherzogs bei. Als dieser Bismarcks gewahr wurde, sprengte er auf ihn zu und fragte ihn ironisch: „Verzeihen's Exzellenz, hoben's olli diesi Dekoration'n vorm Feind erholtn?" „Jawohl, Kaiserliche Hoheit," war Bismarcks Antwort, „alle vor dem Feind, alle hier in Frankfurt."

Bismarcks Duell mit Vincke.

Bismarck war am 13. Oktober 1851 in den Landtag gewählt worden. Er besuchte die Kammer von Frankfurt aus während eines Aufenthaltes in Berlin. In der Kammersitzung vom 20. März 1852 hatte Bismarck geäußert: „Es ist möglich, daß, trotz der friedlichen Dispositionen aller Staaten

Europas, wir vielleicht innerhalb sechs Monaten in Verhältnisse kommen, in welchen die Herren [Abgeordneten] Gelegenheit haben können, ihre militärischen Talente auf einem andern Felde als hier darzutun." Am 22. März 1852 beantragte Vincke mit ironischer Anziehung dieses Wortes Bismarcks die für die militärische Herstellung der Burg Hohenzollern von der Regierung vorgeschlagenen 100000 Taler zu streichen. Er berief sich dabei eben auf die Äußerung Bismarcks, den er spöttisch „einen namhaften Diplomaten" nannte. Bismarck stellte seine von Vincke nicht genau zitierten Worte richtig. Vincke führte den gereizten Ton des Herrn Abgeordneten höhnisch auf „verletzte Bescheidenheit" zurück, „weil er ihn einen namhaften Diplomaten genannt habe". Er wolle daher diese Äußerung förmlich zurücknehmen, „da allerdings alles, was er von seinen diplomatischen Leistungen wisse, sich nur auf die bekannte Zigarre beschränke", — eine Anspielung auf die Szene mit dem Bundespräsidenten Grafen Thun. Bismarck erwiderte in persönlicher Bemerkung: „Seine [Vinckes] letzte Äußerung überschreitet die Grenze nicht nur der diplomatischen, sondern derjenigen privaten Diskretion, deren Beobachtung ich von einem Manne von guter Erziehung erwarten zu dürfen glaubte." Die Folge dieser Szene war eine Duellforderung, die Bismarck seinem Gegner übersandte. Am 25. März fand das Duell statt. Vincke hatte als Geforderter den ersten Schuß; er schoß in die Luft, Bismarck desgleichen. Leopold von Gerlach erzählt in seinem Tagebuch unterm 28. März: „Büchsel [der Hofprediger] hat ihm [Bismarck] das heilige Abendmahl am Tage vorher morgens gereicht, und er hat vor dem ersten Schuß ein Gebet gesprochen. Auf Vincke soll das doch Eindruck gemacht haben." An den Kammerdebatten beteiligte sich Bismarck nur noch einmal; er schrieb im August [nach seiner Wiener Mission] an Gerlach, daß er „für den Dienst Seiner Majestät in der Kammer nicht passe". Schon im Mai war er des Parlaments überdrüssig. „Ich habe es hier", schreibt er seiner Gattin, „herzlich satt und sehne mich nach dem Tage der Abreise. Die Kammerintriguen finde ich über die Maßen schal und un-

würdig ... Wenn ich von Frankfurt unbefangen herkomme, so ist mir wie einem Nüchternen, der unter Betrunkene gerät." Er lehnte die Wiederwahl im Herbst 1852 ab und schrieb darüber an Gerlach: „Ich würde sehr gern bereit sein, mich [in der Kammer] abzunützen, wenn ich für den Dienst Seiner Majestät irgend einen erheblichen Vorteil davon unter den jetzigen Umständen absehen könnte." — Bismarck betrat das preußische Abgeordnetenhaus erst wieder im Oktober 1862 — als Ministerpräsident. Am 21. November 1854 wurde er ins Herrenhaus gerufen, ergriff aber von 1855—1862 niemals das Wort.

König Friedrich Wilhelm IV. an Kaiser Franz Josef.

Beglaubigungsschreiben Bismarcks für den Wiener Hof. Der König schickte Bismarck zur Vertretung des Grafen Heinrich von Arnim nach Wien, um in Zollvereins-Sachen zu verhandeln und einen Handelsvertrag zu vereinbaren.

Potsdam, 5. Juni 1852.

Ew. Kaiserliche Majestät wollen es mir gütig gestatten, daß ich den Überbringer dieses Blattes mit einigen eigenhändigen Schriftzügen an Ihrem Hoflager introduziere. Es ist der Herr von Bismarck-Schönhausen. Er gehört einem Rittergeschlecht an, welches länger als mein Haus in unseren Marken seßhaft, von jeher und besonders in ihm seine alten Tugenden bewährt hat. Die Erhaltung und Stärkung der erfreulichen Zustände unseres platten Landes verdanken wir mit seinem furchtlosen und energischen Mühen in den bösen Tagen der jüngst verflossenen Jahre ... Es ist mir ein befriedigender Gedanke, daß Ew. Majestät einen Mann kennen lernen, der bei uns im Lande wegen seines ritterlich freien Gehorsams und seiner Unversöhnlichkeit gegen die Revolution bis in ihre Wurzeln hinein von Vielen verehrt, von Manchen gehaßt wird. Er ist mein Freund und treuer Diener und kommt mit dem frischen lebendigen sympathischen Eindruck meiner Grundsätze, meiner Handlungsweise, meines

Willens, und ich setze hinzu, meiner Liebe zu Oesterreich und zu Ew. Majestät nach Wien ...

Bismarckjahrbuch.

Bismarck an seine Gattin.

Vor der Geburt des Sohnes Wilhelm (1. August 1852) hatte Johanna von Bismarck Todesgedanken geäußert.

Wien, 19. Juni 1852.

Mir ist die glückliche Ehe und die Kinder, die Gott mir geschenkt hat, wie der Regenbogen der mir die Bürgschaft der Versöhnung nach der Sündfluth von Verwilderung und Liebesmangel giebt, die meine Seele in frühern Jahren bedeckte ... Die Gnade Gottes wird meine Seele nicht fahren lassen, die Er einmal angerührt hat, und das Band nicht zerschneiden, an dem er mich vorzugsweise gehalten und geleitet hat auf dem glatten Boden der Welt, in die ich ohne mein Begehren gestellt bin.

Bismarck an Leopold von Gerlach.

Bismarck vertrat den österreichischen Präsidialgesandten von Prokesch.

Frankfurt, 21. Januar 1853.

Gestern habe ich [dem französischen Gesandten Tallenay] ein Diner mit 31 verschiedenen Uniformen gegeben, dessen Kosten mir mein Freund Prokesch von rechtswegen ersetzen müßte. Dieser letztere hat mir heut einen übertriefend schmeichelhaften Brief zugehen lassen, nach welchem er zu Ende dieses Monats hier einzutreffen gedenkt. Ich denke von ihm wie der alte Fritz von den ersten Kosaken, die er sah, „mit solchen — muß man sich hier rumschlagen". Im übrigen geht es mir und den Meinigen wohl, bis auf etwas zu viel Diners und Bälle, denen ich ausgesetzt bin. Mein Trost ist, daß ich die darauf folgenden Indigestionen als dienstliche betrachten darf und von dem dereinstigen Schlagfluß infolge amtlicher Trüffelvertilgung werde gerührt werden.

Briefwechsel mit Gerlach.

Bismarck an seine Schwester Malwine.

Frankfurt, [Juli] 1853.

[Manteuffel] ist nicht mehr so liebenswürdig wie früher, er hört auf alle möglichen erlogenen Klatschereien, und läßt sich immer einreden, ich strebte nach seiner Erbschaft, während ich froh bin, wenn man mich da läßt, wo ich bin. Ich gewöhne mich daran, im Gefühle gähnender Unschuld alle Symptome von Kälte zu ertragen und die Stimmung gänzlicher Wurschtigkeit in mir vorherrschend werden zu lassen, nachdem ich den Bund allmählich mit Erfolg zum Bewußtsein des durchbohrenden Gefühls seines Nichts zu bringen nicht unerheblich beigetragen zu haben mir schmeicheln darf. Das bekannte Lied von Heine: „O Bund, du Hund, du bist nicht gesund usw." wird bald durch einstimmigen Beschluß zum Nationalliede der Deutschen erhoben werden.

Bismarck an Leopold von Gerlach.

Amsterdam, 24. August 1853.

Bisher habe ich entdeckt, daß die Stelle, die auf der Karte Holland heißt, gar kein Land ist im Sinne eines Rohrbecker Landwirts [Gut Gerlachs], sondern eine 10 Meilen lange Wiese, auf welcher viele Büsche stehen und zwischen zahllosen wiederkäuenden Kühen einige nach alten Bilderbüchern gebaute Städte liegen. Dieses Amsterdam mit seinen lindenbesetzten Kanälen und Grachten, der räucherigen Atmosphäre, durch welche ein phantastisches Gewirre von Straßen, sonderbaren Hausgiebeln, Schornsteinen in unbestimmten Umrissen sichtbar ist, hat trotz seiner betriebsamen Rührigkeit etwas so Gespenstisches für mich, daß ich an keine Erscheinungen glaube, solange es hier nicht spukt. Ich bin darauf gefaßt, in der Nacht mehrere fliegende Holländer in Büffelleder und spanischer Krause mit spitzen Hüten und noch spitzeren Bärten vor meinem Bette zu sehen.

*

Frankfurt, 25. November 1853.

Feindesbeifall verdient stets Mißtrauen, und diejenige katholische Kirche, mit der wir Arm in Arm zum Himmel pilgern könnten, scheint am Oberrhein nicht Hütten zu bauen; ich betrachte diese ecclesia militans als unzweifelhaften „Feind", der Preußen bis auf die Existenz selbst als ketzerischen Mißbrauch bekämpft.

Briefwechsel mit Gerlach.

Bismarck an den Minister von Manteuffel.

Frankfurt, 15. Februar 1854.

Es gibt viele Politiker, die der Ansicht sind, daß es heutzutage besser sei, Oesterreich zum Gegner als zum Verbündeten zu haben, weil seine Hilfsbedürftigkeit gegen Schulden, Italiener und Ungarn größer sei, als seine Fähigkeit, andern zu helfen ... Es würde mich ängstigen, wenn wir vor dem möglichen Sturm dadurch Schutz suchten, daß wir unsre schmucke und seefeste Fregatte an das wurmstichige alte Orlogschiff von Oesterreich koppelten. Wir sind der bessere Schwimmer von beiden und jedem ein willkommener Bundesgenosse ... Die großen Krisen bilden das Wetter, welches Preußens Wachstum fördert.

Bismarck an Gerlach während des Krimkriegs.

Frankfurt, April 1854.

„Nur Mut, der Tabak raucht sich gut", steht auf dem Uckermärker Knaster ...

Eine feige Politik hat noch immer Unglück gebracht; daß wir unsre Kraft wie ein gutmütiger Narr dem Egoismus Östreichs hingeben, um uns schließlich von ihm bemogeln zu lassen, ist noch das wenigste; brechen wir aber wirklich auf dem Wege dieser Bedienten-Politik, Freunden zu Liebe, mit Rußland, so kostet es den Franzosen ein Wort der Annäherung an Rußland, und die sämtlichen deutschen Regierungen

fallen ihnen zu, wir und Östreich aber sind die dupes in der Falle ...

Die Melodie, welche mir durch Privat-Korrespondenzen aus den ministeriellen Regionen entgegen tönt, ist ganz die des Liedes: „Es sein einmal drei Schneider gewesen, die waren soeben vom Fieber genesen." ... Majestät müssen durchaus darauf halten, daß Allerhöchstihre Minister mehr Sekt trinken; ohne eine halbe Flasche im Leibe dürfte mir keiner der Herren in das conseil kommen. Dann würde unsere Politik bald eine respektablere Farbe annehmen.

Frankfurt, 8. August 1854.

Wir ängstigen uns, allein zu sein, und halten uns am Rockschoß von Östreich fest, das uns durch Buols Lloyd fortwährend die Rute geben läßt, überzeugt, daß wir ihm doch nachlaufen wie ein herrenloser Pudel. Ich finde das selbst mit der Ehre unverträglich, die Se. M. die Offizierehre zu nennen pflegt, und jedenfalls nicht gehandelt wie ein großer Staat.

Frankfurt, 25. Oktober 1854.

Für uns kommt es nur darauf an, den Glauben zu erhalten, daß wir noch Züge haben, ehe wir matt sind; wir brauchen uns eben so wenig an Frankreich zu verkaufen, als Östreich es tun wird, so wild es sich auch anstellt. Aber wir lassen die Leute glauben, daß wir in edler Fassung verdunsten werden, wenn uns das Röhrwasser absolut reinlicher Bundestreue ausbleibe, während die Östreicher offen beteuern, daß sie aus jeder Pfütze trinken werden, um ihren Bundesgenossen ins Gesicht zu spucken. Seit Prokesch vom Erzherzog Stephan zurück ist, affektiert er, wenn die Jäger bei ihm spielen, Vorliebe für Mazurka, und wenn er zu mir kommt, fredonniert er auf der Treppe einige Töne, welche den letzten Takten von „Noch ist Polen nicht verloren", möglichst ähnlich sind ... Alle meine Kollegen [am Bunde], wenn sie mir gegenüber Vorwände suchen, uns zu verlassen, haben

den Refrain: Sie können die bisherige Politik nicht durchführen, Sie verlieren die Rheinprovinz dabei; ich bin zu höflich mit Kollegen, sonst müßte ich allerdings darauf antworten: dann werden wir sie in den Staaten Ihres Herrn wiederfinden! Furcht und wieder Furcht ist das einzige, was in den Residenzen von München bis Bückeburg Wirkung tut.

Frankfurt, 22. November 1854.

Mein bayrischer Kollege sagt: „itzt sei mer alle eingeschifft, und Östreich allein führts Steuer."

Bismarck und der französische Gesandte Marquis Moustier.

1854.

Bismarck erzählt: Marquis Moustier kannte diese [Bismarcks russenfreundliche] Stellung, und mein Chef überließ ihm gelegentlich die Aufgabe, mich zur westmächtlichen Politik und zur Vertretung derselben beim Könige zu bekehren. Bei einem Besuche, den ich Moustier machte, riß ihn die Lebhaftigkeit seines Temperaments zu der bedrohlichen Äußerung hin: «La politique que vous faites, va vous conduire à Jéna.» [Die Politik, die ihr macht, wird euch nach Jena führen.] Worauf ich antwortete: «Pourquoi pas à Leipzic ou à Rossbach?» Moustier war eine so unabhängige Sprache in Berlin nicht gewöhnt und wurde stumm und bleich vor Zorn.

Gedanken und Erinnerungen.

Graf Alexander Keyserling an Bismarck.

Raikül, 13. Februar 1855.

Theurer Jugendgenosse. Deine Zeilen vom 29ten Dec. durch einen Reisenden des Hauses de Luze wurden mir in Mitau übergeben, wo ich mich einige Tage unter alten Bekannten mit heiteren Erinnerungen ergötzte. Sie trugen so sehr dazu bei, mich in die Zeiten der eignen jugendlichen

Träume zurückzuversetzen, daß Mr. Layard bei der Entdeckung der ersten Keilschriften von Ninive nicht größere, gewiß aber weniger begründete Freude empfunden hat, als mir der Anblick Deiner Schriftzüge erregte. Sie sind fester geworden, übrigens unverändert und zeugen von mehr Charakter, als ein Diplomat mit Bequemlichkeit gebrauchen kann ... Erinnerst Du Dich nicht dessen, daß Du mir [während der Berliner Studentenzeit 1834—35] in wahrscheinlich lichten Momenten vorhergesagt hast: Constitution unvermeidlich, auf diesem Wege zu äußeren Ehren, außerdem muß man innerlich fromm sein? Ich wollte Dich besternte Excellenz als weiser Pilger, als armer Bruder Graurock, als ein Versenkter in den Freuden des ewigen Geistes dann aufsuchen. Das Geschick hat gezeigt, daß ich in der Ausführung der Jugendträume schwächer gewesen bin als Du.

Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen.

Bismarck an den Minister von Manteuffel.

Juli 1855.

Darüber stimmen alle Reisenden überein, daß die Berliner Polizei die gröbste in Europa ist. Ich kann nach meiner eigenen Erfahrung nicht widersprechen. Der Hang zu dienstlicher Arroganz und Grobheit steckt in dem subalternen Teil unserer Bürokraten. Dergleichen Plackereien sind oft viel bedenklichere Quellen der Verstimmung gegen eine Regierung als Meinungsverschiedenheiten über Regierungsformen und Budget.

Bismarck an den Minister von Manteuffel.

Frankfurt, 4. Juli 1855.

Mein erstes Wiedersehen mit Prokesch war beiderseits frei von Verlegenheit. Die sanfte Heiterkeit, deren Maske er trug, fand ihren Ausdruck auch in der Farbe der Handschuhe, die vom zartesten Himmelblau und ausnahmsweise ganz neu

waren. Es schlug gerade zwölf am 2. Juli und ich bemerkte beiläufig, daß dieser Moment genau die Mitte des Jahres sei, worauf er mit durchbrechender Herzlichkeit meine Hand ergriff und sagte: „Wohlan, so vergessen wir die Leiden und Sorgen des alten Jahres und beginnen wir ein ganz neues."

John Lothrop Motley an seine Frau.

Frankfurt a. M., 30. Juli 1855.

... Die Bismarcks sind so lieb wie immer — nichts kann freimütiger und herzlicher sein als ihr Umgang. Ich bin den ganzen Tag dort. Es ist eines jener Häuser, wo jeder tut was ihm beliebt. Die Staatsräume, wo sie förmlichen Besuch empfangen, liegen nach der Front des Hauses. Ihre Privaträume indessen, ein „Salon" und ein Speisezimmer, liegen rückwärts und gehn nach einem Garten. Hier ist alles beisammen: Jung und Alt, Großeltern und Kinder und Hunde; da wird gegessen, getrunken, geraucht, Klavier gespielt und (im Garten) Pistole geschossen, alles auf einmal. Es ist ein Haushalt, wo Dir alles angeboten wird was auf Erden eßbar oder trinkbar ist: Porter, Sodawasser, leichtes Bier, Champagner, Burgunder oder Claret sind jederzeit vorhanden, und jedermann raucht zu jeder Zeit die besten Havanna-Cigarren.

Correspondence of Motley.

Bismarck an Leopold von Gerlach.

Bismarck war im August und September in Paris gewesen, hatte die Weltausstellung besucht und war zum erstenmal dem Kaiser Napoleon vorgestellt worden.

Frankfurt, 15. September 1855.

Sie schelten mich, daß ich in Babylon gewesen bin, aber Sie können von einem lernbegierigen Diplomaten diese politische Keuschheit nicht verlangen, die einem Soldaten wie Lützow oder einem unabhängigen Landjunker so wohl ansteht; ich muß m. E. die Elemente, in denen ich mich zu bewegen

habe, aus eigener Erfahrung kennen lernen, soviel sich mir dazu Gelegenheit bietet. Fürchten Sie dabei nicht für meine politische Gesundheit; ich habe viel von der Natur der Ente, der das Wasser von den Federn abläuft, und es ist bei mir ein ziemlich weiter Weg von der äußeren Haut bis zum Herzen. Ich habe an Vorliebe für den Bonapartismus nicht gewonnen, im Gegenteil, mir fiel es wie eine Last von der Brust, als ich die Grenze wieder hinter mir hatte, ich hätte den ersten schwarzweißen Pfahl umarmen können, und sogar für zwei pfälzische Fabrikanten, die mit mir im Wagen saßen, hatte ich eine Anwandlung landsmannschaftlicher Gefühle. Es ist wahr, wenn ich an meinen letzten Besuch in Paris denke, unter Louis Philipp, so finde ich die Pariser wunderbar fortgeschritten in der Disziplin und dem äußeren Anstande. Der einzige Mensch, der mit Selbstbewußtsein über die Straße geht, ist der Soldat, vom General bis zum Trainknecht, und wer gar nichts von der wüsten Geschichte wüßte, würde doch aus einem Vergleich der Physiognomie des Straßenlebens entnehmen können, daß die Herrschaft von der Juli-Bourgeoisie auf die Armee übergegangen ist. Die Beleuchtung ist glänzend, doch sieht man noch mehr Polizisten als Laternen; es gibt keinen Winkel in allen Straßen, wo man nicht sicher wäre, in irgend einer Richtung wenigstens, dem beobachtenden Blicke eines uniformierten agent de police, gensdarme, municipal, und wie sie alle heißen, zu begegnen ... Der Franzose sagt: c'est précisement ce qu'il nous faut; le despotisme est la seule forme de gouvernement compatible avec l'esprit français. [Dies ist genau was wir brauchen; der Despotismus ist die einzige Regierungsform, die sich mit dem französischen Geist verträgt.] Das mag richtig sein, ist aber eine scharfe Selbstkritik.

Bismarck rettet einen „Demagogen".

Oktober 1855.

Keudell erzählt: Im Oktober besuchte ich die Pariser Weltausstellung und blieb auf der Rückreise drei Tage in

Frankfurt. Am ersten Morgen erzählte Bismarck, wie er einem polizeilich verfolgten jungen Manne zur Flucht verholfen hatte: „Ich erhielt vor kurzem von Berlin den Auftrag, die hiesige Polizei zu veranlassen, einen politisch kompromittierten Jüngling zu verhaften. Nun ist es wirklich nicht wohlgetan, einen fähigen jungen Menschen, der auf einen falschen Weg geraten ist, durch Verfolgung und Bestrafung als Umstürzler abzustempeln. Es ist sehr möglich, daß er von selbst zur Vernunft kommt, wie es manchen Achtundvierzigern ergangen ist. Ich erstieg also frühmorgens die drei Treppen zu der Wohnung des jungen Mannes und sagte ihm: ‚Reisen Sie so schnell als möglich ins Ausland.' Er sah mich etwas verwundert an. Ich sagte: ‚Sie scheinen mich nicht zu kennen; vielleicht fehlt es Ihnen auch an Reisegeld. Nehmen Sie hier einige Goldstücke und machen Sie, daß Sie schnell über die Grenze kommen, damit man nicht sagt, daß die Polizei wirksamer operiert als die Diplomatie.' Am folgenden Tage hat die Polizei ihn natürlich nicht mehr gefunden."

Keudell, Fürst und Fürstin Bismarck.

Bismarck an Leopold von Gerlach.

Frankfurt, 28. April 1856.

Ich kann mich der mathematischen Logik der Tatsachen nicht erwehren, sie bringt mich zu der Überzeugung, daß Östreich unser Freund nicht sein kann und will ... Östreich läßt sich dabei durch deutsche Gefühle, durch Bilder von Mann und Frau, die sich zanken, aber nach außen zusammenhalten, nicht irre machen. Es nimmt die Hülfe der Franzosen gegen uns eben so gut an wie die der Russen, die der Demokraten in Preußen so gut wie die der Ultramontanen, Münsterländer und Reichensperger. Über unserm Gezänk und Intriguen im Frieden geht dabei Deutschland noch sicherer zu Grunde als über einem guten Kriege wie der siebenjährige, der uns wenigstens klare Verhältnisse zu einander brachte.

Aber wenn wir den auch fromm vermeiden wollen, Östreich wird ihn führen, sobald ihm die Gelegenheit günstig ist. Wir, so stark wir auch jetzt sind, bleiben eine Unmöglichkeit in dem System der dermaligen Wiener Politik; ihre Ziele und die Existenz des dermaligen Preußens schließen sich gegenseitig aus. Sie glauben das nicht, und davon unsere Meinungsverschiedenheit. Ich war ziemlich gut östreichisch, als ich herkam, und bin auch bereit, es wieder zu sein, wenn wir von dort die Garantie einer Politik erhalten, bei der auch wir bestehen können. Bei der jetzigen können wir das meines Glaubens nicht.

Bismarck und Graf Rechberg.

Am 7. Dezember 1870 erzählte Bismarck über Tisch in Versailles vom Grafen Rechberg, dem Nachfolger Prokeschs, die folgende Geschichte:

Rechberg war auch nicht übel, wenigstens persönlich ehrlich, wenn auch sehr heftig und aufbrausend — einer von den hitzigen Hochblonden ... Als österreichischer Diplomat damaliger Schule freilich durfte er's mit der Wahrheit nicht genau nehmen. So erinnere ich mich: einmal erhielt er eine Depesche, in der er angewiesen wurde, mit uns die besten Beziehungen zu pflegen und das zu unterstützen, was wir beantragten, zu gleicher Zeit aber eine andre, in der das strikte Gegenteil von ihm verlangt wurde. Nun kam ich zufällig zu ihm, und aus Versehen gab er mir die zweite zu lesen. Ich merkte bald, was sie enthielt, und las sie ganz durch. Dann hielt ich sie ihm wieder hin und sagte: „Verzeihen Sie, Sie haben mir die falsche gegeben." Er war sehr verblüfft. Ich aber tröstete ihn, ich werde aus seinem Vergreifen keinen Nutzen ziehen und es nur zu meiner persönlichen Information behalten.

M. Busch, Tagebuchblätter.

Otto von Bismarck an Leopold von Gerlach.

Bismarck sucht den General zu überzeugen, daß Preußen sich ein gutes Einvernehmen mit Frankreich offen halten müsse, um Österreich und die Mittelstaaten in Schach zu halten.

Frankfurt, 2. Mai 1857.

So einstimmig wir in Betreff der inneren Politik sind, so wenig kann ich mich in Ihre Auffassung der äußeren Politik hineinleben, der ich im allgemeinen den Vorwurf mache, daß sie die Realitäten ignoriert. Sie gehen davon aus, daß ich einem vereinzelten Mann [Napoleon III.], der mir imponiere, das Prinzip opfere. Ich lehne mich gegen Vorder- und Nachsatz auf. Der Mann imponiert mir durchaus nicht. Die Fähigkeit, Menschen zu bewundern, ist in mir nur mäßig ausgebildet, und vielmehr ein Fehler meines Auges, daß es schärfer für Schwächen als für Vorzüge ist ... Was aber das von mir geopferte Prinzip [des „Kampfes gegen die Revolution"] anbelangt, so kann ich mir das, was Sie damit meinen, konkret nicht recht formulieren ... Meinen Sie damit ein auf Frankreich und seine Legitimität anzuwendendes Prinzip, so gestehe ich allerdings, daß ich dieses meinem spezifisch preußischen Patriotismus vollständig unterordne. Frankreich interessiert mich nur soweit, als es auf die Lage meines Vaterlandes reagiert, und wir können Politik nur mit dem Frankreich treiben, welches vorhanden ist, dieses aber aus den Kombinationen nicht ausschließen ... Frankreich [zählt mir], ohne Rücksicht auf die jeweilige Person an seiner Spitze, nur als ein Stein, und zwar ein unvermeidlicher, in dem Schachspiel der Politik, ein Spiel, in welchem ich nur meinem Könige und meinem Lande zu dienen den Beruf habe. Sympathien und Antipathien in Betreff auswärtiger Mächte und Personen vermag ich vor meinem Pflichtgefühl im auswärtigen Dienst meines Landes nicht zu rechtfertigen, weder an mir noch an anderen; es ist darin der Embryo der Untreue gegen den Herrn oder das Land, dem man dient ... Die Interessen des Vaterlandes dem eigenen Gefühl von Liebe oder Haß gegen Fremde unterzuordnen,

dazu hat meiner Ansicht nach selbst der König nicht das Recht, hat es aber vor Gott und nicht vor mir zu verantworten, wenn er es tut, und darum schweige ich über diesen Punkt ... Ich frage Sie, ob es in Europa ein Kabinett gibt, welches mehr als das Wiener ein gebornes und natürliches Interesse daran hat, Preußen nicht stärker werden zu lassen, sondern seinen Einfluß in Deutschland zu mindern ...; ob es ein Kabinett gibt, welches ... überhaupt kühler und cynischer nur seine eignen Interessen zur Richtschnur seiner Politik nimmt ... Ich frage noch weiter ...: gibt es nächst Österreich Regierungen, die weniger den Beruf fühlen, etwas für Preußen zu tun als die deutschen Mittelstaaten? ... Und nun noch eine Frage: Glauben Sie denn und glaubt Se. Majestät der König wirklich noch an den Deutschen Bund und seine Armee für den Kriegsfall? .. Was könnte Sie berechtigen zu glauben, daß die Großherzöge von Baden und Darmstadt, der König von Württemberg oder Bayern den Leonidas für Preußen und Österreich machen sollten, wenn die Übermacht nicht auf deren Seite ist ...? Schwerlich wird der König Max in Fontainebleau dem Napoleon sagen, daß er nur über seine Leiche die Grenze Deutschlands oder Österreichs passieren werde! ... Ich erlebte in Paris, daß ein Graf So und So gegen seine Frau auf Scheidung klagte, nachdem er sie, eine ehemalige Kunstreiterin, zum 24. Male in flagrantem Ehebruch betroffen hatte; er wurde als ein Muster von galantem und nachsichtigem Ehemann von seinem Advokaten vor Gericht gerühmt, aber gegen unsern Edelmut mit Österreich kann er sich doch nicht messen.

Frankfurt, 11. Mai 1857.

Berliner Nachrichten sagen mir, daß man mich am Hofe als Bonapartisten bezeichnet. Man tut mir Unrecht damit. Im Jahre 50 wurde ich von unsern Gegnern verräterischer Hinneigung zu Östreich angeklagt, und man nannte uns die Wiener in Berlin; später fand man, daß wir nach Juchten rochen, und nannte uns Spree-Kosacken. Ich habe damals

auf die Frage, ob ich russisch oder westmächtlich sei, stets geantwortet, ich bin preußisch, und mein Ideal für auswärtige Politik ist die Vorurteilsfreiheit, die Unabhängigkeit der Entschließungen von den Eindrücken der Abneigung oder der Vorliebe für fremde Staaten und deren Regenten. Ich habe, was das Ausland anbelangt, in meinem Leben nur für England und seine Bewohner Sympathie gehabt, und bin stundenweis noch nicht frei davon; aber die Leute wollen sich ja von uns nicht lieben lassen, und ich würde, sobald man mir nachweist, daß es im Interesse einer gesunden und wohldurchdachten Politik liegt, unsere Truppen mit derselben Genugtuung auf die französischen, russischen, englischen oder östreichischen feuern sehen.

... Wann und nach welchen Kennzeichen haben alle diese Mächte aufgehört, revolutionär zu sein? Es scheint, daß man ihnen die illegitime Geburt verzeiht, sobald wir keine Gefahr von ihnen besorgen, und daß man sich alsdann auch nicht prinzipiell daran stößt, wenn sie fortfahren, ohne Buße, ja mit Rühmen, sich zu ihrer Wurzel im Unrecht zu bekennen ... Wenn man ihr [der Revolution] einen irdischen Ursprung nachweisen will, so wäre auch der nicht in Frankreich, sondern eher in England zu suchen, wenn nicht noch früher in Deutschland, oder in Rom, je nachdem man die Auswüchse der Reformation oder die der römischen Kirche und die Einführung des römischen Rechtes in die germanische Welt als schuldig ansehen will.

... Sie sagen: „Frankreich wird auch nicht mehr für uns tun als Östreich und die Mittelstaaten"; ich glaube, daß niemand etwas für uns tut, der nicht zugleich sein Interesse dabei findet, die Richtung aber, in welcher Östreich und die Mittelstaaten gegenwärtig ihre Interessen verfolgen, ist für die Aufgaben, welche für Preußen Lebensfragen sind, ganz incompatibel, und eine Gemeinschaftlichkeit der Politik gar nicht möglich, bevor Östreich nicht ein bescheideneres System uns gegenüber adoptiert, wozu bisher wenig Aussicht ... Eine passive Planlosigkeit, die froh ist, wenn sie in Ruhe gelassen wird, können wir in der Mitte von Europa nicht durchführen,

sie kann uns heut ebenso gefährlich werden, wie sie 1805 war, und wir werden Ambos, wenn wir nichts tun, um Hammer zu werden.

Frankfurt, 30. Mai 1857.

... Wie viele Existenzen gibt es noch in der heutigen politischen Welt, die nicht in revolutionärem Boden wurzeln? Nehmen Sie Spanien, Portugal, Brasilien, alle amerikanischen Republiken, Belgien, Holland, die Schweiz, Griechenland, Schweden, das noch heut mit Bewußtsein in der glorious revolution von 1688 fußende England; selbst für das Terrain, welches die heutigen deutschen Fürsten teils Kaiser und Reich, teils ihren Mitständen, den Standesherren, teils ihren eigenen Landständen abgenommen haben, läßt sich kein vollständig legitimer Besitztitel nachweisen, und in unserem eigenen staatlichen Leben können wir der Benutzung revolutionärer Grundlagen nicht entgehen ... Aber selbst dann, wenn die revolutionären Erscheinungen der Vergangenheit noch nicht den Grad von Verjährung hatten, daß man von ihnen sagen konnte wie die Hexe im Faust von ihrem Höllentrank: „Hier hab' ich eine Flasche, aus der ich selbst zuweilen nasche, die auch nicht mehr im mind'sten stinkt", hatte man nicht immer die Keuschheit, sich liebender Berührungen zu enthalten. Cromwell wurde von sehr antirevolutionären Potentaten Herr Bruder genannt und seine Freundschaft gesucht, wenn sie nützlich erschien; mit den Generalstaaten waren sehr ehrbare Fürsten im Bündnis, bevor sie von Spanien anerkannt wurden; Wilhelm von Oranien und seine Nachfolger in England galten, auch während die Stuarts noch prätendierten, unsern Vorfahren für durchaus koscher, und den Vereinigten Staaten von Nordamerika haben wir schon in dem Haager Vertrage von 1785 ihren revolutionären Ursprung verziehen.

Frankfurt, 19. Dezember 1857.

In den ersten Jahren meiner hiesigen Stellung war ich eine Art von Günstling, und der Sonnenschein des königlichen Wohlwollens strahlte mir von den Gesichtern der Hofleute

zurück. Das ist anders geworden; entweder hat der König gefunden, daß ich ein ebenso alltäglicher Mensch bin wie alle übrigen, oder er hat Schlechtes von mir gehört, vielleicht wahres, denn jeder hat seine faulen Stellen unter der Haut; kurz, Se. Majestät hat weniger als früher das Bedürfnis, mich zu sehen, die Hofdamen Ihrer Majestät lächeln mir kühler zu als sonst, die Herren drücken mir matter die Hand, die gute Meinung von meiner Brauchbarkeit ist gesunken, nur der Minister Manteuffel ist freundlicher gegen mich. Das Gefühl davon habe ich seit zwei bis drei Jahren crescendo, ohne mich zu wundern; dergleichen passiert jedem, ändert sich auch wieder ... Es ist mir kein Bedürfnis, von vielen Leuten geliebt zu werden, ich leide nicht an der Zeitkrankheit der love of approbation, und die Gunst des Hofes wie der Menschen, mit denen ich in Berührung komme, fasse ich mehr vom Standpunkte anthropologischer Naturkunde als von dem des Gefühls auf. Bei dieser Kaltherzigkeit habe ich natürlich wenig Freunde, und das Leben im Auslande entfremdet mich so nach und nach manchen Beziehungen zu Alters- und Standesgenossen, mit denen ich in zufriedenen Lebensverhältnissen verkehrte, bevor ich der Politik verfiel. Umso mehr habe ich das Bedürfnis, vergewissert zu sein, daß dieser fanatische Korporal, der Edwin [von Manteuffel], nicht in Ihrem Sinne verfuhr, wenn er mich gleich einem bedenklichen politischen Intriganten aus Berlin los zu sein wünschte.

Frankfurt, 20. Februar 1858.

Über Auswärtiges habe ich nichts zu schreiben und bin unlustig. Wenn wie jetzt in Berlin weder An- noch Absichten, weder Pläne noch Willensregungen vorhanden sind, so drückt einen das Bewußtsein einer gänzlich zweck- und planlosen Beschäftigung nieder. Ich tue nichts mehr, als mir genau befohlen wird, führe meine Instruktionen aus und lasse es gehen, wie es will, wenn es mir auch Mühe macht, jedes eigene Interesse an der Sache zu ersticken. Schließlich hoffe ich, daß mir alles eben so Wurscht werden wird wie andern Leuten.

Briefwechsel mit Gerlach.

Der Erzähler von Oertzen war 1856—1857 Militärattaché an der preußischen Gesandtschaft in Frankfurt a. M.

Wo Bismarck in den Kreis trat, empfing ihn das nicht immer willige oder neidlose Aufmerken der Herren, die Neugier und die kokettierende Kampflust der Damenwelt, und heiter und schlagfertig, scheinbar sorglos nach beiden Richtungen hin stand er seinen Mann ... Er sagt immer das Unerwartete, behaupteten die schönen Lippen um ihn her, und allerdings, es war nicht das geistreichelnde Spiel eines geschulten Salontalents, sondern die aus unerschöpflichen Quellen fort und fort sich frisch erneuernde Urwüchsigkeit ... Verzeihlich daher die kleine Bosheit ihrer oder ähnlicher Treppenrachsucht, die es liebte, den ehemaligen Deichhauptmann von Schönhausen einen Diplomaten «en sabots» [in Holzschuhen] zu nennen ... Den geselligen Bismarck kannten, fürchteten und verwöhnten alle, den arbeitenden sahen staunend die dazu Berufenen. Den schnellen und zugleich unermüdlichen. Es mußte sich in die Seele prägen, wie er seine Berichte diktierte. Im großgemusterten Hausrock aus grünem Seidendamast, die Hände in den Taschen desselben, sein Studierzimmer auf und nieder wandelnd, schien er laut in ungeduldig gewaltsam hervorsprudelnden Sätzen zu denken, nun den Schreibenden zu jäher Hast nötigend, nun durch irgendeine eingestreute Bemerkung ihm die Feder aus der Hand zwingend, damit die Erschütterung der Lachmuskeln nicht etwa einen Tintenfleck zur Folge habe ... Der junge Lernende durfte eines Rufes in das Arbeitszimmer des Gesandten zu jeder Stunde gewärtig sein, ja, es kam wohl vor, daß er, zwischen Mitternacht und Morgen von einem Balle .. heimkehrend ..., die eilends hervorgesuchte Feder einen Dauerwalzer ohne Pausen nach dem Diktat des schon damals oft schlummerlosen Herrn Gesandten lehren mußte. Bei solchen Anlässen früh oder spät fielen dann mancherlei Winke ... Eine geschichtliche Ungenauigkeit hatte die Frage zur Folge: „Sollte Ihnen ein oder das andere Blatt in Beckers Weltgeschichte etwa bisher

noch entgangen sein?" ... Peinlicher wurde einmal die etwas flüchtige Ausführung eines gegebenen Auftrags gerügt: „Es wird Ihnen selbst überaus unangenehm sein; denn ohne Zweifel sind Sie mit mir der Meinung, daß, was ein Kavalier zu tun übernommen hat, schon so gut wie getan ist." Eiskalt höflich war der leise Ton ähnlicher Bemerkungen, deren Klangwirkung indessen wohl niemand in der Umgebung dieses Mannes ein zweites Mal sich aussetzte. — Und doch war der also unerbittlich Treffende derselbe, war ganz aus einem Guß mit dem übermütigen, dem gastfreien Bismarck im Kreise seiner Angehörigen, dessen muntres Tischgespräch bald nach Kniephof führte zu den Entenjagden auf beschilftem Weiher, die der träumende Shakespearefreund unterbrach, um, die Büchse schußfertig rechts, die entkorkte Champagnerflasche links im Nachen neben sich, Hamlet zu lesen, bald wieder in die Tage, da der junge Referendar zu Aachen oder sonstwo lästige Nachbarn aus seiner Nähe fortgraulte. Als der gleiche Eine gab er sich auch abends am Klavier seiner Gemahlin, deren seelenvoller Kunst er rauchend und andächtig versunken lange zuhören konnte, dann und wann einen Liebling unter ihren Musikstücken sich ausbittend.

Petersburg.

Der Prinzregent Wilhelm umgab sich mit neuen Männern. An die Spitze des Ministeriums berief er den Fürsten von Hohenzollern, für das Auswärtige Schleinitz. Im Lande herrschte eitel Freude nach der Wirrnis und dem Druck der Reaktion. Wilhelm aber war es bei diesem Jubel nicht ganz geheuer, „wie einem Neuerer, der vor seiner eigenen Tat zurückweicht". Bismarck sah mit schwerer Sorge von Petersburg aus auf die neue Wendung der Dinge. Der Prinzregent erlebte die Jahre seiner eigenen Politik, in der ihm außer dem tapferen Altpreußen Albrecht von Roon kein hervorragender Mann zur Seite stand. Große Aufgaben traten an den zweiundsechzigjährigen Herrscher heran. Im April 1859 erhob sich Sardinien für die Einheit Italiens gegen Österreich.

Napoleon III. unterstützte die nationale Politik Italiens gegen den Kaiserstaat. Auch in dieser europäischen Gefahr riet Bismarck zur Neutralität. Er wünschte Österreich eine Schlappe in Italien. Bei einem Angriff Frankreichs auf das Bundesgebiet verstand es sich für ihn zwar von selbst, daß Preußen an Österreichs Seite trete; aber er fürchtete nichts so sehr als einen Krieg gemeinsam mit Österreich gegen Frankreich. Wie im Krimkrieg riet er gegen die Verbindung der deutschen Frage mit den Bedürfnissen der auswärtigen Politik Österreichs und dagegen, daß „Preußen die Schlinge des Bundesrechts um den Nacken" geworfen werde. In Petersburg quälte ihn die schwere Sorge, der „nachgemachte 1813er werde Preußen besoffen machen". Wenn Österreich mit Preußen gegen Frankreich siegte, „dann brauchen wir einen neuen Gustav Adolf oder Friedrich II., um uns erst wieder zu emanzipieren". Der Prinzregent schwankte, mobilisierte dann aber doch im Juni das preußische Heer und erklärte sich bereit, mit Österreich gegen Frankreich zu fechten, wenn Franz Josef in Italien Reformen einführen wolle. Aber Österreich, bei Magenta und Solferino geschlagen, wollte nicht mit Preußens Hilfe siegen und einigte sich schnell auf Napoleons III. Anregung in Villafranca mit Frankreich. Der Gang der Dinge wurde in ganz Deutschland als „Demütigung" empfunden. Österreich klagte über preußischen Verrat. Bismarck aber atmete auf. „Wo die anderen lauter Gefahren sahen, erblickte er nichts als Vorteile." Ihm war die Hauptsache, daß das Kampffeld der Zukunft, Deutschland, wieder für eine entschlossene preußische Politik frei war. Die Deutschen aber waren und blieben von der großen nationalen Erregung ergriffen. Der Nationalverein wurde gegründet. Eine neue Hochflut des deutschen Einheits- und Freiheitsdrangs brach herein.

Die Jahre 1859 und 1860 waren für Bismarck körperlich und seelisch aufreibender als irgendwelche vorher. Im Juli 1859 reiste er auf Urlaub von Petersburg nach Deutschland. Er war infolge einer in Schweden (1857) erlittenen Beinverletzung an einem rheumatischen Leiden erkrankt. Ein Petersburger Pfuscher verböserte seinen Zustand so, daß er einen dauernden Schaden behielt. In Nauheim und Baden-Baden suchte und fand er Erleichterung. Aus der Nachkur in Reinfeld aber wurde er durch ein Telegramm von Berlin gerissen — wegen der Zusammenkunft des Prinzregenten mit dem Zaren Alexander II. Bismarck fuhr letzterem bis Warschau entgegen. Ende Oktober war er wieder in Reinfeld. Am 2. November 1859 brach er nach Petersburg auf. Da ergriff

ihn unterwegs bei seinem Freunde von Below in Hohendorf eine gefährliche Krankheit: Lungenentzündung, eine unmittelbare Folge seines Leidens (Tromboſe). Tagelang war er aufgegeben. Seine ſtarke Natur ſiegte, aber ein monatelanges Siechtum folgte. Erſt im Februar 1860 war er einigermaßen reiſefähig. Er ging nach Berlin und wurde monatelang dort feſtgehalten, weil ſich die innere Lage Preußens verſchlimmert hatte. Die Regierung war mit der Volksvertretung wegen der Heeresreform in harte Kämpfe geraten. Der Prinzregent wünſchte Bismarcks Anweſenheit, konnte ſich aber doch nicht entſchließen, ihn zum Miniſter zu machen. Der innere Streit wurde vorläufig durch eine allerdings verhängnisvolle Vereinbarung zwiſchen Krone und Parlament beigelegt. Endlich, am 5. Juni 1860, war Bismarck mit ſeiner Familie in Petersburg angelangt. Dort genoß er das perſönliche Vertrauen des Zaren, die behagliche Stellung des Vertreters einer befreundeten Macht. Er jagte auf Bären und Elche und fühlte ſich leidlich wohl. „Das Jägerleben iſt eigentlich das dem Menſchen natürliche. Und wenn man auch nur einen Tag in den Wäldern ſein kann, ſo bringt man doch immer merkliche Stärkung mit nach Hauſe. Es geht nichts über Urwälder, in denen keine Spur von Menſchenhänden zu finden.“ Seine Verbindung mit der Leitung der Politik in Berlin war nur loſe. „Weit davon, ſei es auch bei den blauen Füchſen, hat ſein beruhigendes.“ — Preußen aber ging den ſchwerſten inneren Kämpfen entgegen.

Bismarck an ſeine Schweſter Malwine.

Im Eingang des Briefes ſpricht Bismarck von der liberalen „neuen Aera“.

Frankfurt, 12. November 1858.

Ich weiß nicht, ob man mir [den Abſchied] nicht ungefordert gibt, oder mich ſo verſetzt, daß ich ihn anſtandshalber nehmen muß. Bevor ich es aber freiwillig tue, will ich doch erſt abwarten, daß das Miniſterium Farbe zeigt ... Ich denke, daß man den Fürſten [von Hohenzollern] gerade deshalb an die Spitze geſtellt hat, um eine Garantie gegen eine Parteiregierung und gegen Rutſchen nach links zu haben. Irre ich mich darin, oder will man über mich lediglich aus Gefälligkeit für Stellenjäger disponieren, ſo werde

ich mich unter die Kanonen von Schönhausen zurückziehen und zusehen, wie man in Preußen auf linke Majoritäten gestützt regiert, mich auch im Herrenhause bestreben, meine Schuldigkeit zu tun. Abwechselung ist die Seele des Lebens, und hoffentlich werde ich mich um 10 Jahre verjüngt finden, wenn ich mich wieder in derselben Gefechtsposition finde wie 48—49. Wenn ich die Rollen des Gentleman und Diplomaten nicht mehr mit einander verträglich finde, so wird mich das Vergnügen, oder die Last, ein hohes Gehalt mit Anstand zu depensieren, keine Minute in der Wahl beirren. Zu leben habe ich nach meinen Bedürfnissen, und wenn mir Gott Frau und Kinder gesund erhält wie bisher, so sage ich: „vogue la galère", in welchem Fahrwasser es auch sein mag. Nach 30 Jahren wird es mir wohl gleichgültig sein, ob ich jetzt Diplomat oder Landjunker spiele, und bisher hat die Aussicht auf frischen ehrlichen Kampf, ohne durch irgend eine amtliche Fessel geniert zu sein, gewissermaßen in politischen Schwimmhosen, fast ebensoviel Reiz für mich, als die Aussicht auf ein fortgesetztes Regime von Trüffeln, Depeschen und Großkreuzen. Nach Neune ist alles vorbei, sagt der Schauspieler.

Frau von Bismarck an Robert von Keudell.

Bismarck war nach Petersburg vorausgegangen.

Frankfurt, 30. März 1859.

Übermorgen werden Sie mit vieler Herzenstreue und Liebe an meinen allerbesten Schatz denken und an mich, die zum ersten Male seit 12 Jahren diesen Tag ohne ihn verleben muß. — Zwölf Jahre haben wir in unaussprechlichem Glück zusammen verlebt — die kleinen Wolken, die sich 'mal hin und wieder erhoben, sind gar nicht zu rechnen, wenn ich all' die Freude, all' den Segen, all die Liebe darüber lege, mit der der Herr uns so überreich erquickt — wirklicher Schmerz ist nur gewesen, wenn wir getrennt waren ...

Keudell, Fürst und Fürstin Bismarck.

Bismarck an den Minister von Schleinitz.

Petersburg, 12. Mai 1859.

... Aus den acht Jahren meiner Frankfurter Amtsführung habe ich als Ergebnis meiner Erfahrungen die Überzeugung mitgenommen, daß die dermaligen Bundeseinrichtungen für Preußen im Frieden eine drückende, in kritischen Zeiten eine lebensgefährliche Fessel bilden, ohne uns dafür die Äquivalente zu gewähren, welche Östreich bei einem ungleich größeren Maße eigner freier Bewegung aus ihnen zieht ... Ausbildung des Bundesverhältnisses mit östreichischer Spitze ist das natürliche Ziel der Politik der deutschen Fürsten und ihrer Minister; sie kann in ihrem Sinne nur auf Kosten Preußens erfolgen und ist notwendig nur gegen Preußen gerichtet ... Es ist so weit gekommen, daß kaum noch unter dem Mantel allgemein deutscher Gesinnung ein Preußisches Blatt sich zu *Preußischem* Patriotismus zu bekennen wagt. Die allgemeine Piepmeierei (verzeihen Eure Exzellenz diesen so bezeichnenden Ausdruck) spielt dabei eine große Rolle, nicht minder die Zwanziger, die Östreich zu *diesem* Zweck niemals fehlen ... Das Wort „deutsch" für „preußisch" möchte ich gern erst dann auf unsre Fahne geschrieben sehen, wenn wir enger und zweckmäßiger mit unsern übrigen Landsleuten verbunden wären als bisher; es verliert von seinem Zauber, wenn man es schon jetzt, in Anwendung auf den bundestäglichen Nexus, abnützt ... Ich sehe in unserm Bundesverhältnis ein Gebrechen Preußens, welches wir früher oder später ferro et igni [mit Eisen und Feuer] werden heilen müssen, wenn wir nicht bei Zeiten in günstiger Jahreszeit eine Kur dagegen vornehmen.

Briefwechsel mit Schleinitz.

Bismarck an seine Schwester Malwine.

Peterhof, 29. Juni 1859.

Ich bin schon seit dem Januar in Berlin nie wieder recht gesund gewesen, und Ärger, Klima und Erkältung trieben mein ursprünglich unscheinbares Gliederreißen vor etwa zehn

Tagen auf die Höhe, daß mir der übliche Atem nicht mehr ausreichend zufloß und nur unter sehr schmerzhaften Anstrengungen einzuziehen war. Das Übel, rheumatisch-gastrisch-nervös, hatte sich in der Lebergegend eingenistet und wurde mit massenhaften Schröpfköpfen wie Untertassen und spanischen Fliegen und Senf über den ganzen Leib bekämpft, bis es mir gelang, nachdem ich schon halb für eine bessere Welt gewonnen war, die Ärzte zu überzeugen, daß meine Nerven durch achtjährigen ununterbrochenen Ärger und Aufregung geschwächt waren und weiteres Blutabzapfen mich mutmaßlich typhös oder blödsinnig machen würde. Gestern vor acht Tagen war es am schlimmsten, meine gute Natur hat sich aber rasch geholfen, seitdem man mir Sekt in mäßigen Quantitäten verordnet hat.

Bismarck an seine Gattin.

Petersburg, 2. Juli 1859.

Unsre Politik gleitet mehr und mehr in das oestreichische Kielwasser hinein, und haben wir erst einen Schuß am Rhein gefeuert, so ist es mit dem italienisch-oestreichischen Krieg vorbei, und statt dessen tritt ein preußisch-französischer auf die Bühne, in welchem Östreich, nachdem wir die Last von seinen Schultern genommen haben, uns soviel beisteht oder nicht beisteht, als seine eigenen Interessen es mit sich bringen. Daß wir eine sehr glänzende Siegerrolle spielen, wird es schon gewiß nicht zugeben ... Ich sehe sehr trübe in die Zukunft; unsre Truppen sind nicht besser als die oestreichischen ..., und die deutschen Truppen, auf deren Beistand wir rechnen, sind meistens ganz erbärmlich und ihre Regierungen fallen, wenn es uns schlecht geht, ab wie dürre Blätter im Winde. Aber Gott, der Preußen und die Welt halten und zerschlagen kann, weiß, warum es so sein muß, und wir wollen uns nicht verbittern gegen das Land, in welchem wir geboren sind, und gegen die Obrigkeit, um deren Erleuchtung wir beten ... Ich schlug mir gestern Abend beliebig die Schrift auf, um die Politik aus dem sorgenvollen Herzen los zu werden, und stieß

mit dem Auge zunächst auf den 5. Vers des 110. Ps. [Der Herr zu deiner Rechten wird zerschmeißen die Könige zur Zeit seines Zorns.] Wie Gott will, es ist ja alles doch nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Thorheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehn wie Wasserwogen und das Meer bleibt. Was sind unsre Staaten und ihre Macht und Ehre vor Gott anders als Ameisenhaufen und Bienenstöcke, die der Huf eines Ochsen zertritt, oder das Geschick in der Gestalt eines Honigbauern ereilt ... Die Morgensonne scheint ... so schön auf die blanke breite Newa, und Nachen, Böte, Segelschiffe, Dampfer fliegen darauf umher; der Rauch geht dick und wollig grade auf zum Himmel aus den roten und schwarzen Schloten, ein Zeichen von gutem Wetter, und ihr Räderrauschen erinnert mich so an den Rhein, daß ich glauben könnte, von Kastell nach Mainz hinüberzusehen, wenn ich auf die sonnige Häuserreihe jenseit der breiten Wasserfläche vom Papier aufsehe ... Leb wohl, mein süßes Herz, und lerne des Lebens Unverstand mit Wehmut genießen; es ist ja nichts auf dieser Erde als Heuchelei und Gaukelspiel, und ob uns das Fieber oder die Kartätsche diese Maske von Fleisch abreißt, fallen muß sie doch über kurz oder lang, und dann wird zwischen einem Preußen und einem Oestreicher, wenn sie gleich groß sind wie etwa Schreck und Rechberg, doch eine Ähnlichkeit eintreten, die das Unterscheiden schwierig macht; auch die Dummen und die Klugen sehen, proper skelettiert, ziemlich einer wie der andre aus. Den spezifischen Patriotismus wird man allerdings mit dieser Betrachtung los, aber es wäre auch jetzt zum Verzweifeln, wenn wir auf den mit unsrer Seligkeit angewiesen wären.

Frau von Bismarck an Herrn von Keudell.

Hohendorf, 30. Januar 1860.

Was wird nun? Ja, wer weiß es! Ich nicht! Kein Mensch kann's sagen. Bismarck spricht entschieden von Rückkehr nach dem gräßlichen Petersburg, wogegen Ärzte predigen

und Freunde warnen. Wenn er alles aufgeben möchte, was mit Politik und Diplomatie zusammenhängt, wenn wir, sobald er ganz gesund wäre, schnurstracks nach Schönhausen gingen, uns um nichts kümmernd als um uns selbst, um unsre Kinder, Eltern und die wirklichen, wahrhaften Freunde, das wäre meine Wonne. Dann würde er gewiß bald wieder so stark und frisch werden wie vor 16 Jahren, als er eintrat in diese unleidliche stürmische Diplomaten-Welt, die ihm gar nichts Gutes gebracht — nur Krankheit, Ärger, Feindschaft; Mißgunst, Undankbarkeit und — Verbannung; wenn er den Staub seiner lieben Füße über den ganzen nichtsnutzigen Schwindel schütteln und all' dem Unsinn entrinnen wollte, in den er mit seinem ehrlichen, anständigen grundedlen Charakter nie hineinpaßt — dann wäre ich vollkommen glücklich und zufrieden! — Aber — er wird's leider wohl nicht tun, weil er sich einbildet, dem „teuren Vaterland" seine Dienste schuldig zu sein, was ich vollkommen übrig finde.

Am 26. Februar 1860 meldete Frau von Bismarck die „liebliche Botschaft von seiner Genesung."

Keudell, Fürst und Fürstin Bismarck.

Bismarck an seine Gattin.

Während der Wartezeit in Berlin, die erst Anfang Juni endete.

Berlin, 4. Mai 1860.

Gestern abend war ich bei Regents; ich klagte über kaltes windiges Wetter; „und bei dem Wetter wollen Sie nach Petersburg?" warf er ein; ich sagte, daß es dort nicht schlimmer sei wie hier, und der Mensch doch irgendwo wohnen müsse, daher mein Wunsch zu reisen. Prinz Fr. Wilh. sagte darauf: Abschied nehme ich aber nicht mehr von Ihnen, ich habe es schon 4 Mal getan und Sie sind immer noch hier. Wie ich darauf den Vater mit einem Blick ansah, der sagen wollte: Da hören Sie's von Ihrem eignen Sohn, drehte er sich um und ließ uns stehn.

7. Mai 1860.

Ich sitze hier auf dem Balkonfelsen [des Hotels] wie die Lorelei und sehe den Spreeschiffer durch die Schleuse ziehn, aber ich singe nicht und mit dem Kämmen habe ich auch nicht viel Mühe. Ich denke mir, daß ich hier im Hôtel uralt werde, die Jahreszeiten und die Geschlechter der Reisenden und Kellner ziehn an mir vorüber, und ich bleibe immer im grünen Stübchen, füttre die Spatzen und verliere die Haare.

12. Mai 1860.

Auf erneuten Versuch loszukommen, Empfindlichkeit und Befehl zu bleiben, sans phrase. Ich kann also vor der Hand nichts tun, als inwendig räsonnieren ... Tiergarten mein Trost. Nachtigallen reizend, grün, aber sehr heiß.

17. Mai 1860.

Die Kinder haben mir heut sehr nett geschrieben, danke ihnen dafür, und sage ihnen, daß sie ihre Briefe bevor sie abgehn sorgfältig durchlesen sollen, damit sie gewahr werden wo sie Worte ausgelassen und gewindbeutelt haben, und dann korrigieren. Soviel Zeit muß man sich nehmen.

Bismarck an einen preußischen Diplomaten.

Am 5. Juni war Bismarck wieder in Petersburg eingetroffen.

Petersburg, 16. Juni 1860.

Die Augsburger & Co. haben noch immer Angst, ich möchte Minister werden, und meinen dies durch Schimpfen über mich und meine französisch-russischen Gesinnungen zu hintertreiben. Viel Ehre, von den Feinden Preußens gefürchtet zu werden ... Wenn ich einem Teufel verschrieben bin, so ist es ein teutonischer und kein gallischer.

Hahn, Bismarck.

Bismarck an Leopold von Gerlach.

Dieser Brief vollendet Bismarcks Bruch mit den politischen Romantikern.

Berlin, Mai (?) 1860.

Es liegt in unserem Volkscharakter und je höher hinauf desto mehr, vom nächsten Freunde bereitwillig Böses zu glauben und dann sein Mißtrauen gegen ihn selbst nicht auszusprechen: wohl aber gegen andere Freunde. Man muß auch damit zu leben lernen, solange es Gott gefällt. „Eines Mannes Rede keine Rede, billig hört man beede" steht seit bald 500 Jahren am Tangermünder Schloß, scheint aber nur altmärkisches Provinzialrecht zu sein ... Mit meinem eigenen Lehnsherrn stehe ich und falle ich, auch wenn er m. E. sich töricht zu Grunde richtete, aber Frankreich bleibt für mich Frankreich, mag L. Napoleon oder Ludwig der Heilige dort regieren, und Östreich bleibt für mich Ausland, ich mag es bei Hochkirch oder vor Paris ins Auge fassen. Für den politischen Calcul sind natürlich diese tatsächlichen Unterschiede sehr gewichtig, für mein Gewissen, für den Rechtspunkt haben sie mir keine Bedeutung, ich fühle keine Verantwortlichkeit für auswärtige Zustände in mir. Ich weiß, daß Sie mir darauf antworten, es sei das nicht auseinanderzuhalten, und wohlverstandene preußische Politik erfordere auch aus Zweckmäßigkeitsrücksicht Keuschheit in auswärtigen Beziehungen. Vom Standpunkte der politischen Nützlichkeit läßt sich hierüber diskutieren; wie Sie aber den Unterschied stellen zwischen Recht und Revolution, Christentum und Unglauben, Gott und Teufel, so kann ich nicht mit Ihnen diskutieren, sondern einfach sagen, ich bin nicht Ihrer Meinung, und Sie richten in mir, was nicht Ihres Gerichts ist. Ich habe weder den königlichen Dienst noch eigene Ehre in demselben, letzteres wenigstens nicht vorbedachter Weise gesucht, und der Gott, der mich unerwartet hineingesetzt hat, wird mir auch lieber den Weg hinauszeigen, als meine Seele darin verderben lassen, solange ich ehrlich suche, was Seines Dienstes und meines Amtes ist, und gehe ich fehl, so wird er mein tägliches Gebet hören und

mein Herz wenden, oder mir Freunde schicken, die das vermögen. Ich müßte die Dauer und den Wert dieses Lebens sonderbar überschätzen, nachdem ich vor sechs Monaten nicht glaubte, noch einmal grünen Rasen von oben ansehen zu können, wenn ich mir nicht gegenwärtig halten wollte, daß es nach dreißig Jahren, und vielleicht sehr viel früher, ohne alle Bedeutung für mich ist, welche politischen Erfolge ich und mein Vaterland in Europa erreicht haben. Ich kann sogar den Gedanken, daß Rechberg und andere ungläubige Jesuiten über die altsächsische Mark Salzwedel mit römisch-slavischem Bonapartismus und blühender Korruption absolut herrschen sollten, ohne Zorn ausdenken und eventuell als Gottes Willen und Zulassung ehren, weil ich meinen Blick über diese Dinge hinwegrichte.

Ich bin ein Kind anderer Zeiten als Sie, aber ein ebenso ehrliches der meinigen wie Sie der Ihrigen. Mir scheint, daß niemand den Stempel wieder verliert, den ihm die Zeit der Jugendeindrücke einprägt; in dem Ihrigen steht der siegreiche Haß gegen Bonaparte unauslöschlich, Sie nennen ihn „inkorporierte Revolution", und wenn Sie etwas Schlimmeres wüßten, so würden Sie ihn danach taufen. Ich habe vom 23. bis 32. Jahre auf dem Lande gelebt, und werde die Sehnsucht, dahin zurückzukehren, nie aus den Adern los, nur mit halbem Herzen bin ich bei der Politik; was ich aber an Abneigung gegen Frankreich im Leibe habe, das verkörpert sich mir viel mehr in orleanistischen als bonapartistischen Bildern, mehr in bureaukratischer Korruption unter konstitutioneller Decke als in napoleonischer Unterdrückung im Mantel gleißnerischer Phrase. Gegen letztere schlage ich mich gern, daß die Hunde das Blut lecken, aber mit nicht mehr Bosheit als gegen Kroaten, Böhmen, jesuitische Beichtväter und Bamberger Landsleute [Mittelstaaten] ... Ich spreche dem Hasse unter dem eisernen Kreuz seine Berechtigung auch gegen diesen Bonaparte nicht ab, sobald ich diesen Haß nur für frei von Furcht erkenne, und das ist er in den offiziellen Kreisen nicht, weil diesen Kreisen der Gedanke, mit Ehren unterzugehen, unerträglich ist, sie glauben nicht an Auferstehung, weder hier noch

dort. Diesem feigen Haß trete ich entgegen, wie ich kann, und schimpft man mich dafür Bonapartist, so lasse ich mirs gefallen.

Briefwechsel mit Gerlach.

Tritt aus der Führer wildem Zanken
nicht ein antiker, ganzer Mann,
der den unsterblichen Gedanken
von Deutschlands Größe fassen kann?
Der uns ohn Ansehn und Erbarmen
zusammentreibt im Schlachtenschweiß,
und dann mit unbeugsamen Armen
die deutsche Mark zu runden weiß?
Nur Einer aus den Millionen,
soweit die deutsche Langmut haust,
zum Heil den Völkern und den Thronen,
nur Eine eisern harte Faust!

Die Gartenlaube 1860.

Paris.

Als im Jahre 1859 Bismarck dem Prinzregenten Wilhelm von Preußen als Ministerkandidat für das Auswärtige genannt wurde, sagte dieser: „Das fehlte jetzt gerade noch, daß ein Mann das Ministerium übernimmt, der alles auf den Kopf stellen wird.“ Bismarck hatte den Preußen demütigenden Vertrag von Olmütz (1852) verteidigt, er war im Krimkrieg (1853—1856) dem Prinzen Wilhelm von Preußen entgegengetreten als Freund Rußlands, als Gegner Österreichs. Die ganze Politik des Frankfurter Gesandten war darauf ausgegangen, den Deutschen Bund zu ruinieren. Er hatte die gewaltsame Lösung der deutschen Frage als das letzte und beste Mittel guter preußisch-deutscher Politik bezeichnet. Der Souveränität der Mittelstaaten gegenüber schien er gefühllos. Bismarck teilte nicht die abergläubische Furcht vor Napoleon III., sondern er konnte sich ein engeres Verhältnis zu Frankreich ohne romantische Skrupel wohl vorstellen. In allen diesen Stücken ging Bismarck dem

Prinzregenten zu weit. Diesem bangte vor seiner übergreifenden Genialität. Nur im preußischen Glauben waren sie ganz einig. Wilhelm aber hatte eine zuletzt in seiner schlichten sittlichen Natur begründete Scheu vor dem dämonischen Manne, der im Rufe „leichtfertiger Gewalttätigkeit" stand. Die wenigsten, Prinz Wilhelm nicht ausgenommen, kannten damals schon die persönliche Tiefe Bismarcks — zutage lagen vorwiegend seine Leidenschaft, seine kalte Berechnung, seine trotzige Verachtung alles Zwangs, seine rücksichtslose Kühnheit. Es hat lange gedauert, bis Wilhelm I. den Gewaltigen zu sich rief. Von 1859 bis 1862 stand Bismarck im Hintergrunde, wartend, ratend, oft bitter verstimmt; zu einem Ministerium Bismarck konnte sich Wilhelm erst entschließen, als er mit seiner eigenen Politik gescheitert war.

An der Armee hing Wilhelms Herz. Mit der Armee wollte er stehen und fallen. Wer ihm sein Heer antastete, griff unmittelbar in sein Herrscherbewußtsein. Darin war er der Erbe des alten Hohenzollerngeistes. Und die Erneuerung des preußischen Heeres ist seine eigenste Tat. An ihr hielt er mit zäher Energie fest. Die neuen Gesetze aber, die der am 5. Dezember 1859 ernannte Kriegsminister Roon am 10. Februar 1860 dem Landtag vorlegte, wurden von der liberalen und radikalen Opposition nicht ohne Grund als eine gewaltige Verstärkung der Krone angesehen. Sie rührten zudem an den volkstümlichen Liebling, die Landwehr, auf welcher der Glanz des Freiheitskrieges lag. Nun sollte das erste Landwehraufgebot der Linie einverleibt, die Zahl der Friedensbataillone verdoppelt werden. Wilhelm blieb unerschütterlich in der Forderung einer Neugestaltung. Die Vereinbarung vom Frühjahr 1860 hatte den Riß zwischen Krone und Parlament trügerisch geschlossen. Die Neubildung ging weiter; das Geld war verausgabt. Vor einem Kampfe mit dem Landtag aber schreckte Wilhelm zurück. Roon sorgte dafür, daß die Kluft zwischen dem Herrscher und den Männern und Parteien der „neuen liberalen Ära" sich nicht schloß. Roons Feuerseele teilte dem in den Wirren verzagenden Monarchen von ihrer Glut mit. Aber die Schwierigkeiten häuften sich. Im Januar 1861 trat der neue Landtag wieder zusammen. Noch einmal wurde das Provisorium, unter allerlei Klauseln und Drohungen, bewilligt. Am 2. Januar war Friedrich Wilhelm IV. gestorben. Wilhelm war König und ergriff die Würde mit heiligem Ernst. Sein konservatives Grundwesen kam zum Durchbruch: er forderte die Erbhuldigung wie sein Bruder im Jahre 1840. Darüber kam es zum Bruch mit seinem liberalen Ministerium. Roon setzte Bismarck auf die neue Ministerliste und rief ihn

nach Berlin. Das Kommando: „An die Pferde!“ empfand Bismarck als „schrillen Mißton“. Aber er kam. Der Erbhuldigungsstreit wurde beigelegt und die feierliche Krönung angeordnet. Bismarck reiste dem König im Juli 1861 nach Baden-Baden nach. Dort schoß ein deutscher Student auf den König, „weil er nicht genug für die deutsche Einheit täte“. Bismarck aber arbeitete gerade damals eine Denkschrift aus, die seine alten Gedanken von Preußens Stellung in Deutschland, von der Einheit Deutschlands bis zu einem klaren Bild der Reichsverfassung mit einem Nationalparlament ausführte. Der ehemalige schroffe preußische Gegner eines deutschen Parlaments aus dem Jahre 1849 sah jetzt bis ans Ziel der deutschen Entwicklung.

Am 18. Oktober nahm Wilhelm in Königsberg „die Krone vom Altar des Herrn“. Bismarck wohnte der Feier bei. Auf das Ministerium Hohenzollern war das Ministerium Bernstorff gefolgt. Aber auch dies war der steigenden Flut des parlamentarischen und populären Widerstandes nicht gewachsen. Wiederum wurde Bismarck telegraphisch nach Berlin gerufen. Ungeduldig lag er dort „vor Anker“ und bat schließlich um ein Amt oder um seine Entlassung. Er wurde wieder nicht Minister. Bernstorff gab das Präsidium an den Prinzen Adolf von Hohenlohe-Ingelfingen ab. Schon im Mai 1862 flehte dieser Bismarck an, ihn von seinem Martyrium zu erlösen. Aber am 22. Mai teilte der König auf der Frühjahrsparade Bismarck die Ernennung zum Gesandten in Paris mit, bat ihn aber, auf dem Quivive! zu bleiben. Am 1. Juni übergab Bismarck sein Beglaubigungsschreiben am französischen Kaiserhof. Am 17. Juli trat er einen längeren Urlaub an. Er brauchte gründliche Erholung und fand sie in Biarritz und in den Pyrenäen.

Der König war am Ende. Alles war gegen ihn: seine Gattin, sein Sohn, das Land erbittert, die Kammer unversöhnlich. Da griff er in der höchsten Not nach dem Manne, den er jahrelang weit von sich gewiesen: Bismarck wurde berufen. Am 12. September fand Bismarck in Toulouse einen Brief Roons. Die Verwirrung habe ihren Höhepunkt erreicht, es stehe auf Biegen oder Brechen, der König sehe nur mehr die Wahl, ohne Budget zu regieren oder die Krone niederzulegen. Bismarck wäre gern in Paris geblieben. Er war des Wartens müde und wollte Gewißheit, oder er nehme Knall und Fall seinen Abschied. Er reiste über Avignon nach Paris. Dort erhielt er am 18. September zwei Telegramme von Roon: dringende Hilferufe. Am 19. saß er im Schnellzug. Nach 24 Stunden war er in Berlin. Jetzt begann sich das Ge-

schick des 65jährigen Königs, Preußens, Deutschlands zu erfüllen. Ein Jahr zuvor hatte ein Patriot in der Zerfahrenheit der Verhältnisse geklagt: „Hier müßte ein Genie oder ein gewaltiger Tyrann aufstehen; in Berlin wird aber ein solches Wesen sicher nicht groß.“ Und der Fürst Hohenzollern hatte selbst gesagt: „Um gründlich zu helfen, gehört aber dem König gegenüber ein eiserner Charakter, der, rücksichtslos die edlen Seiten desselben ignorierend oder ihnen Schach bietend, auf das Ziel hinarbeitet, welches als das dem Staatswohle entsprechende anerkannt wird.“

Der Kriegsminister von Roon an Bismarck.

Berlin, 27. Juni 1861.

Sie sind wohl im allgemeinen über die jetzt kritische Huldigungsfrage orientiert. Sie ist zum Brechen scharf zugespitzt. Der König kann nicht nachgeben, ohne sich und die Krone für immer zu ruinieren. Die Mehrzahl der Minister kann es ebenso wenig; sie würden sich die unmoralischen Bäuche aufschlitzen, sich politisch vernichten. Sie können nicht anders als ungehorsam sein und bleiben. Bis jetzt haben ich, der ich eine ganz entgegengesetzte Position zur brennenden Frage eingenommen, und [Edwin] Manteuffel mit Mühe verhindert, daß der König sich beuge. Er würde es tun, wenn ich dazu riete, aber ich hoffe zu Gott, daß er meine Zunge lähme, bevor sie zustimmt. Aber ich stehe allein, ganz allein; Edwin Manteuffel geht heute auf die Festung [wegen eines Duells]. Gestern endlich hat mir der König erlaubt, mich für ihn nach andern Ministern umzusehn ... Es ist eine trostlose Lage! Der König leidet entsetzlich. Die Nächsten aus seiner Familie sind gegen ihn und raten zu einem faulen Frieden. Gott verhüte, daß er nachgiebt. Täte er es, so steuerten wir mit vollen Segeln in das Schlamm-Meer des parlamentarischen Regiments. Ich zittere vor Geschäfts-Aufregung ... indes — ein braves Pferd stürzt, aber versagt nicht.

Bismarck an seine Schwester Malwine.

Petersburg, 17. Januar 1862.

Ich bin seit meiner Krankheit geistig so matt geworden, daß mir die Spannkraft für bewegte Verhältnisse verloren gegangen ist. Vor drei Jahren hätte ich noch einen brauchbaren Minister abgegeben, jetzt komme ich mir in Gedanken daran vor wie ein kranker Kunstreiter. Einige Jahre muß ich noch im Dienst bleiben, wenn ich's erlebe ... Vor dem Ministerium habe ich geradezu Furcht wie vor einem kalten Bade ...

Bismarck an seine Gattin.

Berlin, 13. Mai 1862.

Von den beiden Gesandtschaftsposten steht Paris hier wieder mehr im Vordergrund für uns, und ich gäbe trotz aller Umzugsverluste, noch einige Tausend bar, wenn ich meinen Reisepaß nach dort oder London erst in der Tasche hätte ... Wie Gott will, alles „Nitschewo" [= „Wurscht"].

21. Mai 1862.

Sonnabend bin ich 14 Tage hier, dann explodiere ich, und verlange einen Posten oder meinen Abschied.

Berlin, 23. Mai 1862.

Aus den Zeitungen hast Du schon ersehn, daß ich nach Paris ernannt bin; ich bin sehr froh darüber, aber der Schatten bleibt im Hintergrund ... Gestern bin ich 4 Stunden als Major umhergeritten, wobei ich meine Ernennung für Paris aus dem Sattel erhielt.

Roon an Professor Perthes.

Berlin, 23. Mai 1862.

Es ist besser verbluten als verfaulen. Preußens halbhundertjährige Tatenlosigkeit hat es eben in allgemeine Geringschätzung gebracht. Es muß handeln, Geschichte machen und endlich die Rolle des Amboß mit der des Hammers vertauschen.

Roon, Denkwürdigkeiten.

Bismarck an Roon.

Paris, 2. Juni 1862.

Ich bin glücklich hier angekommen, wohne hier wie eine Ratte in der leeren Scheune und bin von kühlem Regenwetter eingesperrt ... Ich schmeichle mir noch immer mit der Hoffnung, daß ich Seiner Majestät weniger unentbehrlich erscheinen werde, wenn ich ihm eine Zeitlang aus den Augen bin, und daß sich noch ein bisher verkannter Staatsmann findet, der mir den Rang abläuft, damit ich hier noch etwas reifer werde ... Ihr treuer Freund und bereitwilliger, aber nicht mutwilliger Kampfgenosse, wenn's sein muß; im Winter noch lieber als bei die Hitze!

Pfingsten 1862.

Sie tun mir unrecht, wenn Sie glauben, daß ich mich [gegen den Eintritt ins Ministerium] sträube; ich habe im Gegenteile lebhafte Anwandlungen von dem Unternehmungsgeist jenes Tieres, welches auf dem Eise tanzen geht, wenn ihm zu wohl wird.

Bismarck an seine Gattin.

Paris, 29. Mai 1862.

So weit wäre ich; ça va bien, pourvu que — [es geht gut, vorausgesetzt, daß —] ... durch die offne Gartentür höre ich nur Blätter, Spatzen und lauen Wind, fernes Stadtgeräusch, man ist wie auf dem Lande, wenn auch das Gärtchen höchstens 2 oder 3 mal so groß ist wie der Seufferfeld'sche [in Frankfurt, Gallusgasse 19].

Paris, 1. Juni 1862.

Heute wurde ich vom Kaiser empfangen und gab meine Briefe ab; er empfing mich freundlich, sieht wohl aus, ist etwas stärker geworden, aber keineswegs dick und gealtert, wie man zu karikieren pflegt ... Ich sehne mich nach Ge-

schäften, denn ich weiß nicht, was ich anfangen soll ... In 8 bis 10 Tagen erhalte ich wahrscheinlich eine telegraphische Citation nach Berlin, und dann ist Spiel und Tanz vorbei. Wenn meine Gegner wüßten, welche Wohltat sie mir durch ihren Sieg erweisen würden, und wie aufrichtig ich ihn ihnen wünsche! ... Du kannst nicht mehr Abneigung gegen die Wilhelmstr. haben als ich selbst, und wenn ich nicht überzeugt bin, daß es sein muß, so gehe ich nicht. Den König unter Krankheitsvorwänden im Stich zu lassen, halte ich für Feigheit und Untreue. Soll es nicht sein, so wird Gott die Suchenden schon noch einen princillon [Duodezfürst] auftreiben lassen, der sich zum Topfdeckel hergibt; soll es sein, dann s Bogom [= mit Gott] wie unsre Kutscher [in St. Petersburg] sagten, wenn sie die Leine nahmen. Im nächsten Sommer wohnen wir dann in Schönhausen! Nitschewo!

Bismarck an den Grafen Bernstorff,
preußischen Botschafter in London.

Paris, 28. Juni 1862.

Vorgestern beim Kaiser [Napoleon] kam ich etwas in die Lage Josephs bei der Frau von Potiphar. Er hatte die unzüchtigsten Bündnisvorschläge auf der Zunge; wenn ich etwas entgegengekommen wäre, so hätte er sich deutlicher ausgesprochen. Er ist ein eifriger Verfechter deutscher Einheitspläne, d. h. klein-deutscher, nur kein Oestreich darin; wie schon einmal vor 5 Jahren mir gegenüber, wollte er, daß Preußen eine Seemacht wenigstens zweiten Ranges werden und die dazu nötigen Häfen besitzen müsse. Er ließ sich von mir den Jahdebusen auf der Karte zeigen und fand die Einschachtelung in Oldenburg und dann in Hannover eine „Absurdität".

Bismarck an Roon.

Bismarck spricht sich dafür aus, den Bruch mit dem Parlament hinauszuschieben und ist dafür, ihn selbst „noch einige Monate hinter dem Busch zu halten".

Paris, 15. Juli 1862.

... Je länger sich die Sache [die Beratung des Militäretats] hinzieht, desto mehr sinkt die Kammer in der öffentlichen Achtung, da sie den Fehler begangen hat und noch weiter begehen wird, sich in alberne Kleinigkeiten zu verbeißen, und da sie keinen Redner hat, der nicht die Langeweile des Publikums vermehrte ... Sie wird müde werden, hoffen, daß der Regierung der Atem ausgeht, und die Kreisrichter [deren viele bei der Opposition standen] müssen mit den Kosten ihrer Stellvertretung geängstigt werden. Wenn sie mürbe wird, ... dann ist m. E. der Moment gekommen, ihr durch meine Ernennung zu zeigen, daß man weit entfernt ist den Kampf aufzugeben, sondern ihn mit frischen Kräften aufnimmt. Das Zeigen eines neuen Bataillons in der ministeriellen Schlachtordnung macht dann vielleicht einen Eindruck, der jetzt nicht erreicht würde; besonders wenn vorher etwas mit Redensarten von Octroyieren und Staatsstreicheln gerasselt ist, so hilft mir meine alte Reputation von leichtfertiger Gewalttätigkeit, und man denkt „nanu geht's los". Dann sind alle Centralen und Halben zum Unterhandeln geneigt ... Ich bin doch erstaunt von der politischen Unfähigkeit unserer Kammern, und wir sind doch ein sehr gebildetes Land; ohne Zweifel zu sehr; die andern sind bestimmt auch nicht klüger als die Blüte unsrer Klassenwahlen, aber sie haben nicht dieses kindische Selbstvertrauen, mit dem die Unsrigen ihre unfähigen Schamteile in voller Nacktheit als mustergültig an die Öffentlichkeit bringen. Wie sind wir Deutschen doch in den Ruf schüchterner Bescheidenheit gekommen? Es ist keiner unter uns, der nicht vom Kriegführen bis zum Hundeflöhen alles besser verstände als sämtliche gelernte Fachmänner, während es doch in andern Ländern viele giebt, die einräumen, von manchen

Dingen weniger zu verstehen als andre, und deshalb sich bescheiden und schweigen.

Roon an Bismarck.

Brunnen, 24. Juli 1862.

Das größte Unglück in aller dieser misère ist die Mattigkeit und Abgespanntheit unsres Königs. Er ist mehr wie je in der Botmäßigkeit der K[önigin] und ihrer Gehilfen. Wird er nicht körperlich wieder frischer, so ist alles verloren, und wir schwanken weiter in das Joch des Parlamentarismus und der Republik und der Präsidentschaft Patow [des liberalsten Mitglieds im Ministerium]. Ich sehe keine, keine Rettung, wenn uns Gott der Herr nicht hilft. In dem Prozeß der allgemeinen Zersetzung vermag ich nur noch einen widerstandsfähigen Organismus zu erkennen, die Armee. Sie unverfault zu erhalten: das ist die Aufgabe, die ich noch für lösbar erachte, aber freilich nur noch auf einige Zeit.

Roon, Denkwürdigkeiten.

Bismarck an seine Gattin.

Biarritz, 7. August 1862.

Das Wasser hat immer 20 oder mehr Grad, sehr salzig und so schwer, daß ich mich mit dem halben Kopf über Wasser hinlegen kann wie im Bett ohne zu sinken. In der Zwischenzeit steige ich in der Sonne zwischen den Klippen umher, setze mich auf einen einsamen Fleck, wo ein trockner Fels in einer stillen Schlucht liegt, und sehe den weißen Schaum an, der in der dämmernden Brandung um mich her spielt. Die Gäste sind meist Spanier, hübsche Kinder der Wildnis, mit schlechten Manieren und viel Hang zu Putz und Flitter. Vom Morgen bis zum Abend mit aufgesteckten Kleidern und glockenartigen Reifröcken, baskischen Hüten, alles in den bunten Farben, welche der Regenbogen liefert, benähtes Weiß mit Scharlach, Violett, Schwarz und Lila, viel Fächer- und Augenspiel, tiefe Stimmen und dreistes Wesen, wie weibliche Stierfechter.

11. August 1862.

... Nach jedem Bad fühle ich ein Jahr weniger auf dem alternden Haupte, und wenn ich es auf 30 bringen sollte ..., so siehst Du mich als Göttinger Studenten wieder. Leider sind die Häscher hinter mir. Ein Brief von Bernstorff verfolgt mich, ist mir telegraphisch gemeldet ... Wenn er nur keinen direkten Ruf nach Berlin bringt! ich bin ganz Seesalz und Sonne!

Bismarck an Roon.

Toulouse, 12. September 1862.

Meine Sachen ligen noch in Petersburg und werden dort einfrieren, meine Wagen sind in Stettin, meine Pferde bei Berlin auf dem Lande, meine Familie in Pommern, ich selbst auf der Landstraße ... Ich bin so zufrieden, Sr. Majestät Gesandter in Paris zu sein, daß ich nichts erbitten möchte, als die Gewißheit, es wenigstens bis 1875 zu sein. Schaffen Sie mir diese oder jede andre Gewißheit, und ich male Engelsflügel an Ihre Photographie!

Telegramm Roons an Bismarck.

Berlin, le 18 Septembre 1862.

Periculum in mora. Dépêchez-vous.
L'oncle de Maurice Henning.

[Gefahr im Verzug. Beeilen Sie sich. „Henning war der zweite Vorname Moritz Blanckenburgs, des Neffen von Roon."]

Die Konfliktszeit.

Durch See und Sonne gestärkt, trat Bismarck sein Amt als preußischer Ministerpräsident an. „Er sieht mager, gesund und sonnenbraun aus, wie ein Mann, der einen Ritt durch die Wüste auf dem Dromedar gemacht hat.“ Ein Jahr darauf klagte Bismarck einem Freunde, daß er sich um fünfzehn Jahre älter fühle. Im Park zu Babelsberg schloß der König seinen Bund mit Bismarck. Der neue Minister entfremdete sich bald jedes preußische und deutsche Patriotenherz und lernte dem Werte der Volkstümlichkeit bis auf den Grund sehen. Bismarck handelte der preußischen Volksvertretung gegenüber nicht wie jener Diplomat älterer Schule, der gesagt hatte: „Ich bin hierher geschickt, um für das öffentliche Wohl zu lügen.“ Aber er mußte seine Wege und selbst seine Ziele verhüllen. Das erste Wort von echt bismarckischer Prägung, das Wort von „Eisen und Blut“, erhellte zwar auf einen Augenblick seine ganze Bahn. Aber es blendete und reizte nur die öffentliche Meinung, machte seine Freunde bedenklich, der treue Roon selbst sprach von „geistreichen Exkursen“, und es erschreckte den König. Diesen zwar richtete Bismarcks Entschlossenheit auf; er griff ihm an das Portepee des preußischen Offiziers. Und König Wilhelm hielt bei ihm aus. „Es gehörte die ganze ehrliche und vornehme Treue des Königs für seinen ersten Diener dazu, daß er in seinem Vertrauen zu mir nicht wankend wurde.“ „Mit unsrer Schüchternheit noch in den sechziger Jahren zu rechnen, war ein Irrtum, bei welchem der Thronwechsel außer acht geblieben war.“ Bismarck behandelte die Volksvertretung zunächst verbindlich und hoffte in den Verfassungsfragen auf ein Kompromiß. Aber die Opposition war sich bald einig, daß „dieser Mensch“, den ein dem kronprinzlichen Lager nahestehender Dichter einen wahnsinnigen Schurken nannte, daß Otto von Bismarck ein unfähiger, frivoler, gewalttätiger Absolutist, ein ehr- und rechtloser Politiker sei oder im bessern Falle, was Napoleon III. zu Prosper Mérimée von ihm sagte: ein Narr. Am 23. September, dem Tage von Bismarcks Ernennung, lehnte das Abgeordnetenhaus die gesamten Ausgaben der Heeresreorganisation für 1862 ab. Am 13. Oktober wurde der Landtag geschlossen. Am 24. November machte Bismarck zugunsten der hessischen Stände deren Streit mit dem Kurfürsten ein Ende durch ein Ultimatum, das er durch einen Feldjäger an den Kurfürsten schickte. In der preußischen Kammer mußte er dafür höh-

nische Bemerkungen hören. In Sachen der Bundesreform, die nach Österreichs Absicht den Bund in „eine Regierungsmaschine für Deutschland inklusive Preußen verwandeln" sollte, führte Bismarck die Sprache rücksichtsloser Offenheit; sein altes Mittel, mit einem französischen Bündnis zu drohen, wirkte. Er trat seinerseits mit dem Verlangen nach einem deutschen Parlament am Bunde hervor und stellte unzweideutig die deutsche Frage, d. h. er ließ durchblicken, daß es zum Bruch kommen werde, wenn Österreich fortfahre, mit Mehrheitsbeschlüssen am Bunde Preußen niederzustimmen. Österreich drang am Bunde selbst nicht durch.

Im Januar 1863 brach in Warschau ein gefährlicher polnischer Aufstand aus. Bismarck schloß am 8. Februar zu gemeinsamen Maßregeln eine Konvention mit Rußland ab. Die Opposition war empört. Bismarck verweigerte die Auskunft über die Abmachungen; die „Seeschlange" der Konvention wälzte sich durch lange Kammerverhandlungen. Das französische Kabinett geriet in Aufregung; das britische Ministerium fragte sich, welch ein neuer Wille auf dem Festlande geboren sei. Bismarck aber hielt durch: „Die Zeit, in der ich ziemlich einsam, ich kann wohl sagen, einer Welt von Zorn und Haß gegenüberstand, habe ich mein Ziel nicht aus den Augen verloren." Niemand in der preußischen Kammer und im Lande hatte eine Ahnung, „daß Bismarck durch die Befestigung der russischen Freundschaft den ersten Stein zum Fundamente für Preußens künftige Größe gelegt hatte". Aber auch von Rußland ließ sich der selbständigste aller Staatsmänner nicht ins Joch spannen. Die Zeit war vorüber, wo die preußische Politik „abwechselnd in Wien und in Petersburg" gemacht wurde. Bismarck hielt sich nach allen Seiten frei. Vor allem: „Die deutsche Einheit mußte ohne fremde Einflüsse zustande kommen, aus eigener, nationaler Kraft."

Bismarck hatte die Regierung ohne Budget weitergeführt. Das Land war in tiefer Erregung, und die Mehrheit des Landtags reichte dem König eine Anklageschrift gegen die Minister ein. „Einzelne fortschrittliche Zeitungen hofften, mich zum Besten des Staates Wolle spinnen zu sehen." Der König aber stand zu seinen Räten, und so suchte denn der Landtag den verhaßten Minister durch Ablehnung jedes Antrags, durch Verweigerung aller Mittel zu beseitigen. Die konservative Partei, die Partei Bismarcks, war auf elf Mitglieder zusammengeschmolzen und konnte, wie die Linke höhnte, in einem Omnibus nach dem Dönhoffsplatz fahren. Der Widerstand gegen Bismarck beschränkte sich aber nicht auf die Kammeropposition. Die eigenen Freunde scheuten sich, ihm in

seiner gegen Österreich gerichteten Politik zu folgen. Selbst die Vertreter Preußens im Ausland arbeiteten beim König gegen ihn.

Bismarck hatte den Verfassungskampf zuerst vermeiden wollen, dann ihn aufgenommen, jetzt suchte er ihn und trieb ihn auf die Spitze: Herrschaft des Parlaments oder der Krone, das war die Losung. Die Erbitterung im Lande wuchs immer mehr; die Gegner sahen sich in das Weiße des Auges. Bismarck griff immer tiefer in das politische Leben hinein; er regelte „die Wahlpflichten der Untergebenen"; er schüchterte die liberalen Beamten mit Strafversetzungen, Gehaltssperren, Versagung von Gehaltszulagen ein. Am 1. Juni 1863 erließ er die berüchtigte Preßverordnung, die „Juliordonnanzen" Preußens, welche der Presse den Mund verbanden. Bismarck dachte keineswegs an einen Staatsstreich; er verlor das Ziel des Friedens mit dem Parlamente auch jetzt nicht aus den Augen. Denn wie hätte er mit der Reaktion die Einigung Deutschlands durchführen können? Aber schon pflanzte sich der Gegensatz, der das Land zerriß, bis ins Königshaus fort. Am 5. Juni 1863 verwahrte sich der Kronprinz Friedrich Wilhelm gegen die Politik der Regierung. Der König war tief erschüttert, und eine Kronprinzentragödie drohte sich zu wiederholen. Bismarck stellte sich vermittelnd zwischen den Vater und den Sohn. „Verfahren Sie säuberlich mit dem Knaben Absalon! Vermeiden Ew. Majestät jeden Entschluß ab irato, nur die Staatsräson kann maßgebend sein." Sonst hat Bismarck seine Gegner nicht geschont; er rang um die Macht im Preußischen Staat, dessen granitner Kern ihm die Krone und die Armee war. Er erschien in jenen Kampfzeiten allen und den besten Patrioten als der Dämon Preußens und Deutschlands, als der Verderber deutscher Einheit und Freiheit. Selbst Heinrich von Treitschke hatte „die brennende Empfindung der Scham" und verglich sich und die Anhänger Preußens in Deutschland „mit dem Schlafwandler, dem die gesunden Leute schwindelnd nachschauen auf seiner halsbrechenden Bahn".

Die Unterredung zwischen König Wilhelm I. und Bismarck in Babelsberg.

22. September 1862.

Bismarck erzählt: Am 20. September morgens in Berlin angelangt, wurde ich zu dem Kronprinzen beschieden ... Den Eindruck, den die Tatsache meiner Audienz gemacht hatte, ersah ich zunächst aus der Mitteilung Roons, daß der König mit Bezug auf mich zu ihm gesagt habe: „Mit dem ist's auch nichts, er ist ja schon bei meinem Sohne gewesen." Die Tragweite dieser Äußerung wurde mir nicht sofort verständlich, weil ich nicht wußte, daß der König sich mit dem Gedanken der Abdikation trug ... In der Tat war mir jeder Gedanke an Abdikation des Königs fremd, als ich am 22. September in Babelsberg empfangen wurde, und die Situation wurde mir erst klar, als Se. Majestät sie ungefähr mit den Worten präzisierte: „Ich will nicht regieren, wenn ich es nicht so vermag, wie ich es vor Gott, meinem Gewissen und meinen Untertanen verantworten kann. Das kann ich aber nicht, wenn ich nach dem Willen der heutigen Majorität des Landtags regieren soll, und ich finde keine Minister mehr, die bereit wären, meine Regierung zu führen, ohne sich und mich der parlamentarischen Mehrheit zu unterwerfen. Ich habe mich deshalb entschlossen, die Regierung niederzulegen, und meine Abdikationsurkunde, durch die angeführten Gründe motiviert, bereits entworfen." Der König zeigte mir das auf dem Tische liegende Aktenstück in seiner Handschrift, ob bereits vollzogen oder nicht, weiß ich nicht. Se. Majestät schloß, indem er wiederholte, ohne geeignete Minister könnte er nicht regieren. Ich erwiderte, es sei Sr. Majestät schon seit dem Mai bekannt, daß ich bereit sei, in das Ministerium einzutreten, ich sei gewiß, daß Roon mit mir bei ihm bleiben werde ... Der König stellte nach einigem Erwägen und Hin- und Herreden die Frage, ob ich bereit sei, als Minister für die Militärreorganisation einzutreten, und nach meiner Bejahung die weitere Frage, ob auch gegen die Majorität des Landtags und deren Beschlüsse.

Auf meine Zusage erklärte er schließlich: „Dann ist es meine Pflicht, mit Ihnen die Weiterführung des Kampfes zu versuchen, und ich abdiziere nicht.“ Ob er das auf dem Tische liegende Schriftstück vernichtet oder in rei memoriam aufbewahrt hat, weiß ich nicht. Der König forderte mich sodann auf, ihn in den Park zu begleiten. Auf diesem Spaziergange gab er mir ein Programm zu lesen, das in seiner eignen Schrift acht Folioseiten füllte, alle Eventualitäten der damaligen Regierungspolitik umfaßte und auf Details wie die Reform der Kreistage einging. Ich lasse es dahingestellt sein, ob dieses Elaborat ... zur Sicherstellung gegen eine mir zugetraute konservative Durchgängerei dienen sollte ... Es gelang mir, ihn zu überzeugen, daß es sich für ihn nicht um konservativ und liberal in dieser oder jener Schattierung, sondern um königliches Regiment oder Parlamentsherrschaft handle, und daß die letztre unbedingt und auch durch eine Periode der Diktatur abzuwenden sei. Ich sagte: „In dieser Lage werde ich, selbst wenn Eure Majestät mir Dinge befehlen sollten, die ich nicht für richtig hielte, Ihnen zwar diese meine Meinung offen entwickeln, aber wenn Sie auf der Ihrigen schließlich beharren, lieber mit dem Könige untergehn, als Eure Majestät im Kampfe mit der Parlamentsherrschaft im Stiche lassen.“ Diese Auffassung war damals durchaus lebendig und maßgebend in mir, weil ich die Negation und die Phrase der damaligen Opposition für politisch verderblich hielt im Angesicht der nationalen Aufgaben Preußens, und weil ich für Wilhelm I. persönlich so starke Gefühle der Hingebung und Anhänglichkeit hegte, daß mir der Gedanke, in Gemeinschaft mit ihm zugrunde zu gehen, als ein nach Umständen natürlicher und sympathischer Abschluß des Lebens erschien.

Der König zerriß das Programm und war im Begriff, die Stücke von der Brücke in die trockne Schlucht im Park zu werfen, als ich daran erinnerte, daß diese Papiere mit der bekannten Handschrift in sehr unrechte Hände geraten könnten. Er fand, daß ich recht hätte, steckte die Stücke in die Tasche, um sie dem Feuer zu übergeben, und vollzog an demselben

Tage meine Ernennung zum Staatsminister und interimistischen Vorsitzenden des Staatsministeriums, die am 23. veröffentlicht wurde.

Gedanken und Erinnerungen.

Ein liberales Urteil über Bismarck
aus dem Herbst 1862.

Die von Georg von Vincke und dem Literarhistoriker Julian Schmidt beeinflußte „Berliner Allgemeine Zeitung" schrieb nach der Ernennung Bismarcks zum Ministerpräsidenten:

Als ein Landedelmann von mäßiger politischer Bildung, dessen Einsichten und Kenntnisse sich nicht über das erheben, was das Gemeingut aller Gebildeten ist, begann er seine Laufbahn. Den Höhepunkt seines parlamentarischen Ruhmes erreichte er in der Revisionskammer von 1849 und im Unionsparlamente von 1850. Er trat in seinen Reden schroff und rücksichtslos auf, nonchalant bis zur Frivolität, mitunter witzig bis zur Derbheit — aber wann hätte er einen politischen Gedanken geäußert?

Graf Bismarck in der Budgetkommission am 30. September 1862.

Der Konflikt werde zu tragisch aufgefaßt und von der Presse zu tragisch dargestellt; die Regierung suche keinen Kampf. Eine Verfassungskrisis sei keine Schande, sondern eine Ehre. „Wir sind vielleicht zu gebildet, um eine Verfassung zu ertragen; wir sind zu kritisch." ... „Wir haben zu heißes Blut, wir haben die Vorliebe, eine zu große Rüstung für unsern schmalen Leib zu tragen. Nur sollten wir sie auch nützen. Nicht auf Preußens Liberalismus sieht Deutschland, sondern auf seine Macht ... Preußen muß seine Kraft zusammenhalten auf den günstigen Augenblick, der schon einigemal verpaßt ist ... Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden — das ist der Fehler von 1848 und 1849 gewesen — sondern durch Eisen und Blut." — Im Laufe der Sitzung zeigte Bis-

marck seinem Nachbarn einen Olivenzweig, den er aus seiner Brieftasche genommen, und sagte zu ihm: „Diesen Olivenzweig habe ich in Avignon gepflückt, um ihn der Volkspartei als Friedenszeichen anzubieten; ich sehe jedoch, daß es noch nicht Zeit dazu ist."

Die Unterredung zwischen König Wilhelm I. und Bismarck am 4. Oktober 1862.

Bismarck erzählt: In den ersten Tagen des Oktobers fuhr ich dem Könige, der sich zum 30. September, dem Geburtstage seiner Gemahlin, nach Baden-Baden begeben hatte, bis Jüterbogk entgegen und erwartete ihn in dem noch unfertigen, von Reisenden dritter Klasse und Handwerkern gefüllten Bahnhofe, im Dunkeln auf einer umgestürzten Schiebkarre sitzend. Meine Absicht, indem ich die Gelegenheit zu einer Unterredung suchte, war, Se. Majestät über eine Aufsehen erregende Äußerung [„Eisen und Blut"] zu beruhigen, welche ich am 30. September in der Budgetkommission getan hatte und die zwar nicht stenographiert, aber in den Zeitungen ziemlich getreu wiedergegeben war ... Um dem vermutlichen Eindruck der Presse auf ihn beizeiten entgegenzuwirken, fuhr ich ihm nach Jüterbogk entgegen. Ich hatte einige Mühe, durch Erkundigungen bei kurz angebundenen Schaffnern des fahrplanmäßigen Zuges den Wagen zu ermitteln, in dem der König allein in einem gewöhnlichen Coupé erster Klasse saß. Er war unter der Nachwirkung des Verkehrs mit seiner Gemahlin sichtlich in gedrückter Stimmung, und als ich um die Erlaubnis bat, die Vorgänge während seiner Abwesenheit darzulegen, unterbrach er mich mit den Worten: „Ich sehe ganz genau voraus, wie das alles endigen wird. Da, vor dem Opernplatz, unter meinen Fenstern, wird man Ihnen den Kopf abschlagen und etwas später mir." Ich erriet, und es ist mir später von Zeugen bestätigt worden, daß er während des achttägigen Aufenthaltes in Baden mit Variationen über das Thema Polignac, Strafford, Ludwig XVI. bearbeitet worden war. Als er

schwieg, antwortete ich mit der kurzen Phrase: „Et après, Sire?“ „Ja, après, dann sind wir tot!“ erwiderte der König. „Ja,“ fuhr ich fort, „dann sind wir tot, aber sterben müssen wir früher oder später doch, und können wir anständiger umkommen? Ich selbst im Kampfe für die Sache meines Königs und Eure Majestät, indem Sie Ihre königlichen Rechte von Gottes Gnaden mit dem eignen Blute besiegeln, ob auf dem Schafott oder auf dem Schlachtfelde, ändert nichts an dem rühmlichen Einsetzen von Leib und Leben für die von Gottes Gnaden verliehenen Rechte. Eure Majestät müssen nicht an Ludwig XVI. denken; der lebte und starb in einer schwächlichen Gemütsverfassung und macht kein gutes Bild in der Geschichte. Karl I. dagegen, wird er nicht immer eine vornehme historische Erscheinung bleiben, wie er, nachdem er für sein Recht das Schwert gezogen, die Schlacht verloren hatte, ungebeugt seine königliche Gesinnung mit seinem Blute bekräftigte? Eure Majestät sind in der Notwendigkeit zu fechten, Sie können nicht kapitulieren, Sie müssen, und wenn es mit körperlicher Gefahr wäre, der Vergewaltigung entgegentreten.“ Je länger ich in diesem Sinne sprach, desto mehr belebte sich der König und fühlte sich in die Rolle des für Königtum und Vaterland kämpfenden Offiziers hinein. Er war äußern und persönlichen Gefahren gegenüber von einer seltnen und ihm absolut natürlichen Furchtlosigkeit, auf dem Schlachtfelde wie Attentaten gegenüber; seine Haltung in jeder äußern Gefahr hatte etwas Herzerhebendes und Begeisterndes. Der ideale Typus des preußischen Offiziers, der dem sichern Tode im Dienste mit dem einfachen Wort „Zu Befehl“ selbstlos und furchtlos entgegengeht, der aber, wenn er auf eigne Verantwortung handeln soll, die Kritik des Vorgesetzten oder der Welt mehr als den Tod ... fürchtet, dieser Typus war in ihm im höchsten Grade ausgebildet ... Er fühlte sich bei dem Porte-épée gefaßt und in der Lage eines Offiziers, der die Aufgabe hat, einen bestimmten Posten auf Tod und Leben zu behaupten, gleichviel, ob er darauf umkommt oder nicht ... Der Beweis der Richtigkeit meiner Beurteilung ergab sich daraus, daß der König, den

ich in Jüterbogk matt, niedergeschlagen und entmutigt gefunden hatte, schon vor der Ankunft in Berlin in eine heitre, man kann sagen, fröhliche und kampflustige Stimmung geriet, die sich den empfangenden Ministern und Beamten gegenüber auf das Unzweideutigste erkennbar machte.

Gedanken und Erinnerungen.

Anekdote.

Ein russischer Fürst drückte im Herbst 1862 dem König Wilhelm von Preußen seine Freude darüber aus, daß der König ein so gutes, frisches Aussehen habe. Der neue Ministerpräsident Bismarck war zugegen. Der König deutete auf diesen und sagte: „Hier steht mein Arzt."

Graf Bismarck zum österreichischen Gesandten Grafen Karolyi.

„In voller Klarheit lagen die verschiedenen, in Krieg oder Frieden denkbaren Systeme vor seinem unvergleichlich scharfen und weiten Blick; gemeinsame Beherrschung Deutschlands durch die beiden Großmächte, oder Teilung Deutschlands unter dieselben nach der Mainlinie, oder gänzlicher Ausschluß Österreichs aus Deutschland, und in diesem letzten Falle wieder die mehr föderative oder mehr unitarische Gestaltung des neuen Bundes." Bismarck lud den österreichischen Gesandten Grafen Karolyi zu einer Erwägung der beiderseitigen Beziehungen und deren Folgen ein. „Es war die erste jener Mitteilungen, in welchen weiterhin Bismarck so häufig durch die unbedingte Offenheit seiner Anschauungen und Absichten die diplomatische Welt in Erstaunen setzte." (Sybel.)

Dezember 1862.

Unsere Beziehungen zu Österreich müssen besser oder schlechter werden; wir wünschen von Herzen das erstere, müssen uns aber bei Österreichs Verhalten auf das letztere vorbereiten. Bismarck erwähnte Österreichs feindselige Tätigkeit in den Preußen benachbarten Staaten, welche in Berlin jede Sympathie für Österreich vernichten müsse. Nun, bei

einem französischen Angriffe auf Österreich, meinte Karolyi, werden die beiden Mächte doch unter allen Umständen verbunden bleiben. Bismarck bat ihn darauf dringend, einem so gefährlichen Irrtum in Wien nach Kräften entgegenzutreten; es werde ausschließlich von Österreichs deutscher Politik abhängen, ob die alte Intimität sich wiederherstellen lasse; wenn nicht, so würde ein Bündnis Preußens mit einem Gegner Österreichs so wenig ausgeschlossen sein, als im entgegengesetzten Falle eine feste und treue Verbindung beider Mächte gegen gemeinschaftliche Feinde. Österreich habe die Wahl, seine gegenwärtige antipreußische Politik mit dem Stützpunkt einer mittelstaatlichen Koalition fortzusetzen, oder eine ehrliche Verbindung mit Preußen zu suchen. — Unmöglich, sagte Karolyi, könne Österreich seinen traditionellen Einfluß auf die deutschen Höfe aufgeben; das würde seine Herausdrängung aus Deutschland bedeuten. — Nun, so verlegt, rief Bismarck, euern Schwerpunkt nach Ofen.

Sybel, Reichsgründung.

Im preußischen Abgeordnetenhaus äußerte der Abgeordnete von Carlowitz über Bismarcks auswärtige Politik: „Ich bin der Meinung, daß, was dieses Ministerium auf dem Gebiete der auswärtigen Politik auch unternehmen möge, jede seiner Unternehmungen von vornherein mit Unfruchtbarkeit werde geschlagen sein." (Ruf: Sehr wahr!)

Frau von Bismarck an Robert von Keudell.

Berlin, 27. Januar 1863.

... Diesen Schwirr von früh bis spät jeden und jeden Tag vertrage ich kaum. Ich werde allgemach unausstehlich dabei und die Sorge um Bismarck seufzt ununterbrochen in den kläglichsten Molllauten durch mein Herz ...

Man sieht ihn nie und nie — morgens beim Frühstück fünf Minuten während Zeitungsdurchfliegens — also ganz stumme Szene. Darauf verschwindet er in sein Kabinett, nachher zum König, Ministerrat, Kammerscheusal — bis gegen fünf Uhr, wo er gewöhnlich bei irgend einem Diplo-

maten speist, bis 8 Uhr, wo er nur en passant Guten Abend sagt, sich wieder in seine gräßlichen Schreibereien vertieft, bis er um halb zehn zu irgend einer Soiree gerufen wird, nach welcher er wieder arbeitet bis gegen ein Uhr und dann natürlich schlecht schläft. Und so geht's Tag für Tag — Soll man dabei nicht elend werden vor Angst und Sorge um seine armen Nerven ... Wie sich das Demokraten-Volk gegen meinen besten Freund benimmt, lesen Sie hinlänglich in allen Zeitungen. Er sagt, es sei ihm „nitschewo" [absolut gleichgültig], aber ganz kalt läßt es ihn doch nicht.

Keudell, Fürst und Fürstin Bismarck.

Bismarck im Landtage am 27. Januar 1863.

Das Abgeordnetenhaus sandte eine Adresse an den König, in welcher es gegen den Mißbrauch der Regierungsgewalt durch die Minister protestierte.

Durch diese Adresse werden dem Königlichen Hause der Hohenzollern seine verfassungsmäßigen Regierungsrechte abgefordert, um sie der Majorität dieses Hauses zu übertragen ... Das preußische Königtum hat seine Mission noch nicht erfüllt, es ist noch nicht reif dazu, einen rein ornamentalen Schmuck Ihres Verfassungsgebäudes zu bilden, noch nicht reif, als ein toter Maschinenteil dem Mechanismus des parlamentarischen Regiments eingefügt zu werden.

26. Februar 1863.

Am 6. Februar 1888 sagte Bismarck in seiner großen Septennatsrede über die damalige Lage: „Ich werde es nie vergessen, wie ich in jener Zeit des Morgens den Besuch zu haben pflegte von Sir Andrew Buchanan, dem englischen Botschafter, und Talleyrand, dem französischen Vertreter, die mir die Hölle heiß machten über das unverantwortliche Festhalten der preußischen Politik an der russischen und eine ziemlich drohende Sprache gegen uns führten; am Mittag desselben Tages hatte ich die Annehmlichkeit, im preußischen Landtage ungefähr dieselben Argumente und Angriffe zu hören, die die beiden Botschafter am Morgen auf mich gemacht hatten."

Die Neigung, sich für fremde Nationalitäten und Nationalbestrebungen zu begeistern, auch dann, wenn dieselben nur auf Kosten des eignen Vaterlandes verwirklicht werden können, ist eine politische Krankheitsform, deren geographische Verbreitung sich auf Deutschland leider beschränkt ...

Wir fühlen uns stark in der Überzeugung, die Pflicht erfüllt zu haben, die uns durch die Wahrung der Interessen des Landes auferlegt war, und diese Überzeugung wird dadurch nicht geschwächt werden, wenn Sie uns durch die Annahme Ihres Antrags [gegen Rußland] in die Lage versetzen, vor dem Lande Akt davon zu nehmen, daß Sie Partei ergreifen für die polnische Insurrektion.

Am 21. Mai 1863 traf bei Bismarck aus „Ost-Cocya bei Thorn" von der „Warschauer Henkerkommission" ein Schreiben in Begleitung eines Holzkästchens ein, in welchem ein Strang mit schwarz-weißer Schleife lag — der Strang, zu welchem Bismarck verurteilt worden sei. — Am 21. Oktober empfing Bismarck das folgende mit dem Poststempel Barcelona versehene Schriftstück: „Das unterzeichnete Comité der revolutionären Propaganda hat Sie vor sein Tribunal gezogen. Es hat Sie einstimmig zum Tode verurteilt und die Exekution auf die ersten Wochen des nächsten Monats festgesetzt . . . ."

Aus Dieſt-Dabers Denkwürdigkeiten.

Als Bismarck Ministerpräsident geworden, verkehrte ich vom Jahre 1862 bis 1866 oft in seinem Hause. Der Kampf, den er damals mit der Volksvertretung zu bestehen hatte, erschütterte den gewaltigen Mann in allen seinen Nerven und ebenso seine ganze Familie, wie auch alle Freunde, die in dem Hause verkehrten. Was für Szenen habe ich dort miterlebt! Als der Abgeordnete Graf Schwerin [27. Januar 1863] von Bismarck behauptet hatte, er habe erklärt, daß Macht vor Recht gehe, war Bismarck besonders wütend. Er stand, hoch aufgerichtet, mitten in der Stube und rief uns zu, wir sollten uns mal Schwerins Schädel genau ansehen, der Mann habe gar kein Vordergehirn und nur solch ein

Mann könne solch einen Unsinn schwätzen. Ein anderes Mal sagte mir Frau v. Bismarck, ihr Mann sei heute besonders vergnügt, obwohl er eben den verhaßten Gang ins Abgeordnetenhaus machen müsse und eine ganz besonders schwere Schlacht ihm drohe. Da trat Bismarck froh gelaunten Antlitzes herein und gab als Grund seiner frohen Stimmung uns an: „Heute morgen habe ich die Losung gelesen und die lautete: ‚Den Weg, den du gehst, werde ich mit dir gehen‘, und da muß man ja doch vergnügt sein!“

Der Abgeordnete Eduard von Simson im Landtag über Bismarck.

28. Februar 1863.

Die Behandlung des polnischen Aufstands durch die preußische Regierung sei ein trostloses Impromptu, sei das Gelegenheitsgedicht eines Mannes, der kein Dichter sei. „Ich verlange nicht, daß eine Regierung allezeit den kühnen Flug des Genies einzuhalten imstande sein soll ... Aber in jedem Falle wird die Bewunderung dafür, daß jemand nicht fällt, die Bewunderung, die man ja jedem Seiltänzer würde zuwenden müssen, eine Bewunderung sein, nach der nicht jedermanns Gaumen und Appetit stände.“

Bismarck erwiderte: „Ich fühle keinen Beruf, mich über die Fragen des guten Geschmacks und der Schicklichkeit hier in eine Erörterung einzulassen.“

König Wilhelm I. an Bismarck.

[Berlin], 17. März 1863.

Wie heute vor einem halben Jahrhundert Preußens Söhne von meinem in Gott ruhenden Vater, zum muthigen Kampfe zur Befreiung des Vaterlandes aufgerufen wurden, so habe ich Sie mitten im Frieden zum Kampfe für die Stärkung von Thron und Vaterland berufen, eine Aufgabe, die Sie mit seltener Hingebung und Ausdauer erfüllen. Emp-

fangen Sie als Anerkennung Ihrer mir treu gewidmeten Dienste, mit meinem aufrichtigen Danke, an dem heutigen Ehrentage Preußens, hiermit das Großkreuz meines Rothen Adler-Ordens, dessen Inschrift [Sincere et constanter, d. h. lauter und beharrlich] stets unsere Devise sein soll.

Ihr

Wilhelm R.

Bismarck an Motley.

Berlin, 17. April 1863.

My dear Motley — Du hast mir eine große Freude gemacht durch Deinen Brief vom 9., und ich werde Dir sehr dankbar sein, wenn Du Wort hältst to write oftener and longer [länger und öfter zu schreiben]. I hate politics, aber wie Du sehr richtig sagst, like the grocer hating figs [ich hasse die Politik, aber wie der Höker die Feigen], ich bin nichts desto weniger genöthigt, meine Gedanken unablässig mit jenen Figs zu befassen. Auch in diesem Augenblicke, während ich Dir schreibe, habe ich die Ohren davon voll. Ich bin genöthigt, ungewöhnlich abgeschmackte Reden aus dem Munde ungewöhnlich kindischer und aufgeregter Politiker anzuhören, und habe dadurch einen Augenblick unfreiwilliger Muße, die ich nicht besser benützen kann, als indem ich Dir von meinem Wohlbefinden Nachricht gebe. Ich habe niemals geglaubt, daß ich in meinen reifen Jahren genöthigt werden würde, ein so unwürdiges Gewerbe wie das eines parlamentarischen Ministers zu betreiben. Als Gesandter hatte ich, ob schon Beamter, doch das Gefühl, ein Gentleman zu sein. Als Minister ist man Helot. Ich bin heruntergekommen und weiß doch selber nicht wie ...

Nachts vor dem Zubettgehen überliest Bismarck noch einmal seinen Brief und fügt in englischer Sprache eine Nachschrift an; er gedenkt der alten Zeiten, da er mit Motley zusammen in Berlin studierte: „Ich gehe niemals an Logiers Hause in der Friedrichstraße vorüber, ohne nach den Fenstern hinaufzusehen, die von einem Paar rother Pantoffeln geziert zu sein pflegten, die von den

Füßen eines Herrn gegen die Brüstung gehalten wurden, der nach Yankee-Art saß, Kopf unten und unsichtbar. Dann erfreue ich mein Gedächtnis mit der Erinnerung an «good old colony times when we were roguish chaps» [die guten alten Zeiten der Kolonie, als wir noch lustige Schelme waren]." — Noch in seiner großen Septennatsrede vom 6. Februar 1888 fällt Bismarck bei Erwähnung der Zeiten der heiligen Allianz „ein altes amerikanisches Lied ein, welches ich von meinem verstorbenen Freunde Motley gelernt habe, das sagt: In good old colonial times, when we lived under a King."

Correspondence of Motley.

Bismarck und der Abgeordnete Reichensperger am 11. Mai 1863.

Im Abgeordnetenhaus waren der Kriegsminister von Roon und das Präsidium heftig aneinander geraten wegen der Erstreckung der Disziplinargewalt auf die Minister. Der Abgeordnete Reichensperger suchte zu vermitteln, Bismarck kam dazu und bat diesen, ihm auf dem Heimweg genauer zu berichten.

Reichensperger erzählt: Auf der Leipziger Straße unterbrach Herr von Bismarck, plötzlich stillstehend, meine Erzählung von dem Konflikte mit der Frage: „Wissen Sie, wem diese Schweinereien das meiste Vergnügen machen?" Ich: „Bitte, Exzellenz, mir Ihre Antwort zu sagen, da es darauf allein ankommt." Bismarck: „Das will ich Ihnen sagen, das ist der hohe Bundestag zu Frankfurt am Main" ... Ich erwiderte, daß, wenn dem wirklich so sei, dies die schwerste Verurteilung Seiner Exzellenz und seiner Bestrebungen darstelle. „Wieso meinen Sie das?" fragte der Ministerpräsident. „Nun," erwiderte ich, „dieser hohe Bundestag ist doch wohl keiner Sympathie mit demokratischen Schweinereien verdächtig?" „Nein", erwiderte Bismarck trocken. „Dann muß also", entgegnete ich, „jener deutsche Bundestag Grund haben, in Ihnen, Exzellenz, eine weit größere Gefahr zu erblicken, als in allen Demokraten Deutschlands." „Und darin soll er recht bekommen!" schloß Bismarck, sprach's und bog mit stummem Gruße und stolz gehobenem Haupte nach der Wilhelmstraße ab.

Poschinger, Parlamentarier.

Der Frankfurter Fürstentag.

Preußen schien bis ins Mark geschwächt durch den inneren Zwiespalt. Seine Feinde jubelten, als der Bruch mit der Volksvertretung unheilbar geworden war. Österreich und die Mittelstaaten, der Freiherr von Beust in Sachsen voran, hielten den Augenblick für gekommen, den letzten Anlauf zur Herstellung des Siebzigmillionen-Reichs des Fürsten Schwarzenberg mit einheitlicher Spitze Österreichs zu nehmen und Preußen nach Möglichkeit auf den mittelstaatlichen Stand herabzudrücken. Auf einem Fürstentag in Frankfurt a. M. sollte das neue Deutschland ins Leben treten. Im Juli und August 1863 weilten der König und Bismarck in Gastein. Der Kaiser Franz Josef suchte den König Wilhelm persönlich für den Fürstentag zu gewinnen. Wilhelm I. geriet in große innere Not. Jetzt sollte er sich offen auch zur äußeren Politik seines verwegenen Ratgebers bekennen. Am 3. August überbrachte ein Adjutant des Kaisers die förmliche Einladung nach Frankfurt auf den 16. August. Schon am folgenden Tage lehnte König Wilhelm die Teilnahme am Frankfurter Fürstentag ab. Aber es war ihm nicht wohl dabei, und tief gedrückt reiste er nach Baden-Baden. Bismarck begleitete ihn. In Baden-Baden traf aber am 19. August der König Johann von Sachsen ein, um persönlich den König von Preußen einzuladen. Bismarck sagte zum sächsischen Minister Beust: „Sie kommen, uns ins Verderben zu reißen, — es soll Ihnen nicht gelingen." König Wilhelms Widerstand aber erlahmte. „Dreißig Fürsten als Einlader und ein König als Kabinettskurier! Wie kann man da widerstehen!" Beide Männer, der König und sein Minister, erlebten nervenerschütternde Stunden des Ringens miteinander. Bismarck blieb dabei, er werde, wenn der König nach Frankfurt fahre, mitfahren, aber nicht mehr als Minister nach Berlin gehen. Um Mitternacht unterschrieb der König. In Bismarck brach der Grimm über die lange seelische Spannung aus; als der sächsische Unterhändler die Tür hinter sich hatte, zerschlug er einen auf einem Tischchen stehenden Teller mit Gläsern. „Ich mußte etwas zerstören; jetzt habe ich wieder Atem." König Wilhelm fuhr an Frankfurt vorbei. Der Fürstentag verlief ohne Erfolg. Bismarck aber führte seinen Gegenschlag mit der Denkschrift vom 15. September, die er an alle deutschen Höfe versandte und in den Zeitungen veröffentlichen ließ. „Jedes Wort in diesen Kraft atmenden

Sätzen glich einer Schwertspitze, auf die Brust des Rivalen Preußens gerichtet." (Lenz.) Noch fiel kein Wort von Bruch oder gar Krieg, aber es hieß doch: Mit mir gehen oder mit mir fechten. Wegen der polnischen Sache war Österreich mit Rußland, wegen der großdeutschen Einigungspläne mit Napoleon zerfallen. Preußen war durch Bismarcks kühne und kluge Berechnung mit Rußland befreundet, von Napoleon umworben. Österreich war auf Preußen angewiesen; denn am 5. November 1863 erließ Napoleon eine Einladung zu einem europäischen Kongreß. „Die Verträge von 1815 haben aufgehört zu existieren." Das hieß mit anderen Worten, Österreichs italienischer Besitz sei streitig geworden. In dieser Lage legte Österreich keinen Wert mehr auf die Bundesreform. Bismarck hatte gesiegt. Am Horizont aber stieg das dänische Unwetter auf.

Bismarck an seine Gattin.

Baden, 28. August 1863.

Ich wollte, irgend eine Intrigue bestimmte den König, ein andres Ministerium zu nehmen, daß ich mit Ehren diesem ununterbrochenen Tintenstrom den Rücken drehte und still auf dem Lande leben könnte; die Ruhelosigkeit der Existenz ist unerträglich, seit 10 Wochen im Wirtshause Schreiberdienste, und in Berlin wieder, es ist kein Leben für einen rechtschaffnen Landedelmann, und ich sehe einen Wohltäter in jedem der mich zu stürzen sucht.

Bismarck und der König in Baden-Baden am 20. August 1863.

Bismarck erzählt: ... Er [der König] lag, als der König von Sachsen und Beust bei ihm gewesen waren, auf dem Sofa und hatte Weinkrämpfe, und ich war, als ich ihm zuletzt den Absagebrief abgerungen hatte, so schwach und matt, daß ich kaum auf den Beinen stehen konnte. — — Ja, als ich das Zimmer verließ, taumelte ich und war nervös so aufgeregt, daß ich beim Zumachen der Tür draußen die Klinke abriß. Der Adjutant fragte mich, ob ich unwohl wäre. —

„Nein, jetzt ist mir wieder wohl", sagte ich. Beust aber erklärte ich, daß ich das preußische Regiment von Rastatt kommen lassen wollte, um das Haus zu besetzen und den König vor ferneren Versuchern zu bewahren.

M. Busch, Tagebuchblätter.

Robert von Keudells Berufung ins Staatsministerium.

Ende September 1863.

Keudell erzählt: Ein mir von der Schule her befreundeter Gelehrter, der Privatdozent der Geschichte, Dr. Neumann, kam zu mir, um mich eindringlich zu warnen. Er hatte einige Jahre unter Schleinitz und Bernstorff, zuletzt auch einige Monate unter Bismarck im Auswärtigen Amte für die Presse gearbeitet. „Bismarck", sagte er, „leidet an einer schweren Nervenkrankheit und ist mir mitunter wie nicht ganz zurechnungsfähig erschienen. Wenn er z. B. Instruktionen für die Presse gab, kam er zuweilen bald in einen gewissen ‚Galopp des Denkens', dem man kaum folgen konnte, und verlangte mitunter ganz unausführbare Dinge. Unter den Berliner Diplomaten ist die Meinung vorherrschend, daß er nervenkrank sei und nicht mehr lange leben werde, da er sich in keiner Weise schont. Als ein Symptom seiner Krankheit wurde auch das Gespräch aufgefaßt, welches er im letzten Dezember bekanntlich mit dem Grafen Karolyi gehabt hat; denn wie kann ein ganz gesunder Mensch dem Vertreter Österreichs sagen: ‚Ihr tätet gut, euren Schwerpunkt nach Ofen zu verlegen.' Gesellschaftlich mag Bismarck sehr angenehm sein; aber wenn du in sein Ministerium eintreten willst, so wirst du ein morsches Schiff besteigen."

Graf Limburg-Stirum, der Vater des jetzigen Führers der Konservativen im Abgeordnetenhause [1901], sagte mir: „Es muß schön sein, der Fahne eines Mannes wie Bismarck zu folgen, wenn sie auch in den Tod führen mag." Das stimmte mit meiner Auffassung, jedoch mit dem Unterschiede, daß ich keinerlei Gefahr zu ahnen vermochte. — Der Minister

des Innern, Graf Eulenburg, sagte zu Keudell bei dessen Amtsantritt: „Ihre Stellung bei Bismarck wird sehr schwierig werden, darauf machen Sie sich nur gefaßt. Er ist ein gewaltiger Mensch und duldet keinen Widerspruch. Wer mit ihm zu tun hat, den zwingt er zum Gehorsam, mag man dagegen ‚strampeln', soviel man will."

Keudell, Fürst und Fürstin Bismarck.

Frau von Bismarck an Robert von Keudell.

Berlin, 21. Oktober 1863.

... Gott segne Ihren Einzug bei ihm, lieber Herr von Keudell, ich freue mich, daß Sie da sind, wenn auch mit Zittern, und wiederhole stets: vereinigen und verwechseln Sie nie den Minister mit dem Freunde. Es sind gewiß zwei ganz verschiedene Menschen. Wenn der Minister verstimmt ist und Sie in solch unerquicklicher Laune anbrummt, weiß der Freund nichts davon und liebt Sie ungestört alle Zeit. Ich vergesse nicht mancher Sekretäre Verzweiflung in solchen Fällen; und wenn Sie auch kein so verzagtes Gemüt wie diese Jünglinge besitzen, so möchte ich Sie doch an all dies wieder erinnern mit herzlichen Bitten, in Ihrem Vertrauen und Ihrer Anhänglichkeit nicht zu wanken, da Bismarck deren mehr bedarf, wie jeder andere. Er hat ja fast keinen wahren treuen Freund — ich mißtraue ihnen allen — wenn's darauf ankommt, lassen sie ihn alle im Stich, bin ich überzeugt. Aber bitte, tun Sie es nicht, halten Sie aus, wenn er auch oft recht unfreundlich scheint. Innerlich ist er's bestimmt nie, das versichere ich Ihnen.

Keudell, Fürst und Fürstin Bismarck.

Bettelbriefe.

1863.

Keudell erzählt: Auffallend war mir die Behandlung der zahlreichen Bettelbriefe. Wenn solche den Eindruck wirklicher Not machten, wurde ich beauftragt, die Bittsteller auf-

zusuchen und kleine Unterstützungen zu spenden, nicht etwa aus irgendeinem staatlichen Dispositionsfonds, sondern aus den Privatmitteln des Ministers. Einmal mußte ich einer in der Köpenicker Straße 4 Treppen hoch wohnenden Witwe 25 Taler überbringen, was mir für die Privatverhältnisse des Gebers sehr hoch gegriffen schien. Ich erlaubte mir, abzuraten von dieser dilettantischen Armenpflege, die immer neue unerfüllbare Ansprüche hervorrufen müßte. Die Antwort lautete: „Wer sich in Not bittend an mich wendet, dem helfe ich, soweit ich es mit meinen geringen Mitteln vermag."

Keudell Fürst und Fürstin Bismarck.

Schleswig-Holstein.

Der schleswig-holsteinische Handel war so verwickelt, daß Lord Palmerston scherzweise äußerte, „nur drei Menschen hätten ihn verstanden: der erste derselben sei Prinz Albert gewesen, der sei tot; der zweite, ein dänischer Staatsmann, der sei verrückt geworden, der dritte sei er, Palmerston, und er habe es vergessen". Der vierte Kenner des Handels, den der Lord nicht nennt, war Bismarck. Und er war es auch, der ihn zu Ende brachte. Die Herzogtümer, das war der Kern der Sache, waren in ihrer Verfassung ohne Zweifel selbständig, miteinander verbunden, sie waren aber durch die Person des dänischen Königs an Dänemark geknüpft. Die eiderdänische Demokratenpartei zwang nach einer Zeit langer Unterdrückung der Herzogtümer den König, Schritte zur Einverleibung der beiden Staaten zu tun. Dies geschah am 30. März 1863 durch Einführung einer neuen dänischen Verfassung. Verwirrt wurde die Angelegenheit durch die Verwickelung der Verfassungsfrage mit der Thronfolgefrage. Im Londoner Protokoll vom Jahre 1852 war die Thronfolge in Dänemark für den Prinzen Christian von Glücksburg entschieden. Bismarck selbst hatte mit dem Prinzen Friedrich von Augustenburg in Frankfurt die Verhandlungen geführt, und der deutsche Thronanwärter hatte im Londoner Protokoll versprochen, nichts gegen die Verfassung von Gesamtdänemark zu tun. Alle Welt war der Meinung, der Augustenburger

habe sein Recht verkauft. Jetzt, nach der Thronbesteigung des Protokollprinzen Christian, trat der Sohn des Herzogs Friedrich von Augustenburg als Anwärter für die Herzogtümer auf. Und die ganze öffentliche Meinung nahm für ihn Partei. Alle Großdeutschen waren für Augustenburg, aber auch der „Nationalverein" und die im Kampf mit der Krone Preußen begriffene Kammer. Bismarck ging einen ganz anderen, seinen eigenen Weg, der ihn aus dem volkstümlichen Fahrwasser hinausführte auf die Bahn des großen politischen „Wagesystems", das niemand in Europa durchschaute: über die schleswig-holsteinische Frage zum Krieg, über Düppel und Alsen zum Bruch mit Österreich, zur Entscheidung der deutschen Frage auf dem Schlachtfeld. Mitten durch die leidenschaftliche Erregung des deutschen Volkes, durch die lauernde Mißgunst der europäischen Mächte, vorbei an den Verführungen Napoleons III., Preußen auf Kosten des deutschen Gebietes am Rhein zu vergrößern, nahm Bismarck seinen Weg. Er stellte sich fest auf den Boden der Londoner Verträge und blieb so lange darauf stehen, bis Dänemark sie vor aller Welt zerriß. Er zog Österreich nach sich zu gemeinsamer Exekution gegen Dänemark, er verdrängte die Mittelstaaten aus dem Unternehmen, er wehrte die Einmischung der Mächte auf der Londoner Konferenz ab, er schob den Augustenburger beiseite. „Ich habe von Anfang an die Annexion unverrückt im Auge behalten, ohne die anderen Abstufungen aus dem Auge zu verlieren." Seine, in allen Verhandlungen festgehaltene „Klimax" war: „Personalunion besser, als was existiert, d. h. besser als die Danisierung, — ein selbständiger Fürst besser als Personalunion, — die Vereinigung mit Preußen besser als ein selbständiger Fürst". Unendlich mannigfaltig ist das Gewebe von Bismarcks Politik, ein Webermeisterstück; keinem einzigen Zeitgenossen ganz verständlich, und auch den Nachlebenden in vielem ein wundervolles Rätsel.

Am 1. Februar 1864 überschritten die preußischen und österreichischen Truppen die Eider. Am 18. April nahmen die Preußen die Düppeler Schanzen in heroischem Sturm. Die Verhandlungen in London scheiterten an der Halsstarrigkeit Dänemarks. Am 29. setzten die Preußen nach Alsen über. Am 1. Juli war kein Däne mehr auf Alsen zu finden. Am 14. Juli standen Preußen auf der Nordspitze Jütlands an den Fluten des Nordmeers. Dänemark war mürbe. Am 20. Juli begann der Waffenstillstand. Am 30. Oktober 1864 wurden im Frieden zu Wien die Herzogtümer zu gemeinsamer Verfügung Preußens und Österreichs von Dänemark losgetrennt.

Ungefähr 30 Jahre nachher überfiel den entlassenen

Reichskanzler der furchtbare Verdacht, daß die Erinnerung an die Jahre 1863 und 1864 verdunkelt werden könnte, „daß inzwischen die angeregte Zerstörung der Dokumente sich vollzieht, die von meiner politischen Tätigkeit Zeugnis geben." Er hielt selbst die politische Arbeit seiner ersten Ministerjahre für seine höchste Leistung. „Wenn ich Talent zur Selbstgefälligkeit hätte, würde ich mir auf die Arbeit von 1863 und 1864 einiges einbilden. Das war wirklich nicht leicht. Während ich mich mit den Fortschrittsleuten über Armee- und Verfassungsfragen herumschlagen mußte, hatte ich die beträchtlich höhere Pflicht, den lieben Freunden und getreuen Nachbarn als ein reaktionärer Träumer und, nach außen, friedlicher Dutzendminister zu erscheinen, und zu überlegen, quando, quomodo, quibus auxiliis [wann, wie, womit] der erste Schritt auf dem Weg zu der deutschen Einigung unter preußischer Spitze getan werden könnte."

Bismarck im Staatsrat Ende März 1863.

Tischgespräch, Varzin Mitte Oktober 1877.

Der König wollte mir, als ich Fürst wurde, Elsaß und Lothringen ins Wappen geben. Ich hätte aber lieber Schleswig-Holstein drin gehabt; denn das ist die diplomatische Kampagne, auf die ich am stolzesten bin. Alles war dabei gegen mich, Österreich, die kleinen deutschen Staaten, die Liberalen, die Engländer — nun, man weiß ja, wer noch. Rußlands war man nicht recht sicher. Mit Napoleon, da ging es, der dachte, uns damit zu verpflichten. — — — Wir hatten damals eine Staatsratssitzung, wo ich eine der längsten Reden hielt, die ich je abgeschossen habe, und vieles sagte, was den Zuhörern unerhört und unmöglich vorgekommen sein mag [Bismarck sprach für die Annexion Schleswig-Holsteins]. Nach ihren erstaunten Mienen zu urteilen, dachten sie offenbar, ich hätte zu stark gefrühstückt. Costenoble führte das Protokoll, und wie ich mir das nachher ansah, fand ich, daß die Stellen, wo ich am deutlichsten und eindringlichsten geworden war, weggelassen waren. Ich machte ihn darauf aufmerksam. Ja, sagte er, das wäre richtig, er hätte aber gemeint, daß mir das lieb sein würde, wenn das wegbliebe.

Ich erwiderte: Ganz und gar nicht. Sie dachten wohl, ich hätte einen gepfiffen? Aber ich bestehe darauf, daß es, wie ich es gesagt habe, hineinkommt.

Der Abgeordnete von Sybel über Bismarck
am 31. März 1863.

Wundere sich niemand, daß auch die besten Patrioten bei dem Rufe: Freiwillige vor, zurückbleiben, solange notorisch unfähige und unglückliche Befehlshaber an der Spitze stehen. Wundere sich niemand, daß sich keine freiwilligen Matrosen melden, wenn zur Expedition ein notorisch untüchtiges Schiff gewählt wird. Meine Herren! Unser Staat ist das einst so stolze Kriegsschiff, dessen scharfer Kiel mit Brausen die Wellen der Jahrhunderte durchschnitt, dessen Seiten ... mit dem Eisenpanzer preußischer Volkskraft gefestigt waren, und welches jetzt, mit töricht überhöhten Masten, des besten Teiles seines Eisens und seiner Dampfkraft beraubt, mit Herrn von Roon im Maschinenraum und Herrn von Bismarck am Steuer in den gärenden Ozean der europäischen Händel sich hinauswagen soll. Dafür mag stimmen wer will, ich vermag es nicht, und ich hoffe, Sie alle werden es nicht vermögen ...

Bismarck im Landtag am 17. April 1863.

Der Herr Vorredner hat Dänemark darüber zu beruhigen gesucht, daß es einen Krieg in diesem Augenblicke von Preußen unter unsern nach innen und außen zerrütteten Verhältnissen nicht zu erwarten habe. Meine Herren, zum Glück ist man im Auslande nicht ebenso leichtgläubig, und ich kann Sie versichern und das Ausland versichern, wenn wir es für nötig finden, Krieg zu führen, so werden wir ihn führen mit oder ohne Ihr Gutheißen.

Bismarck an Robert von Keudell.

Keudell hatte in einem Briefe an seinem Chef diesen aufgefordert, sich an die Spitze der Bewegung für Schleswig-Holstein zu stellen, für das Recht des Herzogs von Augustenburg Krieg zu führen und die Herzogtümer vom dänischen Joch zu befreien. Keudell stellte anheim, in die Provinz zurückzukehren, wenn diese Äußerung Bismarck mißfalle. Den Brief legte er am 28. November in Bismarcks Arbeitszimmer. Diese Stimme gegen seine Politik, aus nächster Nähe, erschütterte Bismarck aufs tiefste.

29. November 1863.

Keudell erzählt: Am Abend des folgenden Sonntags wurde mein Gruß von der Hausfrau kaum erwidert; ich unterhielt mich daher nur mit einigen Gästen. Am Montag früh ließ Bismarck mich rufen ...

Er begann mit gedämpfter Stimme, aber in sichtlicher Erregung: „Sagen Sie mal, weshalb haben Sie mir eigentlich diesen Brief geschrieben? Wenn Sie glaubten, auf meine Entschließungen einwirken zu können, so müßte ich sagen, das wäre ihren Lebensjahren nicht angemessen. Es kann ja ganz ehrenvoll sein, für eine gute Sache unterzugehen, aber besser ist es doch, sich so einzurichten, daß man die Möglichkeit hat, zu siegen. In der polnischen Sache war das ganze Ministerium gegen mich; man beschwor mich, es anders zu machen, um des Heiles meiner Kinder willen; nachher waren sie alle mit dem Erfolg zufrieden. Jetzt ist die ganze politische Abteilung wieder augustenburgisch; das stört mich nicht. Aber daß Sie, der Sie mich so lange und so gut kennen, denken, ich wäre in diese große Sache hineingegangen wie ein Fähnrich, ohne mir den Weg klar zu machen, den ich vor Gott verantworten kann, das vertrage ich nicht, das hat mir den Schlaf zweier Nächte gestört. Sie zu entlassen, liegt ja gar kein Anlaß vor. Ich habe Ihnen nur zeigen wollen, wie die Kugel sitzt, die Sie mir in die Brust geschossen haben."

Von den letzten Worten erschüttert, sagte ich sogleich: „Es ist mir nicht in den Sinn gekommen, daß mein Brief Ihnen weh tun könnte. Bitte, geben Sie ihn mir zurück; es

tut mir sehr leid, ihn geschrieben zu haben. Ich bitte von ganzem Herzen um Verzeihung."

Er gab mir den Brief mit den Worten: „Danke. Nun ist alles weggewischt, und Sie können sicher sein, daß keine unangenehme Erinnerung bei mir ‚haken' bleibt. Aber wenn Sie wieder einmal anderer Ansicht sind, so schreiben Sie nicht, sondern reden Sie."

Keudell, Fürst und Fürstin Bismarck.

Bismarck im Landtag am 18. Dezember 1863.

Dem Auge des „unzünftigen" Politikers erscheint jeder einzelne Schachzug im Spiel wie das Ende der Partie, und daraus geht die Täuschung hervor, daß das Ziel wechsle. Die Politik ist keine exakte Wissenschaft; mit der Position, die man vor sich hat, wechselt auch die Benutzungsart der Positionen. Der Herr Vorredner [Virchow] hat gesagt, er wünsche, daß ich dereinst in meinem Fache mich derselben Anerkennung erfreuen möge, wie er in dem seinigen. Ich unterschreibe diesen Wunsch mit voller Aufrichtigkeit ... Wenn aber der Herr Vorredner sich aus seinem Gebiete entfernt und auf mein Feld unzünftig übergeht, so muß ich ihm sagen, daß über Politik sein Urteil ziemlich leicht für mich wiegt. Ich glaube wirklich, meine Herren, ohne Überhebung, die Dinge verstehe ich besser. Der Herr Vorredner hat gesagt, mir fehle das Verständnis für die nationale Politik; ich kann ihm den Vorwurf nur mit der Unterdrückung des Epithetons zurückgeben. Ich finde bei dem Herrn Vorredner Verständnis für Politik überhaupt nicht. Dieses Verständnis ist gewiß auch in andern Ländern nicht weiter verbreitet als bei uns, aber es findet sich in anderen Parlamenten doch selten dieser Grad von Entschlossenheit im Bilden und Aussprechen von Ansichten gepaart mit demselben Maße von Unkenntnis der Dinge wie bei uns.

Bismarck an den Botschafter Grafen Goltz in Paris.

24. Dezember 1863.

Die Frage ist, ob wir eine Großmacht sind oder ein deutscher Bundesstaat, und ob wir, der ersten Eigenschaft entsprechend, monarchisch, oder, wie es in der zweiten Eigenschaft allerdings zulässig ist, durch Professoren, Kreisrichter und kleinstädtische Schwätzer zu regieren sind ... Es ist noch nicht dagewesen, daß die Wiener Politik in diesem Maße en gros et en détail von Berlin aus geleitet wurde ... Unsre Stärkung kann nicht aus Kammern- und Preßpolitik, sondern nur aus waffenmäßiger Großmachtspolitik hervorgehn ... Ich bin in keiner Weise kriegsscheu, im Gegenteil; bin auch gleichgültig gegen Revolutionär und Conservativ, wie gegen alle Phrasen ... Wenn man an [die europäischen Traktate] den Maßstab der Moral und Gerechtigkeit legen wollte, so müßten sie ziemlich alle abgeschafft werden.

Gedanken und Erinnerungen.

Neujahrsnacht 1863/1864.

Keudell erzählt: In der Neujahrsnacht kamen zu Bismarcks außer mir nur Verwandte. In dem auf der Straßenseite des Hauses vor dem chinesischen Saale gelegenen Eßzimmer stand der Weihnachtsbaum, eine stattliche Tanne, von der der Weihnachtsschmuck entfernt war. Bismarck nahm einen Hirschfänger, trennte damit nach und nach die Zweige vom Stamme, warf sie einen nach dem andern in den Kamin und freute sich mit der Jugend am Prasseln der Tannennadeln. Währenddessen bereitete die gütige Hausfrau mit eigentümlicher Anmut den Sylvesterpunsch und setzte die Bowle nahe dem Kamin auf einen kleinen Tisch, an welchem neben Bismarck und seinem Schwager (Arnim) auch ich einen Platz erhielt. Der Minister prüfte den Punsch und sagte dann, zu seinem Schwager gewendet, in ruhigem Tone:

„Die ‚up ewig Ungedeelten' müssen einmal Preußen werden. Das ist das Ziel, nach dem ich steuere; ob ich es erreiche,

steht in Gottes Hand. Aber ich könnte nicht verantworten, preußisches Blut vergießen zu lassen, um einen neuen Mittelstaat zu schaffen, der am Bunde mit den andern immer gegen uns stimmen würde."

Keudell, Fürst und Fürstin Bismarck.

Bismarck an Roon.

21. Januar 1864.

Ich habe das Vorgefühl, daß die Partie der Krone gegen die Revolution verloren ist, weil das Herz des Königs im andern Lager und sein Vertrauen mehr seinen Gegnern als seinen Dienern zugewandt ist ... Ohne Gottes Wunder ist das Spiel verloren, und auf uns wird die Schuld von Mit- und Nachwelt geworfen. Wie Gott will, Er wird wissen, wie lange Preußen bestehen soll. Aber leid ist mir's sehr, wenn es aufhört, das weiß Gott!

Roon, Denkwürdigkeiten.

Bismarck im Landtage am 22. Januar 1864.

Fühlte das preußische Volk wie Sie, so müßte man einfach sagen, der Preußische Staat habe sich überlebt, und die Zeit sei gekommen, wo er anderen historischen Gebilden Platz zu machen habe. So weit sind wir aber noch nicht. Ich erinnere Sie an eine Anekdote, die in früheren Zeiten ... in diesen Räumen häufig zitiert wurde. Es ist das Schreiben König Friedrich Wilhelms I. an ein Mitglied der ostpreußischen Stände bei Einführung der Grundsteuer; er sagt darin, wenn ich mich der Worte richtig erinnere:

„Was ich ruiniere, das ist das nie pozwolam [Veto, „ich verbiete"] der Junker; Ich etabliere die souveraineté comme un rocher de bronce."

Der rocher de bronce steht noch heute fest; er bildet das Fundament der preußischen Geschichte, des preußischen Ruhms, der preußischen Großmacht und des verfassungsmäßigen Königtums. Diesen ehernen Felsen werden Sie nicht zu erschüttern vermögen durch Ihren Nationalverein, durch Ihre Resolution und durch Ihr liberum Veto!

Bismarck und der alte Wrangel.

Juli 1864.

Bismarck erzählt: Unser weitres Zusammengehn mit Österreich war gefährdet zuerst bei dem heftigen Andrang militärischer Einflüsse auf den König, die ihn zum Überschreiten der jütischen Grenze auch ohne Österreich bewegen wollten. Mein alter Freund, der Feldmarschall Wrangel, schickte unchiffriert die größten Injurien gegen mich telegraphisch an den König, in denen inbezug auf mich von Diplomaten, die an den Galgen gehörten, die Rede war. — Wir blieben infolge dieser Episode Jahre hindurch in persönlicher Verstimmung und gingen am Hofe schweigend nebeneinander her, bis bei einer der vielen Gelegenheiten, wo wir Tischnachbarn waren, mich der Feldmarschall, verschämt lächelnd anredete: „Mein Sohn, kannst du gar nicht vergessen?" Ich antwortete: „Wie sollte ich es anfangen, zu vergessen, was ich erlebt habe?" Darauf er nach längerem Schweigen: „Kannst du auch nicht vergeben?" Ich erwiderte: „Von ganzem Herzen." Wir schüttelten uns die Hände und waren wieder Freunde wie in frühern Zeiten.

Gedanken und Erinnerungen.

Gastein.

Am 18. Juli 1864 begab sich Bismarck mit dem König nach Karlsbad. „Dem König", schrieb er an seine Gattin, „geht es sehr gut, der Alsener Schluck aus dem Siegesbecher bekommt ihm noch besser als der Sprudel." König Wilhelm machte sich mit der Erwerbung der Herzogtümer für Preußen vertrauter. Am 21. Juli reiste Bismarck nach Wien zu den Friedensverhandlungen. In Schönbrunn einigten sich die beiden Herrscher von Preußen und Österreich über eine gemeinsame Politik in Deutschland und Europa — nur nicht über Schleswig-Holstein. Anfangs Oktober reiste Bismarck nach Frankreich. Er ging über Bordeaux nach Biarritz und genoß dort das Behagen des Bades. Aus Bordeaux schrieb er

an seine Gattin: „Es ist doch ein Sträflingsleben, was ich in Berlin führe"; aus Biarritz: „Arbeiten will ich gar nicht; wenn man mir Depeschen schickt, so ziehe ich mich in die Pyrenäen zurück." Auf der Rückkehr hatte er in St. Cloud eine Audienz bei Napoleon. Am 28. Oktober war er wieder in Berlin. Am 30. Oktober, dem Tage des Friedens von Wien, verlieh ihm der König den Orden vom Schwarzen Adler. Zu der Unklarheit in dem Verhältnis der beiden deutschen Großmächte über die Herzogtümer trat von neuem die gefährliche Forderung Österreichs, in den Zollverein einzutreten. Bismarck trat für das Versprechen einer unbestimmten Aussicht ein, die preußischen Fachleute und der König aber waren dagegen. Der Preußen freundlicher gesinnte österreichische Ministerpräsident Rechberg wurde geopfert; der feindselige Schmerling trat an seine Stelle. Das Verhältnis zu Österreich spitzte sich immer mehr zu. Österreich und der Deutsche Bund forderten Schleswig-Holstein für den Augustenburger, Österreich im Falle der Annexion durch Preußen eine Entschädigung in Schlesien. Preußen nahm den Kieler Hafen an sich. Bismarck befürwortete im Kronrat vom 29. Mai 1865 die Annexion und den Krieg. Wilhelm konnte sich nicht entschließen. Im Juni und Juli nahm Bismarck mit dem König den Brunnen in Karlsbad. In dieser Zeit wurde die Agitation des Augustenburgers in den Herzogtümern von Österreich und allen Gegnern Preußens in einem für Preußen unerträglichen Grade geschürt. Auf der Reise nach Gastein stellte König Wilhelm Österreich am 21. Juli das Ultimatum, wenn es die demagogischen Umtriebe in den Herzogtümern weiter unterstütze. Noch einmal aber gelang es, die Schwerter in den Scheiden zurückzuhalten. Graf Blome, der österreichische Gesandte in München, schlug die Trennung in der Verwaltung der Herzogtümer (Holstein unter Österreich, Schleswig unter Preußen) bei fortdauerndem gemeinsamem Besitz vor. König Wilhelm und Bismarck gingen darauf ein. Am 14. August kam der Vertrag von Gastein mit jenen Bestimmungen zustande. Lauenburg wurde gegen eine Geldsumme an Preußen überlassen. Bismarck war der Aufschub recht wegen Napoleons und Italiens zweifelhafter Haltung. Der König atmete auf: „Gott sei Dank, das war wenigstens ein unblutiger Sieg!" Am 15. September erhob er Bismarck in den Grafenstand.

König Wilhelm I. an Bismarck.

Nach dem Friedensschluß mit Dänemark verlieh der König Bismarck den schwarzen Adlerorden.

Berlin, 14. November 1864.

... Durch Ihre Unterstützung ist es mir gelungen, Preußen politisch in der Stellung zu befestigen, die ihm die Vorsehung angewiesen hat. Ohne Kampf kein Sieg! ... Möge der schwarze Adler Ihnen meinen Dank bringen und er immer hoch schweben! Ihr treuergebener Wilhelm.

Bismarck an seine Gattin.

Karlsbad, 20. Juli 1864.

[Der König] dankte mir beim Abschied sehr bewegt und mir alles Verdienst zuweisend von dem was Gottes Beistand Preußen wohlgetan hat. Unberufen, Gott wolle uns ferner in Gnaden leiten und uns nicht der eignen Blindheit überlassen. Das lernt sich in diesem Gewerbe recht, daß man so klug sein kann wie die Klugen dieser Welt und doch jederzeit in die nächste Minute geht wie ein Kind ins Dunkle.

Bismarck im Landtage am 2. Juni 1865.

Bismarck sprach von dem erkalteten Flotteneifer der Liberalen. Virchow erwiderte mit Bezug darauf, er wisse nicht „was er von Bismarcks Wahrhaftigkeit zu halten habe".

Ich bin der Anerkennung in sehr geringem Maße bedürftig und gegen Kritik ziemlich unempfindlich. Nehmen Sie immerhin an, daß alles, was geschehen ist, rein zufällig geschah, daß die preußische Regierung daran vollständig unschuldig ist, daß wir der Spielball fremder Intrigen und äußerer Einflüsse gewesen sind, deren Wellenschlag uns zu unserer eigenen Überraschung an der Küste von Kiel ans Land geworfen hat. Nehmen Sie das immerhin an, mir genügt es, daß wir da sind, und ob Sie uns dabei ein Verdienst zuschreiben oder nicht, das ist mir vollständig gleichgültig ...

Er [Virchow] hat uns vorgeworfen, wir hätten, je nachdem der Wind gewechselt hätte, auch das Steuerruder gedreht. Nun frage ich, was soll man denn, wenn man zu Schiffe fährt, anderes tun, als das Ruder nach dem Winde drehn, wenn man nicht etwa selbst Wind machen will. Das überlassen wir anderen. Ich habe aber das Wort nicht deshalb ergriffen, sondern um einen Ausfall gegen meine Person von ganz spezifischem Charakter zu beantworten. Der Referent [Virchow] bemerkt, wenn ich den Bericht wirklich gelesen hätte, so wisse er nicht, was er von meiner Wahrheitsliebe halten solle. Der Herr Referent hat lange genug in der Welt gelebt, um zu wissen, daß er sich damit der technischen und spezialen Wendung bedient hat, vermöge deren man einen Streit auf das rein persönliche Gebiet zu werfen pflegt, um denjenigen, gegen den man den Zweifel an seine Wahrheitsliebe gerichtet hat, zu zwingen, daß er sich persönliche Genugtuung fordert. Ich frage Sie, m. H., wohin soll man mit diesem Tone kommen? Wollen Sie den politischen Streit zwischen uns auf dem Wege der Horatier und Kuriatier erledigen? Es ließe sich davon reden, wenn es Ihnen erwünscht ist.

Virchow sagte, er habe seinen Worten nichts hinzuzufügen; Bismarck: „Es wird mir lieb sein, wenn ich diese Beleidigung im stenographischen Bericht nicht wiederfinde!“ — Virchow: er könne nichts zurücknehmen. Am 3. Juni übersandte Bismarck dem Abgeordneten Virchow eine Pistolenforderung. Der Präsident des Hauses sprach die dringende Erwartung aus, Virchow werde sich nicht schlagen. Roon legte den Streitfall bei. Am 25. Dezember 1865 schrieb Bismarck an den Gutsbesitzer André Roman: „Was die Virchowsche Sache anbelangt, so bin ich über die Jahre hinaus, wo man in dergleichen von Fleisch und Blut Rat annimmt. Wenn ich mein Leben an eine Sache setze, so tue ich es in demjenigen Glauben, den ich nur in langem, schwerem Kampfe, aber in ehrlichem und demütigem Gebete vor Gott gestärkt habe, und den mir Menschenwort, auch das eines Freundes im Herrn und eines Dieners seiner Kirche nicht umstößt.“

Bismarck an Moritz von Blanckenburg.

Karlsbad, 18. Juli 1865.

Ich habe bei der Hitze übermächtig zu tun, und die Sachen gehen faul, vom Standpunkt des friedliebenden Diplomaten gesehn. Die Firma Halbhuber-Augustenburg [Vertreter Österreichs in Holstein] treibt es in den Herzogtümern so, daß wir werden nächstens einseitig Gewalt anwenden müssen, um die Basis des Wiener Friedens und die Anwendung der geltenden Landesgesetze herzustellen. Das wird in Wien böses Blut machen und dann hängt sich Gewicht an Gewicht bis zum vollen Bruch. Es ist nicht was ich wünsche, aber Oesterreich läßt uns nur die Wahl, in Holstein zum Kinderspott zu werden. Dann schon lieber Krieg, der bei einer solchen Oesterreichischen Politik doch nur eine Zeitfrage bleibt.

Bismarck zum bayrischen Minister v. d. Pfordten.

Salzburg, 23. Juli 1865.

Hr. v. Bismarck eröffnete die Unterredung mit der Erklärung, daß seiner festen Überzeugung nach der Krieg zwischen Österreich und Preußen sehr wahrscheinlich und unmittelbar bevorstehend sei ... Es handle sich ... um ein Duell zwischen Preußen und Österreich allein, und es werde eine verhältnismäßig geringe Interessensumme in Mitleidenschaft gezogen werden, wenn das übrige Deutschland den passiven Zuschauer dieses Duells abgebe. Das könne es mit voller Beruhigung: Preußen habe niemals daran gedacht, und denke auch noch jetzt nicht daran, sein Machtgebiet über die Mainlinie hinaus zu erstrecken. Lange werde übrigens die Entscheidung nicht auf sich warten lassen. Österreich sei weder gerüstet, noch habe es die Mittel, sich zu rüsten. Ein einziger Stoß, eine Hauptschlacht — und Preußen werde in der Lage sein, die Bedingungen zu diktieren.

Hahn, Bismarck.

Bismarck in Gastein, August 1865.

Mitteilung Bismarcks an den württembergischen Minister von Mittnacht.

Der damalige österreichische Unterhändler Graf Blome habe gerne Quinze gespielt und behauptet, aus dem Verhalten eines Spielers seinen Charakter zu erkennen; er, Bismarck, habe darauf absichtlich wagehalsig gespielt und ein paar hundert Taler verloren; tags drauf habe Blome abgeschlossen. — In Böckstein haben in jener Zeit Bismarck und die anwesenden Generale mit König Wilhelm gespeist; er habe vorgeschlagen, den König bei seinem Erscheinen wie Macbeth zu begrüßen: Heil dir, Than von Lauenburg, Than von Kiel, Than von Schleswig! Der so begrüßte und überraschte König habe aber den Scherz nicht sogleich verstanden und dann erst seines Shakespeares sich erinnert.

Mittnacht, Erinnerungen an Bismarck.

Bismarck an seine Gattin.

Gastein, 14. August 1865.

Graf Blome ist wieder hier, und wir arbeiten eifrig an Erhaltung des Friedens und Verklebung der Risse im Bau. Um nicht zu eifrig zu erscheinen, habe ich vorgestern einen Tag der Jagd gewidmet ... Diesmal habe ich wenigstens ein Böckchen geschossen, mehr aber auch nicht gesehen während der drei Stunden, wo ich mich regungslos den Experimenten der verschiedensten Insekten preisgab, und die geräuschvolle Tätigkeit des unter mir fließenden Wassersturzes mich die tiefe Begründung des Gefühls erkennen ließ, welches irgend jemandem vor mir den Wunsch entriß: Bächlein, laß dein Rauschen sein.

Ischl, 21. August 1865.

Grüße das Kind [Marie], welches uns hier vor 18 Jahren noch unbekannt war, und danke Gott mit mir für alles, was er uns seitdem Gutes getan hat, daß ich aus der Wüste des politischen Lebens im Geiste nach dem häuslichen Herde

blicken kann, wie der Wanderer in böser Nacht das Licht der Herberge schimmern sieht. Gott erhalte es so bis zur Einkehr!

König Wilhelm I. an Bismarck.

Berlin, 15. September 1865.

Mit dem heutigen Tage vollziehet sich ein Akt, die Besitzergreifung des Herzogthums Lauenburg, als eine Folge meiner, von Ihnen mit so großer und ausgezeichneter Umsicht und Einsicht befolgten Regierung. Preußen hat in den vier Jahren, seit welchen ich Sie an die Spitze der Staats-Regierung berief, eine Stellung eingenommen, die seiner Geschichte würdig ist und demselben auch eine fernere glückliche und glorreiche Zukunft verheißt. Um Ihrem hohen Verdienste, dem ich so oft Gelegenheit hatte, meinen Dank auszusprechen, auch einen öffentlichen Beweis desselben zu geben, erhebe ich Sie hiermit mit Ihrer Descendenz in den Grafen Stand, eine Auszeichnung, welche auf immerhin beweisen wird, wie hoch ich Ihre Leistungen um das Vaterland zu würdigen wußte.

Ihr wohlgeneigter König Wilhelm.

Graf Bismarck im Winter 1865/1866.

Dieſt-Daber erzählt: Bismarck stand traurig isoliert da. Denn der König konnte zu keinem festen Entschluß kommen, die Königin, der Kronprinz, ein großer Teil der Hofgesellschaft waren mit Bismarcks Weg nicht einverstanden, Bayern trat immer mehr auf Österreichs Seite, die große Majorität des Abgeordnetenhauses, die Presse, die öffentliche Meinung widerstanden dem Plane Bismarcks, ja auch viele seiner konservativen Freunde, der Präsident v. Gerlach an der Spitze, sagten ihm die Freundschaft auf, falls er einen „Bruderkrieg zwischen Deutschen und Deutschen" entzünden wollte. Bismarcks Lage war geradezu tragisch, und so fragte er auch einmal kurz vor dem Ausbruche des Krieges seinen

Unterstaatssekretär Thile, ob auch er ihn verlassen wolle, nachdem er schon von so vielen verlassen sei. Thile aber beantwortete ihm diese Frage mit einem festen Nein; er werde doch nicht, selbst wenn der Krieg unglücklich verlaufen sollte, die Rolle der Ratte übernehmen, welche das lecke Schiff verläßt ... Mir aber sagte damals Bismarck selbst: „Das weiß ich wohl, daß ich im Falle eines verlorenen Krieges von den Preußen und Deutschen gesteinigt werde!"

Dieß-Daber, Leben eines Glücklichen.

Der Deutsche Krieg.

Moltke sagt von dem Entscheidungskampf zwischen Preußen und Österreich: „Der Krieg von 1866 ist nicht aus Notwehr gegen die Bedrohung der eigenen Existenz entsprungen; es war ein im Kabinett als notwendig erkannter, längst beabsichtigter und ruhig vorbereiteter Kampf nicht für Ländererwerb, Gebietsabtretung oder materiellen Gewinn, sondern für ein ideales Gut — für Machtstellung." Preußen war der Angreifer, Otto von Bismarck der Urheber dieses Krieges. Aber er brach ihn nicht vom Zaune. Sollte sein Werk gelingen, dann mußte er die unversöhnbaren Gegensätze reifen lassen, er mußte aber auch seinen königlichen Herrn mit dessen voller Entschlußkraft, er mußte zum wenigsten das preußische Volk hinter sich haben, und er mußte jetzt schon Sorge tragen, daß nach dem Kriege Deutschland in der Sache Preußens seine eigene erblicken durfte. Vor allem aber mußte er das Ausland in Neutralität erhalten und sich nach einem Bundesgenossen umsehen. Bismarck reiste am 30. September 1865 „in hetzjagender Abreise" mit Gattin und Tochter, deren beider Gesundheit erschüttert war, nach Biarritz „zum Besuch des französischen Ministers Drouyn de Lhuis", in Wahrheit, um Napoleon III. zu beruhigen. Schon am 4. Oktober langte er am Fuß der Pyrenäen an. Es gelang ihm, Napoleon in vorsichtig-kühnen Verhandlungen für die Ausdehnung Preußens in Norddeutschland zu gewinnen. „Ich treibe jetzt auswärtige Politik, wie ich früher auf die Schnepfenjagd ging, und setze nicht eher den Fuß vorwärts, als bis

ich den Bülten, auf den ich treten will, als sicher und tragfähig erprobt habe." Und weiter: Bismarck knüpfte von neuem mit Italien an. In Wien erfuhr man von diesen Verhandlungen durch den französischen Minister selbst, und die Umtriebe in Holstein gegen Preußen setzten in verschärftem Maße ein. Denn von dem holsteinischen Besitz hatte Österreich fast nur den Vorteil, daß es den Augustenburger gegen Preußen ausspielen konnte.

Unerhörte Anspannungen erschütterten die Kraft Bismarcks. „Wie Jakob bei Laban" hatte er dem König gedient, um ihn für diesen Entscheidungskampf zu gewinnen. Und nun wurde er gelähmt durch Intrigen am Hofe, deren Mittelpunkt die Königin selbst war, durch die Bedenklichkeit des Königs, durch dessen Widerwillen gegen den Krieg, endlich durch Krankheit. Er könne „diese entsetzliche Friktion" nicht länger ertragen, klagte er dem treuen Roon. Sein Genius, der dem König und dem Heer in den ruhmvollen Kampf mit Dänemark vorangeleuchtet, hatte dem deutschen Volke durch die Eroberung der Nordmark den Weg gewiesen zur Verwirklichung der nationalen Idee. Aber immer noch lag er in erbittertem Streit mit dem Parlament und mit der öffentlichen Meinung in Preußen, die im Grunde doch mit ihm das nämliche Ziel wollte. Und noch fester zog Bismarck das reaktionäre Visier an. Im Januar und Februar 1866 schlug der Konflikt mit dem Landtag in helle Flammen aus. Bismarck behandelte die Opposition gereizter und verletzender als je. Er sah sein Verdienst verkannt, sein Werk verdächtigt, seine Person herabgesetzt. Immer lauter erhob sich der Ruf in Deutschland gegen den heranziehenden „Bürgerkrieg", den „Bruderkrieg". Das ganze deutsche Volk schied sich in zwei Lager. Noch einmal scharte sich der deutsche Partikularismus gegen den Norden um das Haus Habsburg. Denn nicht mehr Bismarck allein, sondern das verhaßte Preußen selbst erschien als der eigentliche Feind deutscher Einheit und Freiheit. Bismarck ging seinen Weg in vielen Krümmen. Während er Österreich der Demagogie in den Herzogtümern anklagte, ermutigte er den ungarischen Aufstand und verband sich mit dem national-revolutionären Italien. Schon im März 1866 hatte Österreich zu rüsten begonnen. Im nämlichen Monat verstärkte Preußen seine Grenztruppen. Am 8. April schloß Bismarck mit Italien ab. Am 9. April ließ er am Deutschen Bunde den Antrag auf Berufung eines deutschen Nationalparlamentes einbringen und legte so das Feuer an das morsche Haus. Die Botschaft von der Nationalvertretung aus dem Munde des Erzreaktionärs erregte nur Unglauben und Hohn.

— Noch einmal drohte aber eine künstlich erregte Friedenswelle das mühselig vorbereitete Werk hinwegzuschwemmen. Die Krisis erreichte ihren Höhepunkt. Bismarck stand vor dem Zusammenbruch seiner Kraft. Da kamen ihm Italiens Rüstungen zu Hilfe. Österreich blieb in Waffen stehen. Und es drängte selbst zum Kriege. Nach schwerem Kampf entrang Bismarck seinem Herrn den Entschluß zum Kriege. Am 23. April gewann er das Spiel. „Otto ist darüber fast gesund geworden", schreibt Roon. Die Königin von Preußen verließ mit offenem Protest Berlin. Der König aber befestigte sich immer mehr in seiner Entschließung. „Ich weiß es, sie sind alle gegen mich, alle! Aber ich werde selbst an der Spitze meiner Armee den Degen ziehen und lieber untergehen, als daß Preußen diesmal nachgibt!" Die Erinnerung an Olmütz saß wie ein Stachel in seinem Herzen: „Sie mögen Manteuffel sagen," schrieb er an Bismarck, „daß, wenn ein Preuße jetzt mir Olmütz in die Ohren raunt, ich sofort die Regierung niederlege!" Die Feinde Bismarcks schäumten. Am 7. Mai 1866 schoß Cohen-Blind unter den Linden auf den Minister. Wie durch ein Wunder blieb er erhalten. Es gab kein Zurück mehr. „Man muß Preußen in seine Teile zerschlagen", hieß es in Wien. Und ein schwäbischer Minister rief: „Wehe den Besiegten!" Bismarck richtete sich in seiner ganzen Größe auf. Er kannte den Einsatz des Spieles: die Krone, das Heer, die ganze Macht Preußens. Er blieb angesichts des Kampfes auf Tod und Leben, in den er das preußische Volk schickte, der ungeheuern Verantwortung gewachsen. Sein scharfer Blick für die wirkliche Macht verließ ihn nicht angesichts des Sturmes der entrüsteten Volksstimmung: „Man schießt nicht mit öffentlicher Meinung auf den Feind, sondern mit Pulver und Blei." — Über dem Schicksal der Elblande brach der Krieg aus. Österreich stellte den Streit um die Herzogtümer dem Deutschen Bunde und seiner gefügigen Mehrheit anheim. Nun führte Bismarck Schlag auf Schlag am Bund und in der Presse. General Edwin von Manteuffel rückte in Holstein ein. Bismarck erklärte die Sache der Herzogtümer für untrennbar von der deutschen Frage, er sandte seine eigene Bundesreform aus, er forderte den Ausschluß Österreichs aus dem Deutschen Bunde. Die Mehrheit stand zum Kaiserstaat und beschloß am 14. Juni die Mobilmachung des Bundesheeres. Preußen trat aus dem Bunde aus. Bismarck öffnete den deutschen Staaten das Tor zu dem neuen Bunde — nur wenige durchschritten es. Preußens Nachbarn sollten ihre Politik bitter büßen. Der Kampf um die Macht in Deutschland brach an. „Wenn wir geschlagen werden," sagte Bismarck am 14. Juni zu Lord Loftus, „kehre

ich nicht hieher zurück. Ich werde beim letzten Angriff fallen. Man kann nur einmal sterben, und es ist besser sterben als geschlagen sein."

Vor dem Ernst und der Gefahr der Stunde schwieg der Hader. Das preußische Volk mit Ausnahme weniger Kreise vollzog in sich selbst den Umschwung. Und Bismarck erlebte vor der Abreise des Königs die begeisterten Huldigungen, die auch ihm galten. Bismarck hatte die Souveräne von Nassau, Kurhessen, Hannover und Sachsen am 15. Juni zur Neutralität aufgefordert und ihnen ihr Schicksal nach dem Siege Preußens klar angekündigt. Sie blieben auf dem Kriegsfuß. Am 16. Juni rückten preußische Truppen in Sachsen, Hannover und Kurhessen ein. Der ganze radikale Süden wetteiferte in Haß- und Rachereden mit der Wiener Presse. Bayern konnte nur 45 000 Mann aufstellen, Württemberg nur 3 Brigaden; Baden, das ungern in den Krieg ging, desgleichen. Das Bundesheer büßte jetzt seine alte Widerspenstigkeit gegen die so oft vorgeschlagenen Reformen. Schon am 29. Juni kapitulierten die Hannoveraner bei Langensalza. Am 24. Juni war das italienische Heer bei Custozza von den Österreichern geschlagen worden. Das preußische Heer aber schritt über die Schlachtfelder von Nachod, Skalitz, Gitschin und Schweinschädel der Entscheidungsschlacht entgegen. Am 30. Juni begab sich Graf Bismarck mit dem Hauptquartier nach Böhmen. Am 3. Juli brach das Hauptheer Österreichs bei Königgrätz zusammen. Bismarck nahm an der Seite des Königs an der Schlacht teil. Die Kunde von dem Sieg der preußischen Armee flog durch Europa und machte einen ungeheuern Eindruck. Das Heer, um welches in Preußen der erbitterte Verfassungskampf entbrannt war, der König und seine Ratgeber waren glänzend gerechtfertigt. Im Vatikan wirkte die Nachricht vom Fall der katholischen Vormacht niederschmetternd. „Die Welt bricht zusammen", rief ein Kardinal. Fortan stand dies mit dem „Räuberfürsten" Viktor Emanuel verbündete Preußen in den Augen des Vatikans „im Stande der unverzeihlichen Todsünde". Bismarck aber hatte nun sein schwerstes Werk zu tun. Er mußte die Früchte des Sieges gegen eine Welt von Widerständen unter Dach bringen. Denn mit dem Aufstieg Preußens erhob sich der alte Neid des Auslandes.

Bismarck zum Grafen Karolyi.

7. Februar 1866.

Preußens Beziehungen zu Österreich seien anstatt des intimen Charakters, den sie während der letzten Jahre angenommen, auf denselben Standpunkt zurückgeführt, auf dem sie vor dem Dänischen Kriege gewesen, nicht besser, aber auch nicht schlimmer, als zu jeder fremden Macht.

Sybel, Reichsgründung.

Roon an Moritz von Blankenburg.

26. März 1866.

Unser Freund Otto B[ismarck] in herkulischer Tag- und Nacht-Arbeit nervös abgenutzt, in seinem grandiosen Bedürfnis nach Erstattung verbrauchter Kräfte voll rücksichtsloser Ansprüche an seine Verdauungsorgane, hat jetzt mit der Rebellion seines bis dahin treuesten und gehorsamsten Untertanen, seines Magens, zu kämpfen. Er litt vorgestern an so heftigen Magenkrämpfen und war gestern infolgedessen so außerordentlich herabgestimmt, so reizbar und verärgert — angeblich um Kleinigkeiten —, daß ich auch heute noch nicht ohne Besorgnis bin, da ich weiß, was auf dem Spiele steht, und daß er gerade jetzt alle Kräfte seiner Seele, ungestört von körperlichen Einflüssen, dringend bedarf.

Roon, Denkwürdigkeiten.

Bismarck an den König Wilhelm I.

In der Kreuzzeitung waren Artikel über die Quertreibereien des Herzogs Ernst von Coburg-Gotha erschienen. Der König bat Bismarck in einem erregten Billett, „dem Unwesen gegen den Herzog ein Ende zu machen". Bismarck gestand dem Könige, diese Artikel in der Hauptsache selbst veranlaßt zu haben und wies den König auf seine gefährliche Langmut gegen die von Coburg ausgehenden Feindseligkeiten hin.

Berlin, 7. April 1866.

... Eure Majestät werden an meiner Hingebung und an meinem Gehorsam keinen Zweifel haben; erwarten Allerhöchst-

dieſelben aber nicht das Uebermenſchliche von mir, daß ich ruhigen Blutes jederzeit bleibe, wenn ich ſehn muß, wie mir der ſchwere, ich darf wohl ſagen aufreibende Dienſt, der mir obliegt, abſichtlich erſchwert wird durch die Ungnade ſolcher hochgeſtellter Perſönlichkeiten, denen das Gelingen Preußiſcher Politik, denen der Ruhm Eurer Majeſtät und des Königlichen Hauſes nach menſchlicher Erwartung mehr als Allen am Herzen liegen ſollte. Und weshalb trifft mich dieſe unverſöhnliche Ungnade, dieſer Kampf gegen mächtige Einflüſſe, den ich auf jedem Schritte der mühevollen Bahn zu beſtehn habe? Nur weil ich mich nicht dazu verſtehe zweien Herrn zu dienen, andre Politik als die Eurer Majeſtät zu machen, andern Einflüſſen als den Befehlen Eurer Majeſtät Rechnung zu tragen.

... Verzeihen Eure Majeſtät, wenn mich in dieſen Kämpfen das Gefühl, ungerecht angegriffen zu werden aus dem einzigen Grunde, weil ich meine Pflicht gegen Eure Majeſtät ohne Seitenblicke zu erfüllen ſuche, die Ruhe verlieren läßt, die ich ſelbſt gern bewahren möchte.

Roon an Profeſſor Perthes.

Berlin, 22. April 1866.

Unſere Angelegenheiten gehen und ſtehen gut, und ich zweifle nicht, daß unſre Wege zu erwünſchten Zielen führen unter der Vorausſetzung, daß Graf Bismarcks Geſundheit ihn nicht lahm legt. Das freilich hieße nach meiner Überzeugung die Schlacht von Kolin zum zweitenmal verlieren, und wir müßten eben uns wie gute Chriſten beſcheiden, daß Preußens Größe nicht in Gottes Plänen liegt.

Roon, Denkwürdigkeiten.

Roon an Moritz von Blankenburg.

Berlin, 25. April 1866.

... Außerdem will ich Dir zu Deiner Beruhigung mitteilen, daß ich ſeit Montag wieder an des Königs Zuverſicht

glaube, seitdem ich Veranlassung zu der allerschärfsten und schneidigsten Aussprache gegeben über das was wir wollen und das was wir entschieden nicht wollen. Otto [Bismarck] ist darüber fast gesund geworden, hat wenigstens zwei Nächte hintereinander gut und viel geschlafen, und man kann wieder hoffen, daß es bald wieder gut mit ihm gehen werde, besonders wenn er das nächtliche Arbeiten aufgeben wollte.

Roon, Denkwürdigkeiten.

Das Blind'sche Attentat vom 7. Mai 1866.

Ferdinand Cohen-Blind war ein Stiefsohn des Achtundvierzigers Karl Blind, der in London lebte. Er tötete sich im Gefängnis.

Es war am 7. Mai 1866, nachmittags nach fünf Uhr, als Bismarck auf seinem ersten Ausgange nach schwerer Krankheit, vom Vortrag beim König zurückkehrend, die mittlere Allee Unter den Linden hinaufschritt; ungefähr dem Hotel der kaiserlich russischen Gesandtschaft gegenüber hörte er hinter sich rasch aufeinander zwei Schüsse fallen; wie sich nachher zeigte, hatte ihn die eine Kugel in der Seite gestreift. Bismarck wendete sich hart um und sah einen jungen Menschen vor sich, der zum drittenmal den Revolver zum Schuß erhob. Bismarck trat rasch auf den Menschen zu und faßte ihn am rechten Handgelenk und an der Kehle, bevor er aber an ihn heran war, feuerte dieser den dritten Schuß ab, es war ein Prellschuß an der rechten Schulter, den Bismarck noch lange fühlte; dann wechselte der Verbrecher den Revolver blitzschnell in die linke Hand und feuerte so in nächster Nähe noch zwei Schüsse auf den Ministerpräsidenten ab. Der eine Schuß ging durch eine rasche Wendung fehl, so daß er nur den Rock verbrannte; der andere aber hatte getroffen, und in diesem Augenblick glaubte sich Bismarck zum Tode verwundet, denn er fühlte, daß eine der Kugeln gerade auf der Rippe aufschlug. Wahrscheinlich hat die Rippe gefedert, wie man beim Rotwild sagt, d. h. sie hat elastisch nachgegeben. Bismarck überwand rasch das Gefühl der Schwäche, das ihn infolge der Erschütterung des Rückgrats durch die getroffene

Rippe auf einen Moment angekommen, er übergab den Verbrecher, den er mit eiserner Faust festgehalten, Offizieren und Mannschaften vom ersten Bataillon des zweiten Garderegiments zu Fuß, welches eben die Straße heruntermarschiert kam, und schritt seinem Hotel in der Wilhelmstraße zu, welches er glücklich erreichte, bevor die Kunde von dem Attentat dorthin gedrungen war.

Heseliel, Graf Bismarck.

Am 9. Mai 1884 führte Fürst Bismarck nach einer Rede Eugen Richters folgendes aus: „Wer die Zeit damals miterlebt und mit so viel Interesse studiert hat, wie mir der damalige Vorgang einflößte, wird gesehen haben, wie die sämtlichen fortschrittlichen Blätter damals nach dem Attentate für Blind Partei nahmen und vor sittlicher Entrüstung darüber, daß ich mich nicht hätte von dem Manne erschießen lassen, sich nicht fassen konnten. Sie warfen mir vor, ich trage ein Stahlhemd — ich wollte, ich wäre stark genug dazu — und die höhnischsten Karikaturen über den Mordanfall wurden überall an den Schaufenstern von der Polizei geduldet . . . Bekannt ist der Kultus, der mit der Leiche Blinds im Polizeipräsidium damals getrieben wurde. Namhafte Frauen . . . bekränzten sie mit Lorbeer und Blumen.“ Der Abgeordnete Eugen Richter bestritt dem Reichskanzler die Richtigkeit seiner Erinnerung. Fürst Bismarck blieb dabei und verhieß, in der K. Bibliothek und sonst noch nachforschen zu lassen. Aber er erinnere sich ganz genau eines Spottbildes aus jenen Tagen. „Das Bild war so dargestellt: Ein heldenmütiger Mann — er hatte die Physiognomie von Wilhelm Tell, dem Schweizer Helden — fällt mich von vorn an (während Blind von hinten auf mich schoß) — und feuert mir ins Gesicht. Ich stehe bestürzt da, mein Hut fällt mir vom Kopfe, der Satan schiebt eine Kralle zwischen uns und spricht, indem er die Kugel auffängt: Der gehört mir! Von den Namen, die der Herr Vorredner verlangt, kenne ich nur einen. Wie soll ich nach achtzehn Jahren noch alles von diesen Lumpereien und Gemeinheiten wissen. Einen Namen weiß ich aber noch, der war Lewald [Fanny Lewald]. Da es sich um Damen handelt, so übergehe ich alles andere.“

Graf Bismarck nach dem Attentat.

Keudell erzählt: Als abends der kleine Kreis der Hausfreunde wieder versammelt war, meldete ein Diener, daß vor dem Hause große Menschenmassen sich bewegten. Man ging

in den chinesischen Saal und öffnete die Fenster nach der Straße. Über die Stimmung des Berliner Volkes war früher Erfreuliches nicht bekannt geworden; jetzt aber ertönte unaufhörlich der Ruf: „Bismarck hoch!" Er sprach aus dem Fenster mit erhobener Stimme ungefähr folgende Worte: „Meine Herren und Landsleute, herzlichen Dank für diesen Beweis Ihrer Teilnahme. Für unsern König und das Vaterland das Leben zu lassen, ob auf dem Schlachtfelde oder auf dem Straßenpflaster, halte ich für ein hohes Glück und erflehe von Gott, daß mir ein solcher Tod vergönnt sei. Für jetzt hat Er es anders gewollt; Gott hat gewollt, daß ich noch lebendig meinen Dienst tun soll. Sie teilen das patriotische Gefühl mit mir und Sie werden gern mit mir rufen: Seine Majestät, unser König und Herr, er lebe hoch!" Die Folge des Attentats war eine gehobene Stimmung Bismarcks. Mehrmals hatte ich den Eindruck, daß er sich jetzt als Gottes „auserwähltes Werkzeug" fühlte, um seinem Vaterlande Segen zu bringen. Ausgesprochen aber hat er das nicht.

Keudell, Fürst und Fürstin Bismarck.

Bismarck erhielt aus Anlaß des Attentats Glückwunschadressen mit nahe an 300000 Unterschriften, 1400 Depeschen und etwa 700 Briefe.

Graf Bismarck zu dem Franzosen Vilbort.

Vilbort, Korrespondent des Siècle, erzählt: „Als ich jenes Kabinett betrat, in dem der Frieden Europas wie an einem Faden hing, . . . erblickte ich einen Mann von hoher Gestalt und lebhaft bewegtem Gesicht; auf seiner hohen, breiten und glatten Stirn entdeckte ich nicht ohne Erstaunen sehr viel Wohlwollen, gepaart mit Beharrlichkeit. Herr von Bismarck ist blond, sein Haar auf dem Scheitel nur spärlich; er trägt einen militärischen Schnurrbart, und in seiner Rede ist mehr soldatische Kürze als diplomatische Vorsicht. Dabei ist er auch ganz der große Herr und Hofmann, der mit allen Reizen der ausgesuchtesten Höflichkeit gewappnet ist."

10. Juni 1866.

Vor sechzehn Jahren lebte ich als Landedelmann, als der Wille des Königs mich als Bundestagsgesandten nach Frankfurt berief. Ich war auferzogen in der Bewunderung, ich

möchte sagen, im Kultus der österreichischen Politik. Ich brauchte nicht viel Zeit, um meine Jugendirrtümer über Österreich los zu werden, und ich wurde sein erklärter Gegner. Die Erniedrigung meines Landes, die Aufopferung Deutschlands für fremde Interessen, eine hinterhältige und treulose Politik, das alles war nicht geeignet, mir zu gefallen. Ich wußte nicht, daß ich in Zukunft eine Rolle spielen sollte; aber damals faßte ich den Entschluß, den ich jetzt auszuführen im Begriffe bin, Deutschland von dem Joche Österreichs zu befreien, wenigstens den Teil desselben, der nach Geist, Religion, Sitten und Interessen an die Geschicke Preußens gebunden ist, ich meine Norddeutschland. Um dieses Ziel zu erreichen, trotze ich allem, dem Exil und selbst dem Schafott. Und zum Kronprinzen, der durch Erziehung und Geistesrichtung mehr ein Mann der parlamentarischen Regierung ist, habe ich gesagt: was liegt daran, wenn man mich aufhängt, wenn nur mein Strick Ihren Thron fester mit diesem Norddeutschland verbindet.

Dilbort, Das Werk Bismarcks.

Heinrich von Treitschke über Bismarck.

In den Gedanken und Erinnerungen sagt Bismarck über seinen von Treitschke beredeten Antrag eines Nationalparlaments am Bunde:

„Im Hinblick auf die Notwendigkeit, im Kampfe gegen eine Übermacht des Auslands im äußersten Fall auch zu revolutionären Mitteln greifen zu können, hatte ich auch kein Bedenken getragen, die damals stärkste der freiheitlichen Künste, das allgemeine Wahlrecht, schon durch die Zirkulardepesche vom 10. Juni 1866 [an die Staaten des Deutschen Bundes] mit in die Pfanne zu werfen, um das monarchische Ausland abzuschrecken, die Finger in unsre nationale omelette zu stecken."

Juni 1866.

Es war ein befremdendes, fast unheimliches Schauspiel, wie der Gedanke der deutschen Einheit so plötzlich aus dem Dunkel unter das unbereitete Volk hinaustrat und die größte politische Idee des Jahrhunderts fast wie ein Fechterstreich in einem diplomatischen Turnier erschien. Tausende riefen bei

dem unerwarteten Anblick: „nicht also, wie der Geist, den man anruft in der Not, sondern reiflich vorbereitet durch ein verfassungstreues Regiment in Preußen und darum getragen von dem festen Willen des preußischen und empfangen von der jubelnden Zustimmung des deutschen Volkes, sollte der Gedanke, den die Nation seit Jahren im Herzen trägt, die Bühne der praktischen Politik beschreiten!" In der Tat haben die jüngsten Schritte des Grafen Bismarck die alten Schwächen seiner Politik sehr deutlich offenbart. Er besitzt, bei aller Kühnheit und Beweglichkeit seines Geistes, ein sehr geringes Verständnis für die sittlichen Kräfte des Völkerlebens. Diese Mißachtung der Ideen ist ihm gekräftigt worden durch die Verirrungen der öffentlichen Meinung in den letzten Jahren, da der Idealismus der Nation sich in Phrasen verflüchtigte. Heute wird dem Berliner Kabinett die Erfahrung, daß ein ganzes Volk den jähen Sprüngen eines geistreichen Kopfes nicht zu folgen vermag und ein tiefeingewurzeltes, auf Tatsachen begründetes Mißtrauen nicht über Nacht aufgibt. Wie betäubt schaute die Nation der plötzlichen Wendung der preußischen Staatskunst zu.

Treitschke Der Krieg und die Bundesreform.

Der Minister von Bethmann-Hollweg an Wilhelm I.

Bethmann-Hollweg gehörte zu den Altliberalen und war ein Gegner Bismarcks.

Hohen-Finow, 15. Juni 1866.

Jede Verständigung ist unmöglich, so lange der Mann an Ew. Majestät Seite steht, Ihr entschiedenstes Vertrauen besitzt, der dieses Ew. Majestät bei allen anderen Mächten geraubt hat. Legen Ew. Majestät die auswärtigen Angelegenheiten, also die Verhandlungen mit dem Auslande, in die Hände eines Mannes, der durch und durch Preuße und deshalb unfähig ist, Preußens Ehre etwas zu vergeben, aber imstande, dies Vertrauen wiederzugewinnen ... Aber es ist die elfte Stunde, und sind einmal die blutigen Würfel gefallen, so ist es zu spät!

Bismarck an seine Gattin.

Sichrow, 1. Juli 1866.

Wir sind heute von Reichenberg aufgebrochen, eben hier eingetroffen ... Die ganze Reise war eine gefährliche, und ich bin froh, keine Verantwortung dafür zu haben. Die Östreicher konnten gestern, wenn sie Kavallerie von Leitmeritz geschickt hätten, den König und uns alle aufheben ... Jitschin ist gestern von uns mit Bajonett genommen ... Hitze furchtbar, Zufuhr von Proviant schwer. Unsere Truppen leiden von Mattigkeit und Hunger. Im Lande bis hier nicht viel Spuren des Krieges, außer zertretenen Kornfeldern. Die Leute fürchten sich nicht vor den Soldaten, stehen mit Frau und Kind im Sonntagsstaat vor den Türen und wundern sich. In Trautenau haben die Einwohner 20 wehrlose Hoboisten von uns ermordet ... Die Täter in Glogau vor Kriegsgericht. Bei Münchengrätz hat ein Brennereibesitzer 26 unserer Soldaten in Spirituskeller gelockt, betrunken gemacht, angezündet. Brennerei gehörte einem Kloster. Außer dergleichen erfahren wir bisher hier weniger als in Berlin.

Graf Bismarck in der Schlacht von Königgrätz am 3. Juli 1866.

Keudell erzählt: In den Morgenstunden war das Gefolge des Königs links von der Heerstraße Horsitz-Sadowa in weit auseinanderstehende Gruppen verteilt. Unweit des Kriegsherrn, welchen Moltke, Roon und Alvensleben umgaben, hielt Bismarck auf einem riesengroßen Fuchs. Wie er im grauen Mantel hoch aufgerichtet dasaß und die großen Augen unter dem Stahlhelm glänzten, gab er ein wunderbares Bild, das mich an kindliche Vorstellungen von Riesen aus der nordischen Urzeit erinnerte.

*

Bismarck ritt an Moltke heran und fragte: „Wissen Sie, wie lang das Handtuch ist, dessen Zipfel wir hier gefaßt haben?“

„Nein," sagte Moltke, „genau wissen wir es nicht; nur, daß es wenigstens drei Korps sind, vielleicht ist es die ganze österreichische Armee."

*

Roon zu Bismarck nach dem Siege: Bismarck! Diesmal hat uns der brave Musketier noch einmal herausgerissen.

*

Gespräch mit dem Badegast Wellmer in Putbus.

Bismarck erzählt: „Bei Königgrätz hatte ich nur noch eine einzige Zigarre in der Tasche, und die hütete ich während der ganzen Schlacht wie ein Geizhals seinen Schatz. Ich gönnte sie mir nämlich augenblicklich selber noch nicht. Mit blühenden Farben malte ich mir die wonnige Stunde aus, in der ich sie nach der Schlacht in Siegesruhe rauchen wollte. Aber ich hatte mich verrechnet ..." Wellmer: „Und wer machte Ihnen einen Strich durch die Rechnung?" Bismarck: „Ein armer Dragoner. Hilflos lag er da, beide Arme waren ihm zerschmettert, und er wimmerte nach einer Erquickung. Ich suchte in allen Taschen nach — fand nur Gold — und das nutzte ihm nichts ..., doch halt, ich hatte ja noch eine kostbare Zigarre! Die rauchte ich ihm an und steckte sie ihm zwischen die Zähne! ..., das dankbare Lächeln des Unglücklichen hätten Sie sehen sollen ..., so köstlich hat mir noch keine Zigarre geschmeckt, als diese, die ich — nicht rauchte!"

*

„Ich habe einen Revolver nur einmal mit wirklichem Bedauern vermißt. Es war gleich nach der Schlacht bei Königgrätz. Ich ritt einsam über das Leichenfeld ... Da sehe ich vor mir ein armes schönes Pferd, beide Hinterfüße sind ihm durch eine Granate fortgerissen. So stemmte es sich zitternd und jämmerlich wiehernd auf die Vorderfüße und schaute mich mit großen, nassen Augen wie hilfeflehend an; da wünschte ich mir eine Kugel, sie der armen Kreatur ins Herz zu jagen."

Graf Bismarck an seine Gattin.

Hohenmauth, Montag, 9. Juli 1866.

Weißt Du noch, mein Herz, wie wir vor 19 Jahren auf der Bahn von Prag nach Wien hier durch fuhren? Kein Spiegel zeigte die Zukunft, auch nicht als ich 1852 mit dem guten Lynar diese Eisenbahn passierte. Wie wunderbar romantisch sind Gottes Wege. Uns geht es gut, trotz Napoleon; wenn wir nicht übertrieben in unsern Ansprüchen sind und nicht glauben die Welt erobert zu haben, so werden wir auch einen Frieden erlangen, der der Mühe wert ist. Aber wir sind ebenso schnell berauscht wie verzagt, und ich habe die undankbare Aufgabe, Wasser in den brausenden Wein zu gießen und geltend zu machen, daß wir nicht allein in Europa leben, sondern mit noch 3 Mächten, die uns hassen und neiden. Die Oestreicher stehn in Mähren, und wir sind so kühn, daß für morgen unser Hauptquartier da angesagt wird, wo sie heut noch stehn ... Unsre Leute sind zum Küssen, jeder, so todesmutig, ruhig, folgsam, gesittet, mit leerem Magen, nassen Kleidern, nassem Lager, wenig Schlaf, abfallenden Stiefelsohlen, bezahlen, was sie können und essen verschimmeltes Brot. Es muß doch ein tiefer Fond von Gottesfurcht im gemeinen Manne bei uns sitzen, sonst könnte das alles nicht sein ... Der König exponierte sich am 3. allerdings sehr, und es war gut, daß ich mit war, denn alle Mahnungen andrer fruchteten nicht, und niemand hätte gewagt, ihn so hart anzureden wie ich es mir beim letzten Male, welches half, erlaubte, nachdem ein Knäuel von 10 Kürassieren und 15 Pferden vom 6. Kür. Reg. sich neben uns blutend wälzte, und die Granaten den Herrn in unangenehmster Nähe umschwirrten. Die schlimmste sprang zum Glück nicht. Er kann mir noch nicht verzeihen, daß ich ihm das Vergnügen getroffen zu werden verkümmerte; „an der Stelle wo ich auf allerhöchsten Befehl wegreiten mußte", sagte er gestern noch mit gereiztem Fingerzeig auf mich. Es ist mir aber doch lieber, als wenn er die Vorsicht übertriebe.

Graf Bismarck im Hauptquartier zu Brünn.

Keudell erzählt: Schon während das Hauptquartier in Brünn lag [13.—18. Juli], waren Meinungsverschiedenheiten hervorgetreten. Bei einem in Gegenwart des König gehaltenen militärischen Vortrage wurde lebhaft befürwortet, erst in Wien Frieden zu schließen. Bismarck sagte darauf: „Wenn die feindliche Armee Wien preisgibt und sich nach Ungarn zurückzieht, müssen wir ihr doch folgen. Überschreiten wir einmal die Donau, so wird es sich empfehlen, ganz auf dem rechten Ufer zusammen zu bleiben; denn die Donau ist ein so gewaltiges Defilee, daß man nicht à cheval derselben marschieren kann. Sind wir aber ganz drüben, so verlieren wir die Verbindungen nach rückwärts; es würde dann das geratenste sein, auf Konstantinopel zu marschieren, ein neues byzantinisches Reich zu gründen und Preußen seinem Schicksal zu überlassen."

Keudell, Fürst und Fürstin Bismarck.

Bismarck an seine Gattin.

Brünn, 18. Juli 1866.

Ich habe etwas Rheuma gehabt, aber es ist wieder über; es war ein Nervenbankrott; ich hätte am Sonntag Abend 9 Uhr zu Bett gehn müssen, um von den 50 Stunden Schlaf, die ich in 14 Tagen zu wenig gehabt, nachzuholen. Ich tat es auch, war eben im Einschlafen, als Lefebvre (französischer Botschaftssekretär) von Wien zurückkam, Verhandlung bis 3 Uhr, und früh wieder, das fuhr mir ins linke Bein. Gummistrumpf half, jetzt ist's besser. Wir gehn heut nach Nikolsburg, Schloß der Gräfin Mensdorf, geb. Dietrichstein.

Warum werden eigentlich unsre Kammern nicht berufen? frage Eulenburg danach und sage ihm, daß es dringlich sei, das Parlaments-Corps in den Krieg eingreifen zu lassen, bevor die Friedensbedingungen ernstlich discutiert werden.

Nikolsburg.

Am 5. Juli 1866 lief im Hauptquartier ein Telegramm Napoleons III. ein, in welchem der Kaiser Venedig für sich begehrte und dem Sieger seine Vermittlung antrug. Graf Bismarck schwor damals nach dem Eintreffen der Depesche dem Gallier einen Hannibaleid, den er redlich gehalten hat. Die Einmischung des Auslands, die Fremdherrschaft allein konnte die Einigung Deutschlands verhindern. „Wenn Napoleon eingriff, Rußlands Haltung zweifelhaft blieb, namentlich aber die Cholera in unserer Armee weitere Fortschritte machte [6427 Mann erlagen der Seuche, nur 4450 waren im Kampfe gefallen] — so konnte unsre Lage eine so schwierige werden, daß wir zu jeder Waffe, die uns die entfesselte nationale Bewegung nicht nur in Deutschland, sondern auch in Ungarn und Böhmen darbieten konnte, greifen mußten, um nicht zu erliegen." Bismarck war in schwerer Sorge. Am 12. Juli kam der französische Botschafter Benedetti selbst ins Hauptquartier nach Zittau — ohne bestimmte Instruktionen. Die Entscheidung fiel in Paris. Napoleon und sein Hof waren in planloser Verwirrung — es stellte sich heraus, daß der Kaiser mehr Furcht vor der nationalen Revolution in Deutschland hatte als vor der Gründung eines deutschen Nordreichs unter Preußens Führung. Auf dieses Ziel war ja Bismarck zunächst losgesteuert. Napoleon war froh, als die Erklärung bei ihm einging, der König von Preußen wolle sich auf Norddeutschland beschränken. Um die weitere Ausgestaltung des neuen Bundes kümmerte er sich nicht mehr. Am 18. Juli war das Hauptquartier nach Nikolsburg verlegt worden. Am 22. Juli begann der Waffenstillstand. Am 23. Juli empfing Bismarck die Nachricht von Napoleons Zustimmung zu einem preußischen Landerwerb von vier Millionen Einwohnern.

Aber noch stand Bismarck der bitterste Kampf, der Kampf mit seinem königlichen Herrn bevor. Am 20. Juli äußerte der König, er werde lieber abdanken, als ohne bedeutenden Ländererwerb für Preußen zurückkehren. Vor allem wollte er Österreich und Sachsen strafen; er wünschte Erwerbungen böhmischer Grenzstriche, eines Teiles von Sachsen, von Bayern aber Ansbach und Bayreuth. Die militärische Umgebung des Königs begehrte noch mehr; sie und der König forderten zudem den Siegeseinzug in Wien. Schon auf dem Schlachtfeld von Königgrätz hatte Bismarck gerufen: „Die

Streitfrage ist entschieden — jetzt gilt es, die Freundschaft mit Österreich wiederzugewinnen." Am 24. Juli kam es zu einem harten Zusammenstoß zwischen dem König und seinem Minister: „Die maßgebenden Nervensysteme" seien von Aufregung und Arbeit „dermaßen überreizt," schreibt Roon, „daß es bald hier, bald da lichterloh zum Dachstübchen hinausbrenne und jeder Wohlmeinende mit dem Löscheimer herzueilen müsse". Bismarck hieß der „Questenberg im Lager", der Urheber eines „faulen Friedens". Aber er kämpfte bis zur Erschöpfung für das neue Deutschland. Der deutsche Staatsmann Bismarck siegte. Er schonte die Besiegten. Auf der schwindelnden Höhe des Erfolgs bewährte er die kühle Vorsicht, die rechnende Besonnenheit, welche Hauptzüge seiner Größe sind. Bismarck sah aber auch den Tag gekommen, wo er dem Träger der Krone den Frieden mit seinem Volke verschaffen konnte. Angesichts der drohenden Koalitionen gegen das siegreiche Preußen gab es keinen sicherern Schutz als den inneren Frieden und die volle Entfaltung des Nationalgedankens. Auf der Rückreise aus Böhmen, in Prag, gelang es ihm, den König nach längerem Widerstand dazu zu bringen, daß er den Antrag auf Indemnität im Parlament einbringen durfte. Dieser Erfolg Bismarcks vom 3. August ist nicht der kleinste seiner Siege. Die Altpreußen waren für Aufhebung oder Änderung der Verfassung. „Wir hätten dann einen preußischen Eroberungskrieg geführt, aber der nationalen Politik Preußens würden die Sehnen durchschnitten worden sein." Bismarck ließ sich von den alten Freunden nicht in ihre Parteipolitik hineinziehen. Er baute dem Parlament „eine goldene Brücke", „um den inneren Frieden Preußens" herzustellen und von dieser festen preußischen Basis aus die deutsche Politik des Königs fortzusetzen. Am 4. August kehrte Graf Bismarck im Gefolge des Königs nach Berlin zurück. Am 5. August wurde im Weißen Saal des Schlosses der neue Landtag eröffnet. Bismarck wandte die neuerdings drohende Gefahr fremder Einmischung ab; er schloß mit den deutschen Gegnern Frieden und geheime Schutz- und Trutzbündnisse. Am 23. August kam der endgültige Friede zwischen Preußen und Österreich zustande. Am 20. September ritt Bismarck beim feierlichen Einzug der siegreichen Truppen in Berlin zwischen Moltke und Roon vor dem König her. Eine neue Zeit stieg für Deutschland herauf: Tage von sagenhaftem Glanz. Bismarck aber konnte sich nur mit Mühe aufrecht erhalten. Wenige Wochen danach brach er zusammen.

Graf Bismarck und König Wilhelm I. in Nikolsburg.

Schon am 23. Juli hatte ein Kriegsrat stattgefunden: „Ich trug meine Überzeugung dahin vor, daß auf die österreichischen Bedingungen der Friede geschlossen werden müsse, blieb aber damit allein.“ Nach der Sitzung brach Bismarck in einem Weinkrampf zusammen.

24. Juli 1866.

Bismarck erzählt: Der Hauptschuldige könne doch nicht ungestraft ausgehen, die Verführten könnten wir dann leichter davonkommen lassen, sagte [der König] und bestand auf den ... Gebietsabtretungen von Österreich [österreichisch Schlesien, Reichenberg, Egertal, Karlsbad]. Ich erwiderte: Wir hätten nicht eines Richteramts zu walten, sondern deutsche Politik zu treiben; Österreichs Rivalitätskampf gegen uns sei nicht strafbarer als der unsrige gegen Österreich; unsere Aufgabe sei Herstellung oder Anbahnung deutsch-nationaler Einheit unter Leitung des Königs von Preußen ... Der Widerstand, den ich den Absichten Sr. Majestät in Betreff der Ausnutzung der militärischen Erfolge und seiner Neigung, den Siegeslauf fortzusetzen, meiner Überzeugung gemäß leisten mußte, führte eine so lebhafte Erregung des Königs herbei, daß eine Verlängerung der Erörterung unmöglich war und ich mit dem Eindruck, meine Auffassung sei abgelehnt, das Zimmer verließ mit dem Gedanken, den König zu bitten, daß er mir erlauben möge, in meiner Eigenschaft als Offizier in mein Regiment einzutreten. In mein Zimmer zurückgekehrt, war ich in der Stimmung, daß mir der Gedanke nahe trat, ob es nicht besser sei, aus dem offenstehenden, vier Stock hohen Fenster zu fallen; und ich sah mich nicht um, als ich die Tür öffnen hörte, obwohl ich vermutete, daß der Eintretende der Kronprinz sei, an dessen Zimmer ich auf dem Korridor vorübergegangen war. Ich fühlte seine Hand auf meiner Schulter, während er sagte: „Sie wissen, daß ich gegen den Krieg gewesen bin, Sie haben ihn für notwendig gehalten und tragen die Verantwortlichkeit dafür. Wenn Sie nun überzeugt sind, daß der Zweck erreicht ist und jetzt Friede

geschlossen werden muß, so bin ich bereit, Ihnen beizustehn und Ihre Meinung bei meinem Vater zu vertreten." Er begab sich dann zum Könige, kam nach einer kleinen halben Stunde zurück in derselben ruhigen und freundlichen Stimmung, aber mit den Worten: „Es hat sehr schwer gehalten, aber mein Vater hat zugestimmt." Diese Zustimmung hatte ihren Ausdruck gefunden in einem mit Bleistift an den Rand einer meiner letzten Eingaben geschriebenen Marginale ungefähr des Inhalts: „Nachdem mein Ministerpräsident mich vor dem Feinde im Stiche läßt und ich hier außerstande bin, ihn zu ersetzen, habe ich die Frage mit meinem Sohne erörtert, und da sich derselbe der Auffassung des Ministerpräsidenten angeschlossen hat, sehe ich mich zu meinem Schmerze gezwungen, nach so glänzenden Siegen der Armee in diesen sauern Apfel zu beißen und einen so schmachvollen Frieden anzunehmen."

Graf Bismarck an seine Gattin.

Prag, 3. August 1866.

Morgen denken wir in Berlin zu sein. Großer Zwist im Ministerium über die Thronrede; [Minister Graf] Lippe führt das große Wort im konservativen Sinne gegen mich, und Hans Kleist[-Retzow] hat mir einen aufgeregten Brief geschrieben. Die Leutchen haben alle nicht genug zu tun, sehn nichts als ihre eigne Nase und üben ihre Schwimmkunst auf der stürmischen Welle der Phrase. Mit den Feinden wird man fertig, aber die Freunde! Sie tragen alle Scheuklappen und sehen nur Einen Fleck von der Welt. Leb wohl, mein Lieb, es kommen Leute und Papier.

Graf Bismarck und der französische Geschäftsträger Benedetti.

6. August 1866.

Keudell erzählt: Benedetti hatte über die Wünsche seiner Regierung zwei Unterredungen mit Bismarck, welcher in

ruhigem Tone u. a. folgendes sagte: „Ihr wißt ja, daß wir deutsches Gebiet nicht abtreten können. Ihr wollt also den Krieg: ihr sollt ihn haben. Wir werden die ganze deutsche Nation gegen euch aufrufen; ja, wir werden sofort um jeden Preis mit Österreich Frieden schließen, uns, wenn nötig, den alten Bundestag wieder gefallen lassen und dann, mit Österreich vereint, über euch herfallen, 800000 Mann stark. Wir sind gerüstet, ihr seid es nicht. Wir werden euch Elsaß abnehmen. Alles das wird geschehen, wenn ihr bei eurer Forderung beharrt."

Benedetti bemerkte, er werde den Kaiser bald sehen und ihm raten, an seinen Forderungen festzuhalten, weil sonst seine Dynastie in Gefahr sei. „Fügen Sie hinzu," sagte Bismarck, „daß es auch während unseres großen Krieges revolutionäre Stöße geben kann, und daß die kaiserliche Dynastie dagegen weniger gesichert sein würde als die deutschen Throne."

Keudell Fürst und Fürstin Bismarck.

Graf Bismarck im Landtag am 17. August 1866.

Je rückhaltloser Preußen zeigt, daß es seine Feinde von der Landkarte wegfegen kann, um so pünktlicher muß es seinen Freunden Wort halten.

25. August 1866.

Die Eroberung [von Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt a. M.] gründet sich auf das Recht der deutschen Nation zu existieren, zu atmen und sich zu einigen, auf das Recht und die Pflicht Preußens, dieser deutschen Nation die für ihre Existenz nötige Basis zu liefern... Gewiß ist, daß in Europa Sie kaum eine Macht finden werden, welche die Konstituierung dieses neuen deutschen Gesamtlebens in wohlwollender Weise fördert ... Deshalb, meine Herren, ist unsere Aufgabe noch nicht gelöst, sie erfordert die Einigkeit des gesamten Landes der Tat nach und dem Eindruck nach.

Ich möchte die Herren darum bitten, den Blick nur nach außen zu richten und die Notwendigkeit im Auge zu behalten, daß wir Rücken an Rücken stehen, und das Gesicht dem Auslande zuwenden müssen, um gemeinschaftlich unsere Interessen zu wahren.

Graf Bismarck nach dem Kriege, im Herbst 1866.

Keudell erzählt: Der Minister ging in jenen Wochen häufig in die Kommissionen des Abgeordnetenhauses. Graf Eulenburg, der immer zugegen war, sagte mir gelegentlich: „Bismarck ist jetzt gar nicht wieder zu erkennen. Die dümmsten Fragen und Einwendungen beantwortet er mit unermüdlicher Geduld und mit — ich kann nur sagen — kindlicher Liebenswürdigkeit. Er ist ein zu merkwürdiger Mensch.“ ...

Im September klagte Bismarck häufig über gänzliche Erschöpfung und Altersschwäche. „Das Beste für mich“, sagte er, „wäre, wenn ich jetzt meinen Abschied nähme. Ich könnte es in dem Bewußtsein tun, dem Lande etwas genützt zu haben und diesen Eindruck zu hinterlassen. Ob ich noch schaffen kann, was zu tun übrigbleibt, weiß ich nicht.“ Ich meinte, daß er sich ganz zurückzöge, schiene mir unmöglich; ratsam aber, daß er für den Winter in den Süden, etwa an die Riviera ginge, um dann im Frühjahr für die Errichtung des Norddeutschen Bundes zu wirken. Er entgegnete: „Das ist gut gemeint, aber unpraktisch. Man muß das Eisen schmieden, solange es glüht. Es ist nicht wahrscheinlich, daß im Frühjahr noch dieselbe patriotisch gehobene Stimmung vorhanden sein würde wie jetzt. In Pommern sagen die Frauen, wenn die Stunde der Entbindung naht: jetzt muß ich meiner Gefahr stehen. Das ist gegenwärtig mein Fall. Wenn ich nicht ganz abgehe und ein anderer die Sache macht — ich weiß dazu allerdings niemanden vorzuschlagen — dann muß ich es

darauf ankommen lassen, ob ich zugrunde gehe oder nicht; dann kann ich nicht ein halbes Jahr spazieren gehen, sondern ich muß an die Kamme, sobald meine ruinierten Nerven einigermaßen wieder zusammengeflickt sind. Ich will deshalb auf einige Wochen an die Ostsee gehen."

Keudell, Fürst und Fürstin Bismarck.

Frau von Bismarck an Herrn von Keudell.

Bismarck war an einem Nervenleiden erkrankt.

Karlsburg, 30. September 1866.

Je näher wir Carlsburg kamen, je mehr ängstigte ich mich und war überselig, als ich ihn außer dem Bett und lange nicht so schlimm fand, wie man nach Fritzs [sein Verwandter] Jammergesicht vermuten mußte. Er ist sehr matt, angegriffen, appetitlos, aber sonst nicht viel anders wie in voriger Woche. Politik erregt ihm gleich Wehmuts- oder Ärgergefühle. Wenn er aber ganz still sitzt, in blauen Himmel und grüne Wiesen sieht und Bilderbücher blättert, gehts leidlich gut ...

... Wenn wir gesund wären, könnte es ein paradiesisches Dasein geben, ganz wie wir es uns geträumt; aber in dieser Sorge, in dieser Herzensangst, im Anschauen des geliebten Bismarck, der so blaß, so matt, so traurig daliegt, für den man alles tun möchte, um ihm zu helfen, und der doch trotz allem Pflegen und Sorgen und Beten so jämmerlich aussieht wie seit 1859 nicht; ach, das ist so traurig, daß man stundenlang weinen möchte. Wenn man's nur könnte, würde es einem vielleicht leichter ums Herz.

Keudell, Fürst und Fürstin Bismarck.

Im Norddeutschen Bund.

Bismarck sollte zunächst nach dem Rat der Freunde an die Riviera gehen, um auszuspannen. Er aber hoffte, in der Heimat Erholung zu finden, in Pommern und an der Küste. Über Karlsburg in Pommern reiste er nach Putbus auf Rügen. Dort brach die Krankheit aus. Nach bangen Wochen, noch auf dem Krankenlager, war Bismarcks nie rastender Geist bei seinem neuen Werke, dem Norddeutschen Bunde. Er gründete ihn auf die vorhandenen Dynastien und Staaten, wehrte den Einheitsstaat ab, schuf den „Bundesrat", die Vertretung der deutschen Fürsten, als Zentralbehörde, und als Gegenkraft den Reichstag, den unmittelbaren Ausdruck des Willens der Nation. Das Präsidium des Bundes, den König von Preußen, stattete er mit dem Rechte der Vertretung nach außen, mit den Rechten über Krieg und Frieden und der Ernennung der Bundesbeamten, mit dem Oberbefehl im Krieg und Frieden über das nach preußischem Muster ausgebildete Bundesheer aus; die Flotte kam unmittelbar unter preußisches Kommando. Am 1. Dezember 1866 war Bismarck wieder in Berlin. Am 13. Dezember diktierte er in wenigen Stunden den Entwurf des lange durchdachten Werkes: die Verfassung des Norddeutschen Bundes, die später die Grundlage des Deutschen Reiches werden sollte. Der König berief einen „konstituierenden Reichstag". Das deutsche liberale Bürgertum gewann über ein Jahrzehnt das Übergewicht. Die Ausgestaltung des Norddeutschen Bundes wie später des Deutschen Reiches nach dem Siege 1871 vollführte Bismarck, im wesentlichen gestützt auf die nationalliberale Partei; im liberalen Geiste wurde die Freiheit der Arbeit, der persönlichen Bewegung, des Handels und Gewerbes, die Einheit des deutschen Wirtschaftslebens durch Gesetze und Verträge gewährleistet. Aber die Herrschaft war er niemals gewillt, mit irgendeiner Partei zu teilen. Der alte Kampf um die Macht im Staate ging unter veränderter Gestalt fort. Bismarcks ganzes Wirken ist im Innern von diesem Kampfe mitbeherrscht. Er benutzte die Parteien, er zog sie an sich und stieß sie ab, je nachdem sie seinem Werke dienen wollten. Er hat nach und nach mit allen Parteien im Kampf gestanden; seine Reden sind voll bitterer Klagen und Anklagen gegen den „Fraktionsgeist". Mehr und mehr deckte sich in seinem elementaren Staatsgefühl seine Person und sein Werk. Daraus fließen seine Großtaten ebenso wie seine Mißgriffe.

Parlamentarische Theorien, wie Theorien überhaupt, hatten für ihn kein Gewicht.

„Der Zuchtmeister zur Freiheit" wurde der Erzieher des deutschen Bürgertums zu realem politischen Denken. Ein unbedingtes höchstes Gut wollte er aber vor allen andern Forderungen im Innern gesichert wissen: die Unabhängigkeit, die Sicherheit, die Ehre der Nation; so ist er die reinste Verkörperung des deutschen Reichsgedankens geworden. Bismarck wurde deutsch: er lag in stetem Kampf mit dem Partikularismus, auch mit dem preußischen. Der nationalen Idee ordnete er sein Genie, sein ganzes Ich bedingungslos unter. Er ermannte das leicht zerflatternde deutsche Nationalgefühl. Er gab ihm erst den lebenswirklichen, festen Inhalt. Der Kampf der Parteien und mit den Parteien war ihm so wenig Selbstzweck wie der Krieg. Unablässig ertönte sein Mahnruf: Das Vaterland über der Partei! Unantastbar aber suchte er der Monarchie die Führung in dem Werk der Reichsgründung zu sichern. „Ich habe mich immer nur für den Mann des Königs und des Vaterlandes gehalten." Die deutsche Nation aber in ihrer Gesamtheit erkannte in ihm den hochragenden Führer. „Es war Frühling geworden in deutschen Landen."

Wie tief das Nationalgefühl der Deutschen erregt war, kam mit der Luxemburger Frage an den Tag. Napoleon III. suchte die „patriotische Beklemmung" der Franzosen, die sich in dem Revancheschrei: „Rache für Sadowa!" Luft machte, zu heben durch die Erwerbung Luxemburgs. Preußen hatte dort das Garnisonrecht. Bismarck gab dies auf, vereitelte aber die Annexion, wozu die Niederlande bereit waren. Er teilte am 3. April 1867 dem König der Niederlande mit: „Angesichts des Aufruhrs der öffentlichen Meinung Deutschlands sehe sich das Kabinett in Berlin gezwungen, die Abtretung Luxemburgs an Frankreich als Kriegsfall zu betrachten." Napoleon wich zurück. „Luxemburg wurde uns verweigert, das holländische Bündnis entglitt unsern Händen, wir waren schach und matt", sagte ein französischer Politiker. Napoleon aber sann auf Vergeltung. Daß Frankreich auf die Hilfe eines Rheinbundes nicht mehr rechnen könne, machte nun Bismarck kund. Am 19. März 1867 traten die Schutzverträge mit den süddeutschen Staaten in die Öffentlichkeit. Bismarck widerstrebte jedem Versuch, durch einen Druck auf den deutschen Süden diesen zum Anschluß an den Nordbund zu zwingen. Der deutsche Einheitsstaat, in dem alle Dynastien und Völker aufgehen sollten, fand in ihm einen unerschütterlichen Gegner. „Wir können das Reifen der Früchte nicht dadurch beschleunigen, daß wir eine Lampe darunter halten."

Am 14. Juli wurde Bismarck zum Bundeskanzler ernannt. Sein Arbeitsfeld hatte sich gewaltig erweitert. In vier Parlamenten mußte er Preußen und den Bund vertreten: im Abgeordnetenhaus, im Herrenhaus, im Norddeutschen Reichstag und im Zollparlament. Dazu kam der Norddeutsche Bundesrat und der Bundesrat des Zollparlaments. Am 27. April 1868 wurde das erste deutsche Zollparlament eröffnet. Dies brachte wohl den Norden und den Süden einander näher. Aber die Schwierigkeiten waren ungeheuer. Bismarck erkrankte plötzlich am 29. Mai 1868 bei einer Parade auf dem Tempelhofer Feld. Es begann die Zeit, da er sich immer häufiger in die Einsamkeit von Varzin vergrub. Am 24. August 1868 stürzte er in der Rekonvaleszenz schwer mit dem Pferde. Im Jahre 1869 kam es zu einer schweren innerpolitischen Krisis. Die Besiegten und Annektierten in Deutschland: Hannover, Kurhessen, Nassau strebten dem Drang der Nation zur Einigung entgegen. Bismarcks alte politische Freunde, die Konservativen, nahmen eine feindselige Haltung gegen ihn ein. Im Ministerium erwuchsen ihm Widerstände. „Wenn ich eine Prise Tabak nehmen will, muß ich erst sieben preußische Minister fragen." Am schärfsten aber griff ihn der Kampf mit den höfischen Einflüssen und der daraus folgende Zwiespalt mit dem König an. Am 22. Februar 1869 schrieb er an Roon: „Ich bin mit meinen Kräften wieder fertig; ich kann die Kämpfe gegen den König gemütlich nicht aushalten." Am nämlichen Tage reichte Bismarck zum erstenmal sein Entlassungsgesuch ein. König Wilhelm antwortete mit „Niemals!" — Am 8. Dezember 1869 eröffnete Papst Pius IX. das vatikanische Konzil und warf damit den Keim schwerer Verwirrung in das religiös-politische Leben Deutschlands. Nach vierjähriger Riesenarbeit schien das Werk Bismarcks in partikularistischen Niederungen, in Parteihader und Kleinmut zu versanden. Bismarcks Wort, daß die Furcht keine Stätte habe in deutschen Herzen, seine unermüdlichen feurigen Mahnungen zur Einigkeit begegneten im Süden triumphierenden Stimmen, daß die preußisch-deutsche Lokomotive am Main zum Stillstand gebracht sei. Die Übergangszeit offenbarte noch einmal die alten Schwächen und Sünden deutscher Nation. Nah und unabwendbar aber stieg die Gefahr auf, daß Frankreich seine Größe auf der Erniedrigung und Zerreißung Deutschlands neu errichten werde.

Ungenannt an Albrecht von Roon.

Über das Zerwürfnis Bismarcks mit den Konservativen. Roon weilte in Bordighera.

Berlin, Mitte Februar 1867.

Es sind bei völlig unbefangenem Urteil zwei Personen, denen man die Hauptschuld beimessen muß, daß jetzt eine so völlige Entfremdung zwischen den Konservativen und Bismarck eingetreten ist: die eine ist Herr von Bodelschwingh [der Finanzminister] ... und die andere — Bismarck, der die Partei, welche ihm so unbegrenzt ergeben ist, so viel von ihm hält, und mit der er, wenn er sich nur herablassen wollte, sie halb so gut zu behandeln wie die National-Liberalen, Alles machen könnte —, statt dessen mit unbegreiflicher Schroffheit zu behandeln fortfuhr ... Es macht seit einiger Zeit den Eindruck, als könne er nirgends und von keiner Seite mehr einen Widerspruch ertragen, und der mächtige Mann ist seit einem Jahre auch wohl sehr herrisch geworden, die große Last der Arbeit und des Erfolges, die auf ihm ruhen, mögen dies zum Teil erklärlich machen, aber bedauerlich bleibt es um seinet- und um der Sache willen.

Roon, Denkwürdigkeiten.

Auch sonst klagten Bismarcks konservative Freunde „über Ottos Herrschsucht"; der „große Saraſtro", wie ihn Moritz v. Blankenburg nennt, blase die liberale Flöte, die konservative Partei liege „auf dem Rücken, mit den Beinen nach oben" und: „Bismarck trägt eine große Schuld" daran. — Roon nimmt seinen Mitkämpfer in Schutz. „Bismarck kann nicht alles selbst tun." Die Organisation der konservativen Partei sei nicht seine Sache. „Wenn man, wie ich, ganz sicher weiß, wie Ungeheures Bismarck zu leisten hat und auch leistet, so kann man ihn billigerweise nicht schelten, daß er nicht auch noch mehr leistet."

Graf Bismarck im Norddeutschen Reichstag am 4. März 1867.

Es liegt ohne Zweifel etwas in unserem Nationalcharakter, was der Vereinigung Deutschlands widerstrebt. Wir hätten die Einheit sonst nicht verloren, oder hätten sie bald

wiedergewonnen. Wenn wir in die Zeit der deutschen Größe, die erste Kaiserzeit, zurückblicken, so finden wir, daß kein anderes Land in Europa in dem Maße die Wahrscheinlichkeit für sich hatte, eine mächtige nationale Einheit sich zu erhalten wie gerade Deutschland ... Was ist der Grund, der uns die Einheit verlieren ließ, und uns bis jetzt verhindert hat, sie wieder zu gewinnen? Wenn ich es mit einem kurzen Worte sagen soll, so ist es, wie mir scheint, ein gewisser Überschuß an dem Gefühle männlicher Selbständigkeit, welche in Deutschland den einzelnen, die Gemeinde, den Stamm veranlaßt, sich mehr auf die eigenen Kräfte zu verlassen als auf die der Gesamtheit. Es ist der Mangel jener Gefügigkeit des einzelnen und des Stammes zugunsten des Gemeinwesens, jener Gefügigkeit, welche unsere Nachbarvölker in den Stand gesetzt hat, die Wohltaten, die wir erstreben, sich schon früher zu sichern.

Die Regierungen haben Ihnen, glaube ich, im jetzigen Falle ein gutes Beispiel gegeben ... Liefern auch wir den Beweis, daß Deutschland in einer sechshundertjährigen Leidensgeschichte Erfahrungen gemacht hat, die es beherzigt; daß wir die Lehren zu Herzen genommen haben, die wir aus den verfehlten Versuchen von Frankfurt und Erfurt ziehen mußten.

Der ultramontane Abgeordnete von Mallinckrodt bemängelte Bismarcks Behauptung von der 600jährigen Leidensgeschichte Deutschlands. Bismarck erwiderte: „Der Herr Vorredner hat eine kleine Seitenwendung zugunsten der Raubritter einfließen lassen. Woher kamen die Raubritter? Von der Zerrüttung Deutschlands während des Interregnums! Woher kam die Zerrüttung während des Interregnums? Vom Abfall der Welfen und dem Siege der Ultramontanen!“

11. März 1867.

Was die Machtfrage betrifft, so halte ich die Vereinigung von Nord- und Süddeutschland jedem Angriffe gegenüber in allen Fragen, wo es sich um die Sicherheit des deutschen Bodens handelt, für gesichert. Im Süden kann kein Zweifel darüber sein, daß, wenn er in seiner Integrität gefährdet

werden sollte, Norddeutschland ihm unbedingt brüderlich beisteht, im Norden ist kein Zweifel darüber, daß wir des Beistandes Süddeutschlands gegen jeden Angriff, der uns treffen könnte, vollständig sicher sind ... Meine Herren, arbeiten wir rasch! Setzen wir Deutschland, sozusagen, in den Sattel! Reiten wird es schon können ... [Über das Schicksal Hannovers:] Es ist mir von mehreren Seiten deutscher Staaten in einer Weise entgegengekommen, die etwa sagen wollte: „Nun, wir haben die Sache nicht so ernst gemeint, nun ist alles wieder beim alten; wir haben in Hannover nur mit scharfen Patronen Manöver gemacht, wir wollen uns auf die alten Stühle setzen, und ihr werdet nicht böse sein ... M. H.! Wenn das Blut, wenn die Freiheit von Preußen aufs Spiel gestellt wird, wenn das ganze Königreich, wie es war, mit seiner glorreichen Krone als Einsatz stand, wenn die Kroaten unser Land mit ihren Plünderungen bedrohten, wenn die Fremdherrschaft, ich weiß nicht auf wie lange uns bedrohte, wenn man uns in der Gefahr einen Stich in die Seite gibt, dann soll man sich danach nicht auf den Standpunkt der Sentimentalität stellen und über schlechte Behandlung klagen! ... Ich rate auf das dringendste Ihnen [den Welfen] und Ihren Freunden ab, daß Sie uns nicht herausfordern! Sie werden einer Energie begegnen, der Sie nicht gewachsen sind!

18. März 1867.

Am Schluß der großen Polenrede.

Der hohen Versammlung in ihrer deutschen Mehrzahl möchte ich dieses Beispiel der Polen noch besonders vor Augen halten, um den Beweis zu liefern, wohin ein großer, mächtiger Staat, geleitet von einem tapfern, kriegerischen und gewiß auch einsichtigen Adel, gelangen kann, wenn er die Freiheit des einzelnen höher stellt als die Sicherheit nach außen, ich will nicht sagen, als die Einheit, — wenn die Freiheit des Individuums als eine Wucherpflanze die allgemeinen Interessen erstickt.

Zum Reichstagswahlgesetz.

Was wollen denn die Herren, die das [allgemeine und direkte Wahlrecht] anfechten ... an dessen Stelle setzen? Etwa das preußische Dreiklassensystem? Ja, m. H., wer dessen Wirkung und die Konstellationen, die es im Lande schafft, etwas in der Nähe beobachtet hat, muß sagen: ein widersinnigeres, elenderes Wahlgesetz ist nicht in irgendeinem Staate ausgedacht worden.

Graf Bismarck im preußischen Landtag am 11. März 1867.

Ein großer Teil der Linken erklärte, wenn nicht stärkere Bürgschaften für das Budgetrecht des Norddeutschen Reichstags gegeben würden, dann müßte der Preußische Landtag die Verfassung des Norddeutschen Bundes verwerfen, auf die Gefahr hin, daß nichts zustande komme.

Ich glaube, diejenigen, die dieses Wort aussprachen, unterschätzen denn doch den Ernst der Situation, in der wir uns befinden. Glauben Sie wirklich, daß die großartige Bewegung, die im vorigen Jahre die Völker vom Belt bis an die Meere Siziliens, vom Rhein bis an den Pruth und den Dnjester zum Kampfe führte, zu dem eisernen Würfelspiel, in dem um Königs- und Kaiserkronen gespielt wurde, daß die Million deutscher Krieger, die gegeneinander gekämpft und geblutet haben, auf den Schlachtfeldern vom Rhein bis an die Karpathen, daß die Tausende und aber Tausende von Gebliebenen und den Seuchen Erlegenen, die durch ihren Tod diese nationale Entscheidung besiegelt haben, mit einer Landtagsresolution ad acta geschrieben werden können, dann stehen Sie wirklich nicht auf der Höhe der Situation. Ich möchte die Herren, die sich diese Möglichkeiten denken, wohl sehen, wie sie etwa einem Invaliden von Königgrätz antworten würden, wenn der nach dem Ergebnis dieser gewaltigen Anstrengung fragt. Sie würden ihm etwa sagen: ja freilich, mit der deutschen Einheit ist es wiederum nichts ge-

worden, die wird sich wohl bei Gelegenheit finden, sie ist ja leicht zu haben, eine Verständigung ist ja alle Tage wieder möglich; aber wir haben das Budgetrecht des Abgeordnetenhauses, des preußischen Landtages gerettet, das Recht, jedes Jahr die Existenz der preußischen Armee in Frage zu stellen, von dem wir als gute Patrioten niemals Gebrauch machen würden, ... aber es ist doch unser Recht; darum haben wir um die Mauern von Preßburg mit dem Kaiser von Österreich gerungen, — und damit soll der Invalide sich trösten über den Verlust seiner Glieder, damit die Witwe, die ihren Mann begraben hat?

Graf Bismarck im Norddeutschen Reichstag.

27. März 1867.

Ich habe niemals in meinem Leben gesagt, daß ich der Volksfreiheit mich feindlich entgegenstellte, sondern nur gesagt und natürlich unter der Voraussetzung »rebus sic stantibus« [bei dieser Lage der Dinge]: meine Interessen an den auswärtigen Angelegenheiten sind nicht nur stärker, sondern zurzeit allein maßgebende und fortreißende, so daß ich, soviel ich kann, jedes Hindernis durchbreche, welches mir im Wege steht, um zu dem Ziele zu gelangen, welches, wie ich glaube, zum Wohle des Vaterlandes erreicht werden muß. Das schließt nicht aus, daß auch ich die Überzeugung des Herrn Vorredners [Lasker] teile, daß, den höchsten Grad von Freiheit des Volkes, des Individuums, der mit der Sicherheit und gemeinsamen Wohlfahrt des Staates erträglich ist, jederzeit zu erstreben, die Pflicht jeder ehrlichen Regierung ist.

29. März 1867.

Wenn man fünf Jahre lang schwer gekämpft hat, um das zu erreichen, was hier vorliegt, wenn man seine Zeit, die beste Zeit des Lebens, seine Gesundheit dabei geopfert hat, wenn man sich der Mühe erinnert, die es gekostet hat, oft einen ganz kleinen Paragraphen, eine Interpunktionsfrage zwischen

zweiundzwanzig Regierungen zu entscheiden, wenn man nun auf den Punkt gekommen ist, wie er hier vorliegt, dann treten Herren, die von allen diesen Kämpfen wenig erfahren haben, von den amtlichen Vorgängen nichts wissen können, in einer Weise auf, die ich nur damit vergleichen kann, daß jemand in meine geschlossenen Fenster einen Stein hineinwirft, ohne zu wissen, wo ich stehe. Er weiß nicht, wo er mich trifft, er weiß nicht, welche Geschäfte er mir gerade im Augenblick erschwert, die vorliegen, und die mir durch diesen Widerstand unmöglich werden ... Dann kommt man sehr leicht, auch ohne gerade künstlich nervös gemacht zu sein, in eine Stimmung, die ich dem Herrn Abgeordneten nicht besser charakterisieren kann, als wenn ich ihm empfehle, in einer der ersten Szenen von Heinrich IV. nachzulesen, was Heinrich Percy für einen Eindruck hatte, als der dort besagte Kammerherr kam, ihm die Gefangnen abforderte und ihm, der wund und kampfesmüde war, eine längere Vorlesung über Schußwaffen und innere Verletzungen hielt. Die Stelle steht im Anfang des Stücks und fängt mit den Worten an: »I remember that when the fight was over, there came a certain Lord« usw. So ungefähr wie Percy ist mir zumute, wenn ich über Dinge, für die ich gelitten und gekämpft habe, die ich besser kennen muß, solche Reden höre.

Heinrich IV. Erster Teil, 1. Akt, 3. Szene:

... Ich erinnre mich, nach dem Gefecht,
als ich, von Kampf und Anstrengung erhitzt,
matt, atemlos, mich lehnte auf mein Schwert,
kam ein gewisser Herr, nett, schön geputzt,
frisch wie ein Bräutigam ...
Ich, den die kalt gewordnen Wunden schmerzten,
nun so geneckt von einem Papagei,
in dem Verdruß und in der Ungeduld
antwortete sohin, ich weiß nicht was ...
Mich macht es toll,
daß er so blank aussah und roch so süß,
und wie ein Kammerfräulein von Kanonen,
von Trommeln schwatzt' und Wunden — bess'r es Gott —
und sagte mir, für innre Schäden komme
nichts auf der Welt dem Spermaceti bei ...

Graf Bismarck und die Luxemburger Frage.

Ich war nicht zweifelhaft, daß ein deutsch-französischer Krieg werde geführt werden müssen, bevor die Gesamteinrichtung Deutschlands sich verwirklichte ... Mein Bestreben, diesen Krieg hinauszuschieben, bis die Wirkung unsrer Wehrgesetzgebung und militärischen Erziehung auf alle nicht altpreußischen Landesteile sich vollständig hätte entwickeln können, war natürlich, und dieses mein Ziel war 1867 bei der Luxemburger Frage nicht annähernd erreicht. Jedes Jahr Aufschub des Kriegs stärkte unser Heer um mehr als 100000 gelernte Soldaten.

Gedanken und Erinnerungen.

König Wilhelm I. an den Grafen Bismarck.

Berlin, 7. Mai 1867.

In Dankbarkeit gegen Gott, gedenke ich des heutigen Jahrestages [Attentat Blinds], da Sie dem Vaterlande und mir erhalten wurden. Was haben Sie in dem Jahre vollbracht?! Nur jetzt Gesundheit zum Weiteren.

Ihr dankbarer

W.

Marschall Vaillant und Graf Bismarck.

Bismarck war vom 5.—15. Juni 1867 mit dem König auf der Weltausstellung in Paris.

Vaillant: „Glauben Sie mir, wir sind wie der Hahn, der keinen andern Hahn neben sich duldet. Preußen ist dieser andere Hahn, und wir müssen die Degen kreuzen."

Bismarck: „Gut, — kreuzen wir sie."

Whitman, Bismarck.

Emile Zola über Bismarck und Napoleon III.

Ein Hoffest in den Tuilerien 1867! ... Als der Gründer Saccard wie ein Triumphator, am Arm seine Geliebte, die er mit dem Kaiser teilte, und gefolgt von deren Gemahl

durch den Saal schritt, hielt der Graf von Bismarck, der sich wie ein zu Scherzen aufgelegter Riese mit einigen Gästen unterhielt, im Lachen ein und sah neugierig dem sauberen Kleeblatt nach.

Bismarck im Urteil seiner Zeitgenossen.

Bismarck an den Geheimrat von Thile.

Während des Luxemburger Handels.

Varzin, 4. Juli 1867.

Meines Erachtens müßte unsere Presse ... viel patziger ins Zeug gehen, drohend und aggressiv, von Mexiko und Algier, Lambessa, Cayenne und Viktor Hugo reden, innere Schäden, Steuerdruck und Beamtenwillkür, innere Korruption und dumme Politik nach außen (Polen und Italien) tagtäglich mit derselben Schärfe besprechen, als ob es gegen unsere eigene Regierung gelte. Wenn dann Benedetti bei uns klagt, so müssen wir genau wie Moustier an Goltz antworten, daß wir das lebhaft bedauern. Nur persönliche Karikaturen gegen Louis sollten nicht übertrieben werden ... Die frechen Schulmeistereien können wir nicht dulden ... Wir sind immer noch zu wohlerzogen gegen die Leute dort, „Zahn um Zahn" ist uns auf dem Gebiete der Unverschämtheit in Worten noch nicht geläufig genug; erst bei den Taten holen wir's ein ... Wir müssen, den Revolver in der Tasche und den Finger am Abzuge, unserem verdächtigen Nachbarn genau nach den Händen sehen, und er muß wissen, daß wir ohne alle Schüchternheit schnell und tödlich feuern, sobald er über unsre Grenze spuckt. Aber wenn wir ihm zu viel zureden, Frieden zu halten, und uns zu viel entschuldigen über unsere guten Absichten und Bestrebungen, so fürchte ich, machen wir ihn dreist, weil er uns für ängstlicher hält, als wir sind.

Schlaftrunken der Ihrige.

Diest, Leben eines Glücklichen.

Varzin, 19. Juli 1867.

... Der Ort, von dem ich diesen Brief datiere, ist bisher auf den Karten nicht zu finden. Er wird erst berühmt, da Bismarck dieses Gut oder diese Herrschaft gekauft hat ... Mitten in ... Waldhöhen liegt das große Landhaus Varzin, von außen im Lazarethgeschmack gebaut, d. h. mit zwei langen Flügeln, aber im übrigen ganz ordinär, mit vielen Fenstern, nichts von Schloß- oder Villastil. Hier trat mir die liebenswürdige Gräfin trotz des schlechten Wetters auf der Treppe entgegen und ich kam in die gemütliche Familie. Ein 78jähriger ehrwürdiger Puttkamer [der Schwiegervater Bismarcks] begrüßte mich, darauf erschien der Sohn Herbert, ein frischer Primaner, dann auch die Tochter Marie, nicht hübsch, aber etwas außerordentlich Biederes und Reines im Ausdruck. Er hat sich hierher zurückgezogen, um ungestörte Erholung zu finden. Aber viel scheint nicht daraus geworden zu sein. Es schießen ihm immer ernste Gedanken durch den Kopf, ewiges Wetterleuchten, Papiere kommen in großer Zahl angeflogen, und wie er sagt, seit fünf Jahren hat er kaum einen Tag ohne Geschäftssorgen. Wir setzten uns zusammen auf das Feldbett, mit dem er in die Königgrätzer Schlacht gezogen war, und hörten unter einzelnen gemütlichen Gesprächen die herrliche Musik an, die uns Herr von Keudell machte ... Von allen Seiten kommen Herren angefahren, um sich dem Begründer Norddeutschlands bemerklich zu machen. Von einem gelehrten Geheimrath aus Königsberg, Herrn Förster, war die Rede. Zwei dicke Bände „Geschichte der Deutschen" in der Hand, wollte er den Zugang ertrotzen. Die Gräfin erklärte ihm, niemand würde zugelassen, selbst auf eine halbe Minute sei es unmöglich. Er teilte ihr mit, es habe der Marschall Niel [von Frankreich] den Krieg für das nächste Jahr gegen Preußen einem Vertrauten angekündigt, und das müsse er doch dem Retter des Vaterlandes eröffnen. Bis zum nächsten Frühjahr, antwortete die Gräfin, ist es zu lang; mit solchen Aussichten beschäftigt sich nicht mein Ge-

mahl. Da rollten die Augen des Redners so sehr, daß die Gräfin einen Schreck bekam, der Wahnsinn könne ausbrechen, doch glücklicherweise sprang der Mann auf und hinaus. Solche Szenen und ärgere umlagern das Haus. Auf den Höhen weht der Sturm!

Graf Alexander Keyserling. Ein Lebensbild.

Roon an Professor Perthes.

Berlin, 20. September 1867.

Gott erhalte uns diesen Mann, der, von den Erfolgen gehoben und getragen, an Sicherheit, Umsicht und geordneter Tätigkeit und Lauterkeit und Klarheit sichtlich gewonnen hat, das mousseux verliert sich, und der Wein wird besser. Wer seine Kraft und seine Jahre hätte!

Roon, Denkwürdigkeiten.

Der Staatsrechtslehrer Bluntschli über den Grafen Bismarck am 30. April 1868.

So reckenhaft und antediluvianisch mir der Mann erschienen war, als ich ihn zum erstenmal erblickte, so machte er mir nun bei dieser Unterredung einen ganz andern Eindruck. Er war überaus liebenswürdig und bei seiner staunenswerten Offenheit durchaus behaglich. Oft lachte er von Herzen. Seine Stimme offenbarte auch zarte und sogar weiche Empfindungen. Ein paarmal aber leuchteten die Augen wie Blitze.

Poschinger, Parlamentarier.

Bismarck beim Abschied des Zollparlaments.

Vom 27. April bis zum 23. Mai 1868 tagte das deutsche Zollparlament, in dem auch die süddeutschen Staaten vertreten waren.

21. Mai 1868.

Die kurze Zeit unseres Beisammenseins ist schnell vergangen wie ein Frühlingstag; möge denn die Nachwirkung sein wie die des Frühlings auf die künftige Zeit! Ich glaube, daß Sie nach der Gemeinsamkeit der Arbeit für die deutschen

Interessen die Überzeugung mit nach Hause nehmen werden, daß Sie hier Bruderherzen und Bruderhände finden werden für jegliche Lage des Lebens! und daß jedes erneute Beisammensein dies Verhältnis stärken wird und muß! Lassen Sie uns dieses Verhältnis festhalten, lassen Sie uns dieses Familienleben pflegen. In diesem Sinne rufe ich den süddeutschen Brüdern ein herzliches: Auf Wiedersehen! zu.

Poschinger, Parlamentarier.

Gräfin Helene Keyserling über ihren Besuch in Varzin.

Die junge Gräfin war mit ihrem Vater Grafen Alexander Keyserling im Oktober 1868 zu Besuch bei Bismarck in Varzin.

10. Oktober 1868.

Bismarck und Papa schwatzten in der Ecke des Sofas, wohl wichtige Sachen; Bismarck fand einen Schemel, schleuderte ihn ärgerlich in die Ecke: „Das Ding steht mir überall im Wege!“ rief er ... Freundlich waren sie, und das fand ich so rührend schön, daß man bei diesen Menschen keine Spur von Hochmut findet, — keinen Ansatz zum Cäsarenwahnsinn ... Es war von Universitäten die Rede. „Ach ja,“ sagte die Gräfin, „als ich in Berlin die Universität wiedersah, so war ich ganz gerührt bei dem Gedanken, daß hier mein lieber Bismarck als junges Studentchen ein- und ausgegangen war, und ich sagte ihm ganz ergriffen: ‚Ach, da bist du wohl täglich gewesen.‘ — ‚Niemals!‘ antwortete er mir ganz wild.“ ... Darauf wurde von den Ärzten gesprochen. „Ich erinnere mich,“ erzählte Bismarck, „wie ich einst an einem heftigen Fieber in H[annover] krank lag; ich bekam plötzlich große Lust, Wurst zu genießen, denn ich fühlte mich ganz matt. Ich frage den Arzt; der sagt: ‚Um Gottes willen, woran denken Sie; das wäre Ihr sicherer Tod!‘ — Ich schweige, aber wie der Arzt aus dem Zimmer geht, sage ich meiner Aufwärterin, ich würde am Abend Besuch haben, sie solle mir etwas Wurst und Bier besorgen. — Das bringt sie, und wie ich allein bin, stehe ich auf, falle um vor

Schwäche und kriecht nun auf allen vieren bis zur Wurst, schneide mir mit einem Federmesser ein tüchtiges Stück ab, und von diesem Augenblick an fühle ich mich ganz gestärkt und wurde bald gesund." ... Mein Vater sprach dann, wie er bei der Großfürstin Helene in Oranienbaum ein Gespräch über die Frage: „Was soll ein Fürst lernen?" angeregt habe ... Bismarck sagte: Ein Fürst müßte eigentlich auf persische Art erzogen werden, d. h. er müßte reiten, fechten lernen; — wollte er noch dazu sein eigentliches métier studieren, so müßte er hauptsächlich lernen: sehr lange stehen zu können, jedem Fremden eine angenehme Phrase zu sagen, und zu lügen; der Fürst brauche ja nie eine unangenehme Wahrheit zu sagen; das sei die Aufgabe seiner Minister. „Unser König versteht aber das Lügen gar nicht," fügte Bismarck hinzu, „denn man sieht es ihm schon von zehn Schritt an, wenn er Anstalten dazu macht."

Graf Keyserling. Ein Lebensbild.

Die Ministerkrisis im Februar 1869.

Der König hatte in einer die Stadt Frankfurt a. M. betreffenden Sache eine Entscheidung des Staatsministeriums, die er schon gebilligt hatte, umgangen. Bismarck hatte zudem in einigen Personalfragen (von Usedom und Sulzer) auf Entlassung aus dem Dienste bestanden, während der König diese Männer halten wollte. Die außeramtlichen Einflüsse betätigten sich in einer Bismarcks Arbeit lähmenden Weise. Er reichte durch den Geheimrat Wehrmann beim Könige sein Entlassungsgesuch ein.

König Wilhelm I. an den Grafen Bismarck.

Berlin, 22. Februar 1869.

Wie können Sie nur daran denken daß ich auf Ihren Gedanken eingehen könnte! Mein größtes Glück ist es ja, mit Ihnen zu leben und immer fest einverstanden zu sein! Wie können Sie sich Hypochondrien darüber machen, daß eine einzige Différenz, Sie bis zum extrêmsten Schritt verleitet! Noch aus Varzin schrieben Sie mir in der Différenz wegen der Deckung des Déficits, daß Sie zwar andrer

Meinung wie ich seien, daß Sie aber bei Uebernahme Ihrer Stellung es sich zur Pflicht gemacht hätten, (daß), wenn Sie Pflichtmäßig Ihre Ansichten geäußert, Sie sich meinen Beschlüssen immer fügen würden. Was hat denn diesmal Ihre so edel ausgesprochnen Ansichten von vor 3 Monaten, so gänzlich verändert? Es giebt nur eine einzige Differenz, ich wiederhohle es, die in Frankfurt.

Ihr Name stehet in Preußens Geschichte höher als der irgend eines Preußischen Staatsmanns. Den soll ich lassen? Niemals. Ruhe und Gebeth wird Alles ausgleichen. Ihr treuster Freund W.

Graf Bismarck an den König Wilhelm I.

Berlin, Februar 1869. [Tag unbekannt.]

Zu meiner ehrfurchtsvollen Bitte, mich des Dienstes zu entheben, bin ich lediglich durch meine Unfähigkeit veranlaßt, Eurer Majestät Ihrem Willen entsprechend zu dienen. Die Erfahrungen der letzten Monate haben mir die freudige Zuversicht geraubt, der Erfüllung meiner Pflichten noch gewachsen zu sein. Die an sich großen Schwierigkeiten dieser Pflichten werden durch Gegenströmungen gesteigert, gegen die anzukämpfen ich nicht die Kraft fühle. Die Kämpfe, welche mir im Amte oblagen, haben mir die Ungnade hochstehender und die Abneigung einflußreicher Personen zugezogen. Mein einziges Aequivalent dafür hat in der Zufriedenheit Eurer Majestät gelegen, und Allerhöchstdieselben können in Ihrer erhabenen Stellung es nicht nachempfinden, wie schwer jeder Augenblick der Unzufriedenheit, ja jede Meinungsverschiedenheit mit seinem Königlichen Herrn auf dem Herzen eines anhänglichen Dieners lastet, und welchen Antheil die Gemüthsbewegung stets an meinen körperlichen Leiden hat. Eure Majestät wollen mit dieser Schwäche Nachsicht haben, da sie ein Ausfluß, wenn auch ein krankhafter, der Liebe zu Eurer Majestät Person ist. Aber sie macht mich unfähig, den Ansprüchen des Dienstes in der Art, wie Eure Majestät ihn erfordern, zu genügen. Ich habe nicht das Gefühl, daß mir

ein langes Leben beschieden ist, und fürchte, daß meine Organisation zu ähnlicher Schlußentwickelung neigt, wie die des hochseligen Königs. Ich kann nicht den Anspruch erheben, daß Eure Majestät auf meine krankhaften Zustände in dienstlichen Sachen Rücksicht nehmen. Es versteht sich, daß ich die Verhandlungen mit dem Reichstage, der vor der Thür ist, nach Eurer Majestät Willen führen werde, wenn Allerhöchstdieselben mir nur die Aussicht gewähren wollen, daß ich demnächst mich zurückziehe und die Zeit, die mir Gott noch beschieden, in Zurückgezogenheit der Ruhe und der dankbaren Erinnerung an die Gnade widme, mit der Eure Majestät mich beglückt haben.

König Wilhelm I. an den Grafen Bismarck.

Berlin, 26. Februar 1869.

Als ich Ihnen am 22. in meiner Bestürzung über Wehrmann's Mittheilung ein sehr flüchtiges, aber desto eindringlicheres Billet schrieb, um Sie von Ihrem Verderben drohenden Vorhaben abzuhalten, konnte ich annehmen, daß Ihre Antwort in ihrem Endresultat meinen Vorstellungen Gehör geben würde, — und ich habe mich nicht geirrt. Dank, herzlichsten Dank, daß Sie meine Erwartung nicht täuschten! ... Sie fühlen sich müde erschöpft[1]), Sehnsucht nach Ruhe beschleicht Sie. Das alles verstehe ich vollkommen, denn ich fühle es Ihnen nach; — kann und darf ich deshalb daran denken mein Amt niederzulegen?[2]) Ebensowenig wie ich dies

---

[1]) Bismarck am Rande: wodurch? [2]) Bismarck am Rande: nein, aber vertrauen, was man nicht selbst sehn kann bei 30 Mill. und glauben, was ein Minister amtlich versichert!

In den „Gedanken und Erinnerungen" äußert sich Bismarck im Rückblick auf diese Tage: „Indem ich jetzt nach mehr als 20 Jahren die betreffenden Papiere wieder lese, befällt mich eine Reue darüber, daß ich damals zwischen meine Überzeugung von dem Staatsinteresse und meine persönliche Liebe zu dem Könige gestellt, der erstern gefolgt bin und folgen mußte. Ich fühle mich heut beschämt von der Liebenswürdigkeit, mit welcher der König meine amtliche Pedanterie ertrug."

darf, ebenso wenig dürfen Sie es! Sie gehören sich nicht allein, sich selbst an; Ihre Existenz ist mit der Geschichte Preußens, Deutschlands, Europas zu eng verbunden, als daß Sie sich von einem Schauplatz zurückziehen dürfen, den Sie mit schaffen halfen. Aber damit Sie sich dieser Schöpfung auch ganz widmen können, müssen Sie sich Erleichterung der Arbeit verschaffen und bitte ich Sie inständigst mir dieserhalb Vorschläge zu machen ... Vor allem aber zweifeln Sie nie an meinem unveränderten Vertrauen und an meiner unauslöschlichen Dankbarkeit!! Ihr Wilhelm.

Roon an Bismarck.

Berlin, 23. Februar 1869.

Seit ich Sie gestern Abend verließ, mein verehrter Freund, bin ich unausgesetzt mit Ihnen und Ihrer Entschließung beschäftigt. Es läßt mir keine Ruhe. Ich muß Ihnen nochmals zurufen, fassen Sie Ihr Schreiben so, daß ein Einlenken möglich bleibt ... Es ist ganz unzulässig, daß Sie die Schiffe verbrennen. Sie dürfen das nicht. Sie würden Sich damit vor dem Lande ruinieren, und Europa würde lachen ... Man würde sagen: er verzweifelte, sein Werk zu vollenden; deshalb ging er.

Bismarck zu dem bayerischen Liberalen Völk.

12. Juni 1869.

Wenn man unsere Friedensliebe nicht anerkennen will, und wenn uns der Krieg aufgezwungen wird, so werden wir ihn mit aller Kraft führen, und Sie — die Bayern werden und dürfen sich sehr beeilen, daß Sie bei der ersten Schlacht, die voraussichtlich bei Metz geschlagen wird, schon dabei sein können. Wir aber werden schon bei dieser Schlacht den Franzosen an Zahl und andern Dingen bedeutend überlegen sein.

Poschinger, Parlamentarier.

Bismarck an Roon.

Es handelte sich um die Frage, ob die von Preußen ins Leben gerufene Marine „deutsch" oder „preußisch" heißen solle.

Varzin, 27. August 1869.

Die Form, in welcher der König die Herrschaft in Deutschland übt, hat mir niemals eine besondere Wichtigkeit gehabt; an die Tatsache, daß er sie übt, habe ich alle Kraft des Strebens gesetzt, die mir Gott gegeben ... Hätten wir 1866 sofort das „Deutsch" oder auch nur „Norddeutsch" dem „Preußisch" substituieren können, wir wären jetzt schon um 20 Jahre weiter ... Ich hoffe zu Gott, daß die Zeit kommen wird, wo unsre Söhne es sich zur Ehre rechnen werden, den Söhnen des Königs in einer Kön. deutschen Flotte und im Kön. deutschen Heere zu dienen. Dazu aber müssen wir uns Freunde mit dem ungerechten Mammon der Redensart machen, und nicht als Preußen, wie an jeder andern Spitze, auch an der des Partikularismus stehen.

Roon, Denkwürdigkeiten.

Bismarck an Roon.

Bismarck hatte in seiner Eigenschaft als Generalpostdirektor einen ehemaligen hannöverschen Postbeamten für das Amt des Oberpostdirektors in Frankfurt a. M. vorgeschlagen. Dieser Vorschlag fand im Kabinett des Königs Widerstand. Bismarck riet, übrigens wie es scheint, irrtümlich, auf weiblichen Einfluß und schickte mit einem amtlichen Promemoria gegen die Ablehnung jenes Beamten folgenden Privatbrief an Roon über die „Postbombe", die bei ihm eingeschlagen habe.

Varzin, 29. August 1869.

... Ich habe es [das Promemoria] eben dictirt, bin todmatt und gallenkrank und nehme daher Bezug auf das Elaborat, unfähig, es hier zu wiederholen. Ich weiß nicht, ob Mühler [Zivilkabinett] einen andern Post-Kandidaten in petto hat, oder ob er nur jene frivole Motivierung der allerhöchsten Entscheidung [daß der Hannoveraner nur 3 preußische Dienstjahre habe] fabriziert hat, um irgend welcher weiblichen Einbläserei [folgen Namen einflußreicher Damen] den Mantel

umzuhängen. Aber ich kann weder mit der Post-Camarilla noch mit Harems-Intriguen bestehn ... Ich habe seit 36 Stunden nicht geschlafen, die ganze Nacht Galle gespien, und mein Kopf ist wie ein Glühofen, trotz Umschläge. Es ist aber auch um den Verstand zu verlieren ... Da mag der Kukuk noch ralliierter Hannoveraner sein, wenn die Leute en bloc für minorenn erklärt werden, oder Bundes- resp. Postkanzler, wenn man mit solchen Abfertigungen zur Ruhe verwiesen wird. Wenn der Karren, auf dem wir fahren, zerschlagen werden soll, so will ich mich wenigstens vom Verdachte der Mitschuld frei sprechen ... Wir sind vielleicht beide zu zornig, um die Galeere weiter rudern zu können, man muß Herz und Gewissen aus bergisch-märkischem Aktien-Pergament haben, um das zu ertragen. Gute Nacht, wollte Gott, ich könnte schlafen.

Roon, Denkwürdigkeiten.

Bismarck an Roon.

Roon schrieb unterm 21. September 1869 an Bismarck: „Ihr Fernbleiben mag eine physische Notwendigkeit sein, allein solche ist auf die Länge nicht zu ertragen; es geht alles aus dem Leim, und ich alter Sünder habe zuweilen Gewissensbisse, mich den rollenden Rädern der neuen [liberalen] Aera [bis 1861] entgegengeworfen zu haben, da wir, wenn auch zu blendenden, doch schließlich zu ganz andern Resultaten gekommen und zu kommen scheinen, als mir in meinen frühern Tagen wünschenswert geschienen."

Varzin, 24. September 1869.

Was Sie über Gewissensbisse wegen Hemmung der „neuen Aera" sagen, darüber könnte ich allein 3 Tage mit Ihnen reden, schreibend kann ich den Block nicht bewältigen; als Grundthema nur der Satz, daß die Art wie, und die Grenze, bis zu der regiert werden kann, durch die Persönlichkeit des Souveräns bedingt ist. Das weiß ich, werden Sie sagen, ohne Besprechung, aber zu dem Thema habe ich 20 Bogen Variation, nicht bloß die Nüance zwischen Vater und Sohn! Auch unser Herr ist heute anders besaitet als 1862; er hat den Kelch der Popularität getrunken, und will ihn nicht zerschlagen.

Ich bin noch zu reizbar, um zu kommen, ich würde Unfug anrichten und bin nicht arbeitsfähig genug, um ihn wieder gut zu machen.

Roon, Denkwürdigkeiten.

Am 2. Dezember schrieb Roon an Bismarck: „Sie müssen gesund hier sein; krank, kränklich oder gereizt würden Sie unsere Schäden nicht heilen, sondern nur verschlimmern können."

Moritz von Blanckenburg an Roon.

Varzin, 1. Oktober 1869.

Ich finde Bismarck entschlossen, unter allen Umständen sich ganz auf den Bund zurückzuziehen, wenn der König nicht mindestens Heydt [Finanzminister] entläßt. — Bei Verhandlungen über diese ganze Angelegenheit habe ich gestern eine solche Szene erlebt wie noch nie. Er entwickelte mir die finstere Perspektive der äußern Weltlage (Rußland!), kam dabei auf die konservative Partei von 1859, ereiferte sich bitter gegen Parteifaulheit, Unfähigkeit, Gerlachianismus; sprach fast unter Thränen seine Sorge aus, daß ihn alles verließe (ohne mir auch nur die äußere Möglichkeit zu gewähren, in die Redespeichen zu fallen) ... Die Folge von dieser Selbsterregung war ein heftiger Magenkrampf ... Ähnliche Zorn- und Ärgererregungen sind in diesem Sommer öfter gewesen. Anscheinend ist er ganz gesund — in Wirklichkeit scheint er mir bei dieser Reizbarkeit auch nach oben hin fast außer Stande zu sein, die Geschäfte weiter zu führen in der bisherigen Art. In ein Bad will er nicht ... Vielleicht kam der ganze gestrige Ausbruch mit daher, daß ich ihm anfing Vorstellungen zu machen über seine Stellung zu den Parteien, also z. B. verlangte, daß er mit Lasker völlig bräche. Er lehnte dies ... entschieden ab, bewies mir vielmehr, daß die äußere Weltlage es erfordere, immer liberaler zu werden.

Zimmerhausen, 8. Oktober 1869.

An seine [Bismarcks] Krankheit kehre ich mich gar nicht mehr, — die ist unheilbar, wenn er in Varzin fortfährt, so ungesund zu leben wie bisher. Sehr spätes Aufstehen und

dann wie ein Förster bis 5 Uhr draußen, essen (und wie!) um 5, 6, 7 Uhr anfangend je nachdem, ½ Stunde Billard und dann die eigentlich nicht zu vermeidende Arbeit bis 10, 11 Uhr — und das bewußte kalte Nachtessen — natürlich kein Schlaf bei zerstörter Verdauung.

Roon, Denkwürdigkeiten.

Am 23. November schrieb Roon an Bismarck: „Sollte Ihre Energie wirklich nicht hinreichen, um Ihrer extravaganten Natur die regelrechte Lebensordnung eines ehrsamen deutschen Hausvaters aufzunötigen? Das müssen Sie können. Das erbitte ich für Sie und von Ihnen mit dem warmen Eifer wahrer Freundschaft."

Roon an Moritz von Blanckenburg.

Berlin, 16. Januar 1870.

Bismarck verkehrt mit den Geschäften ungefähr wie vor Jahren, ist in den Sitzungen überlebhaft, spricht fast allein und scheint in dem alten Irrtum befangen, daß er durch geistige Regsamkeit und persönliche Liebenswürdigkeit alle Schwierigkeiten der Lage überwinden werde. Es wird daher auch mit den Nationalliberalen fortkokettiert, und die alten Freunde und Gesinnungsgenossen werden ziemlich ignoriert; er meint durch diplomatische Dialektik und menschliche Klugheit übrigens alle gewinnen und über den Gänsezucker führen zu können, redet mit den Konservativen konservativ und mit den Liberalen liberal, und bekundet durch dies alles entweder eine so souveräne Verachtung aller seiner Umgebungen oder so unbegreifliche Illusionen, daß mir dabei ganz greulich zu Sinne wird. Er will à tout prix möglich bleiben, jetzt und künftig, und zwar weil er wohl die Empfindung hat, daß der begonnene Bau unter dem Hohngelächter der Welt zusammenfällt, sobald er die Hand davon tut. Das ist auch nicht unrichtig, — aber die — Mittel zum Zwecke! Werden sie um seinetwillen geheiligt?

Roon, Denkwürdigkeiten.

Graf Bismarck im Norddeutschen Reichstag am 24. Februar 1870.

Ich kann dreist behaupten: übt nicht das Präsidium des Norddeutschen Bundes in Süddeutschland ein Stück kaiserlicher Gewalt, wie es im Besitze der deutschen Kaiser seit fünfhundert Jahren nicht gewesen ist? Wo ist denn — seit der Zeit der ersten Hohenstaufen — ein unbestrittener Oberbefehl im Kriege, eine unbestrittene Sicherheit der Gemeinschaft, denselben Feind und denselben Freund im Krieg zu haben, in deutschen Landen vorhanden gewesen? Wo ist denn eine wirtschaftliche Einheit vorhanden gewesen, an deren Spitze der Deutsche Kaiser gestanden hätte? Der Name macht es nicht! Ich kann behaupten, das Haupt des Nordbundes hat in Süddeutschland eine Stellung, wie seit dem Kaiser Rotbart ein deutscher Kaiser nicht gehabt hat.

23. Mai 1870.

Wir sind gegen Sonderrechte, gegen Sondereinrichtungen, gegen die Vorurteile einzelner Regierungen und einzelner Stämme, ja selbst gegen die Rechte einzelner Regierungen und einzelner Volksstämme mitunter, weil wir uns der Größe unserer Ziele bewußt waren, mit Härte verfahren; ich darf wohl sagen mit Härte, wenigstens mit Strenge. Wir haben unverrückt unser nationales Ziel im Auge behalten; wir haben nicht links, nicht rechts gesehen, ob wir jemandem wehe täten in seiner innersten Überzeugung. Aus diesem Geiste haben wir unsere Kraft, unseren Mut, unsere Macht geschöpft zu handeln, wie wir getan. Sobald uns dieser Geist verläßt, sobald wir diesem Geiste entsagen, sobald wir ihn vor dem deutschen Volke und seinen Nachbarn aufgeben, so legen wir damit Zeugnis ab, daß die Spannkraft, mit der wir vor $3\frac{1}{2}$ Jahren an dieser Stelle unsern Ausgang nahmen, in dem Sande des Partikularismus, des Partikularismus der Staaten, des Partikularismus der Parteien, erlahmt ist. Wir werden die Quelle, aus der wir die Berechtigung schöpften, hart zu sein und mit eisernem Schritt zu zermalmen, was der Herstellung der deutschen Nation in ihrer Herrlichkeit und Macht ent-

gegenstand (lebhafter Beifall, „Oho" von den Sozialdemokraten), — m. H., ich freue mich des Zeugnisses, was mir durch die Mißbilligung der Gegner deutscher Einheit und deutscher Größe gegeben wird ... Im Begriffe, diesen Reichstag seinem Schlusse entgegenzuführen, möchte ich Sie bitten: durchdringen Sie sich vollständig mit dem Geiste, der die Bundesverfassung geschaffen hat, hinterlassen Sie ihn ungeschwächt ihren Nachfolgern, geben Sie durch Ihr letztes wichtiges Votum [zu dem einheitlichen Strafgesetzbuch] dem deutschen Volke ein verheißungsvolles Pfand seiner Zukunft, beweisen Sie ihm durch Ihre Abstimmung, daß da, wo es auf die geheiligte Sache unserer nationalen Einheit ankommt, der Deutsche seinen alten Nationalfehlern zu entsagen weiß, beweisen Sie es, ... indem Sie über Ihre augenblicklichen Gegner hinweg Ihren Blick auf das große Ganze erheben und diesem großen Ganzen einen Dienst erweisen, welcher für die deutsche Zukunft das Pfand bilden wird, daß die Neubildung unserer Verfassung frei sein werde von einem großen Teil der Schlacken, welche den alten Guß spröde, brüchig gemacht und zerrissen haben.

Der Deutsch-Französische Krieg 1870 und 1871.

Deutschland wollte seine Einheit, und niemand in Europa hatte ein Recht, sie unmöglich zu machen. Bismarck hatte den Stein bis an den Gipfel gewälzt, Frankreich wollte ihm in den Rücken fallen. Das war alte französische Politik, das war auch die Ursache zu dem Kriege, in welchem die Deutschen ihre Einheit „aus den französischen Bajonetten" herausholten. Die Frage, ob ein katholischer Hohenzoller die spanische Königskrone tragen solle oder nicht, wurde zum Anlaß des Krieges. Napoleon III., von Bismarck in der Führung Europas beiseite gedrängt, überlistet und zuletzt in der Luxemburger Frage mattgesetzt, suchte Bündnisse gegen Preußen bei Österreich und Italien; es kam zu weitgehenden Versprechungen. Bismarck wußte darum und war entschlossen, wenn die Zeit gekommen, den Waffengang zu wagen. Im

Herbst 1869 suchten die Spanier einen König, sie verfielen auf den mit Napoleon verwandten Fürsten Leopold von Hohenzollern, den Sohn Karl Antons. Leopold schlug die Krone aus. Im Februar 1870 tauchte die hohenzollernsche Kandidatur wieder auf. König Wilhelm hatte Bedenken, Bismarck aber bewog die Hohenzollern zur Annahme der Thronfolge. Ihm war ein Außenposten im Rücken Frankreichs erwünscht, und wenn der neue spanische König auch nur „auf einem preußischen Linienschiffe" saß. Napoleon aber konnte sich nur halten, wenn er seine Mißerfolge durch einen auswärtigen Sieg wettmachte; sein Thron wankte. Er hätte persönlich den Krieg gern vermieden — der Ehrgeiz seiner Nation trieb ihn hinein. Bismarck behandelte die spanische Angelegenheit so, daß er die preußische Regierung aus dem Spiele ließ; der König sollte nur als Familienoberhaupt beschließen. König Wilhelm gab am 21. Juni 1870 seine Zustimmung zur Annahme der spanischen Krone. Alles geschah in tiefem Geheimnis; die Spanier selbst lüfteten es. Frankreich geriet in leidenschaftliche Erregung. Der Krieg war populär, die Warnungen des französischen Militärattachés in Berlin, des Obersten Stoffel, wurden in den Wind geschlagen. Selbstüberhebung und Selbsttäuschung gewannen die Oberhand. Der spanische Zwischenfall aber wurde zum Kriegsfall. Gramont, der französische Minister des Auswärtigen, war die Stimme Frankreichs, als er plump und herausfordernd die nationalen Gegensätze zum Bruch trieb.

Am 6. Juli forderte er Preußen öffentlich in der Kammer heraus. Bismarcks erster Gedanke, nachdem er die Rede Gramonts gelesen, war: dies sei der Krieg. Er warf durch die Presse Feuer in das deutsche Volk, und die nationale Erregung flammte hoch auf. Allein in Ems spielten sich vom 9.—13. Juli Vorgänge ab, die mit dem demütigenden Rückzug Preußens enden zu sollen schienen. Bismarck weilte in den Wäldern von Varzin, der kurbedürftige König in Ems. Gerade in dieser Krisis fehlte dem Könige die feste Hand seines Ratgebers. Gramont schickte Benedetti nach Ems, mit dem Auftrag, den König von Preußen persönlich zu Nachgiebigkeiten zu zwingen, die den Franzosen genugtun, Preußen aber erniedrigen sollten.

Benedetti stellte den König auf der Kurpromenade und richtete an ihn mit wachsender Zudringlichkeit das Ansinnen auf ausdrücklichen Verzicht der Hohenzollern. König Wilhelm wollte um des spanischen Unternehmens willen keinen Krieg führen. Am 11. Juli traf in Ems die Depesche ein mit der Nachricht von der Verzichtleistung des Hohenzollernfürsten. Aber das war den französischen Kriegstreibern nicht genug:

Benedetti forderte das Versprechen des Königs, in Zukunft nie mehr auf die spanische Kandidatur zurückzukommen, ja der preußische Botschafter in Paris nahm eine Forderung des schriftlichen Versprechens entgegen. Bismarck trat nach diesen gefährlichen Verhandlungen mit dem Franzosen aus seiner Zurückhaltung heraus.

Am 12. Juli reiste er nach Berlin. Dort angekommen, traf er das Telegramm vom Verzicht des Hohenzollern vor. Das war der Friede und die Niederlage. Bismarck fühlte sich geschlagen. Da kam der Bericht aus Ems über Benedettis Zudringlichkeiten. Bismarck griff zu und schmiedete den Bericht Abekens in Anwesenheit Moltkes und Roons zur „Emser Depesche" um.

Mit einem Schlag war die Lage geklärt: die Franzosen hatten nur die Wahl, „die bittere Pille", die sie Preußen zugedacht, „zu schlucken, oder ihre Drohungen zur Tat zu machen". Hatte doch der ministerielle „Pays" geschrieben: „Das kaudinische Joch ist bereit für Preußen. Sie werden sich beugen, und zwar ohne Kampf besiegt und entwaffnet, wenn sie nicht wagen, einen Kampf aufzunehmen, dessen Ausfall nicht zweifelhaft ist. Hätte uns Preußen die Sprache gesprochen, die Frankreich spricht, so wären wir schon lange unterwegs." Aber Preußen hatte seine Sprache gefunden. „Die Schleusen waren hochgezogen, und alle Kräfte der Nation konnten in tausend Wirbeln gegen den Erbfeind losgelassen werden."

Am 19. Juli wurde die französische Kriegserklärung überreicht. Am nämlichen Tage trat der Deutsche Reichstag zusammen. Unter tosendem Jubel teilte Bismarck die Kriegserklärung mit. Alle deutschen Staaten standen in einhelliger Begeisterung zum Norddeutschen Bunde. Am 25. Juli veröffentlichte Bismarck in den „Times" die Anschläge Frankreichs gegen Belgien und versandte die Schriftstücke in photographischer Wiedergabe der Handschrift Benedettis an alle Kabinette.

Am 31. Juli verließ Bismarck im Gefolge des Königs Berlin. Seine beiden Söhne gingen als Einjährig-Freiwillige in den Krieg. Das große Hauptquartier überschritt nach den Siegen bei Wörth und Spichern am 11. August bei Saarbrücken die französische Grenze. Am 17. August ritt Bismarck mit dem Könige über das Schlachtfeld von Mars la Tour; Herbert war verwundet, Bill gestürzt. Am 18. August begleitete Bismarck den König in die Schlacht von Gravelotte. Ein Engländer sah ihn auf dem Pferde weit nach vorn gebeugt und die sonst so festen Züge voll leidenschaftlicher Erregung. — Bazaines Armee wurde in Metz eingeschlossen,

es kam der Tag von Sedan. Bismarck nahm an den militärischen Unterhandlungen über die Kapitulation teil und wirkte mit, sie ohne Bedingungen herbeizuführen. In einer dürftigen Arbeiterstube begegneten sich der geschlagene Kaiser und der Bundeskanzler.

Am 4. September wurde in Paris die Republik ausgerufen. Die „Regierung der Landesverteidigung" setzte den Krieg fort. Jules Favre verkündigte dem Ausland, Frankreich werde keinen Zollbreit Landes, keinen Stein von seinen Festungen abtreten. Adolf Thiers bereiste Europa, um Hilfe zu suchen. Bismarck wirkte den Anstrengungen, das deutsche Volk um den Siegespreis zu betrügen, in einem ausgedehnten Pressefeldzug und mit amtlichen Noten entgegen. Er stellte französische Untaten an den Pranger und teilte Europa mit: die einmütige Stimme des deutschen Volkes verlange, daß Deutschland gegen die Bedrohungen und Vergewaltigungen, welche von allen französischen Regierungen seit Jahrhunderten gegen uns geübt worden seien, durch bessere Grenzen als bisher geschützt werde. Am 19. September begannen in Ferrières die Verhandlungen zwischen Jules Favre und Bismarck. Bismarck forderte „den Schlüssel unseres Hauses", das Elsaß. Die provisorische Regierung von Frankreich verwarf die Bedingungen. Der Krieg ging weiter. Inzwischen umfaßten die deutschen Heere Paris. Am 5. Oktober verlegte König Wilhelm das Hauptquartier nach Versailles. Léon Gambetta entfachte den „nationalen Krieg". Bismarck wurde von der „Besorgnis der Einmischung der Neutralen" gequält. „Für mich spitzte sich daher meine Aufgabe dahin zu, mit Frankreich abzuschließen, bevor eine Verständigung der neutralen Mächte über ihre Einflußnahme auf den Frieden zustande gekommen wäre."

Deshalb war er auch für die möglichst baldige Beschießung von Paris. Roon, und im Herzen der König, standen auf seiner Seite. Der große Generalstab war dagegen. England und „der Kreis hoher Frauen" arbeiteten gegen das Bombardement des „Mekka der Zivilisation" und für „das für human geltende System der Aushungerung". Bismarck litt schwer unter dem „militärischen Boykott". „Die Verstimmung gegen mich, welche die höhern militärischen Kreise aus dem österreichischen Kriege mitgebracht hatten, dauerte während des französischen fort, gepflegt nicht von Moltke und Roon, aber von den ‚Halbgöttern', wie man damals die Generalstabsoffiziere nannte."

Thiers kam am 18. Oktober mit leeren Händen von seiner europäischen Rundreise zurück und verhandelte vom 30. Ok-

tober bis zum 7. November mit Bismarck. Die Verhandlungen scheiterten. Am 27. Oktober kapitulierte Metz. Die Entsatzarmeen, die Gambetta herantrieb, wurden vernichtet. Inmitten all der ihn umdrängenden Gewalten vollbrachte Bismarck die Gründung des neuen deutschen Reiches. Nach unendlichen Schwierigkeiten trat endlich auch Bayern dem neuen Bunde unter Preußens Führung bei.

Die tragischen Schatten fehlen nicht in jenen ruhmvollen Tagen des Vollbringens. Die letzte Anstrengung, das Werk zu krönen, mußte Bismarck gegen seinen eigenen König richten. Erst als er den König Ludwig II. von Bayern vermocht hatte, dem König von Preußen den Kaisertitel anzutragen, gingen Kaiser und Reich rasch ihrer Verwirklichung entgegen. Am 18. Dezember kam die Kaiserdeputation des Norddeutschen Reichstags nach Versailles, unter der Führung Eduard Simsons, der schon Friedrich Wilhelm IV. die Frankfurter Kaiserkrone angetragen hatte. Am 31. Dezember 1870 verkündigte der Reichsanzeiger die neue Verfassung mit Kaiser und Reich. Am 18. Januar 1871 erklärte der König von Preußen, umgeben von den deutschen Fürsten und Feldherren, in der Spiegelgalerie des Versailler Schlosses die Übernahme der deutschen Kaiserkrone für sich und seine Nachkommen. Bis zum letzten Augenblick währten die Kämpfe und seelischen Erschütterungen. Der König ging, fern von jedem Undank, aber nur mit Widerstreben das Neue innerlich ergreifend, an dem, der ihn auf seinen Schultern bis an diese Stunde getragen hatte, vorüber.

Der Krieg ging seinem Ende entgegen. Paris war durch die Beschießung, durch Hunger und Aufruhr mürbe geworden. Am 23. Januar begannen die Verhandlungen über den Waffenstillstand mit Jules Favre. Die Woche vom 23. bis zum 28. Januar brachte Bismarck die schwersten Anstrengungen. Aber er bewies glänzend seine Überlegenheit. Gambetta mußte vom Schauplatz abtreten. Thiers trat als Haupt der vollziehenden Gewalt an seine Stelle. Bismarck bestand auf der Abtretung von Elsaß und Lothringen mit Metz. Nach neuen Verhandlungen mit Thiers und Favre wurde am 26. Februar der Vorfriede von Versailles unterzeichnet. Am 1. März zog Bismarck mit einem Teil der siegreichen Truppen in Paris ein. Das in der Weltgeschichte unerhörte Schauspiel war zu Ende. Am 6. März verließ Bismarck Versailles, am 9. März traf er in Berlin ein. „Da habt Ihr Euren Alten wieder!" Am 21. März erhob der Kaiser seinen Kanzler in den Fürstenstand. Am nämlichen Tage wurde der erste deutsche Reichstag feierlich eröffnet.

Benedetti und Bismarck.

Der englische Botschafter Lord Loftus erzählt: Nach einem Diner bei Bismarck habe Benedetti, der französische Botschafter, Bismarcks Helm, der im Vorzimmer auf dem Tische stand, aufgesetzt, ihn aber sofort wieder abgenommen mit den Worten: „Sein Kopf ist entschieden stärker (plus forte) als der meinige."

Poschinger, Neue Tischgespräche.

Graf Bismarck an Roon.

Berlin, 7. Juni 1870.

Ich entfliehe morgen früh den Schlingen, die sich mit jedem Tage meines Bleibens stets von neuem um meine heimwärts strebenden Füße legen. Ich hoffe, daß wir uns anfangs August hier so wohl wiedersehen, wie wir es gegenseitig wünschen. Ich habe formell sechs Wochen Urlaub.

Der französische Minister Gramont im gesetzgebenden Körper.

Paris, 6. Juli 1870.

Wir glauben nicht, daß die Achtung vor den Rechten eines Nachbarvolkes uns verpflichtet zu dulden, daß eine fremde Macht einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setze ... Dieser Fall wird nicht eintreten, dessen sind wir gewiß ... Sollte es anders kommen, so würden wir ... unsre Pflicht ohne Zaudern und ohne Schwäche zu erfüllen wissen.

Die französische Presse höhnte «la Prusse cane», „Preußen kneift". — Bismarck sagt zu den Worten Gramonts: „Schon diese Äußerung war eine amtliche internationale Bedrohung mit der Hand am Degengriff."

Graf Bismarck an die Vertreter des Norddeutschen Bundes am 7. Juli 1870.

Freundschaftlichen Erörterungen [über die spanische Thronkandidatur] hätten wir uns nicht entzogen, aber Gramonts Drohungen verschließen uns den Mund, unsrerseits

werden wir wegen derselben keine Händel beginnen, wollen aber die Franzosen uns angreifen, so werden wir uns wehren — wehren, daß ihnen die Augen übergehn.

Gedanken und Erinnerungen: „Schon in der Tatsache, daß das französische Kabinett sich erlaubte, die preußische Politik über die Annahme der Wahl zur Rede zu stellen ..., lag eine internationale Unverschämtheit, die für uns nach meiner Ansicht die Unmöglichkeit involvierte, auch nur um einen Zoll breit zurückzuweichen."

Gramont an Benedetti.

7./8. Juli 1870.

Die einzige Antwort, welche den Krieg verhindern kann, ist diese: „Die Königlich preußische Regierung billigt die Annahme des Prinzen nicht und befiehlt ihm, diesen Entschluß zurückzunehmen, den er ohne unsre Erlaubnis gefaßt hat." — Wir haben es sehr eilig, weil wir im Fall einer unbefriedigenden Antwort einen Vorsprung gewinnen und mit den Truppenbewegungen am Sonnabend [9. Juli] beginnen müssen, um binnen 14 Tagen im Felde zu sein.

Die Emser Depesche.

13. Juli 1870.

Bismarck erzählt: Ich entschloß mich, am 12. Juli von Varzin nach Ems aufzubrechen, um bei Sr. Majestät die Berufung des Reichstags behufs der Mobilmachung zu befürworten. Als ich durch Wussow fuhr, stand mein Freund, der alte Prediger Mulert, vor der Tür des Pfarrhofs und grüßte mich freundlich; meine Antwort im offenen Wagen war ein Lufthieb in Quart und Terz, und er verstand, daß ich glaubte in den Krieg zu gehn. In den Hof meiner Berliner Wohnung einfahrend und bevor ich den Wagen verlassen hätte, empfing ich Telegramme, aus denen hervorging, daß der König nach den französischen Bedrohungen und Beleidigungen im Parlament und in der Presse mit Benedetti zu verhandeln fortfuhr, ohne ihn in kühler Zurückhaltung an seine Minister zu verweisen. Während des Essens, an dem Moltke und Roon

teilnahmen, traf von der Botschaft in Paris die Meldung ein, daß der Prinz von Hohenzollern der Kandidatur entsagt habe, um den Krieg abzuwenden, mit dem uns Frankreich bedrohte. Mein erster Gedanke war, aus dem Dienst zu scheiden, weil ich nach allen beleidigenden Provokationen, die vorhergegangen waren, in diesem erpreßten Nachgeben eine Demütigung Deutschlands sah, die ich nicht amtlich verantworten wollte ... Ich war sehr niedergeschlagen, denn ich sah kein Mittel, den fressenden Schaden, den ich von einer schüchternen Politik für unsere nationale Stellung befürchtete, wieder gut zu machen, ohne Händel ungeschickt vom Zaune zu brechen und künstlich zu suchen. Den Krieg sah ich schon damals als eine Notwendigkeit an, der wir mit Ehren nicht mehr ausweichen konnten. Ich telegraphierte an die Meinigen nach Varzin, man sollte nicht packen, nicht abreisen, ich würde in wenig Tagen wieder dort sein. Ich glaubte nunmehr an Frieden; da ich aber die Haltung nicht vertreten wollte, durch welche dieser Friede erkauft gewesen wäre, so gab ich die Reise nach Ems auf ... In gleichem Sinne sprach ich auch mit dem Kriegsminister von Roon: wir hätten die französische Ohrfeige weg und wären durch die Nachgiebigkeit in die Lage gebracht, als Händelsucher zu erscheinen, wenn wir zum Kriege schritten, durch den allein wir den Flecken abwaschen könnten ...

Zum Rücktritt entschlossen trotz der Vorwürfe, die mir Roon darüber machte, lud ich ihn und Moltke zum 13. ein, mit mir zu Drei zu speisen, und teilte ihnen bei Tische meine An- und Absichten mit. Beide waren sehr niedergeschlagen und machten mir indirekt Vorwürfe, daß ich die im Vergleiche mit ihnen größere Leichtigkeit des Rückzugs aus dem Dienste egoistisch benutzte. Ich vertrat die Meinung, daß ich mein Ehrgefühl nicht der Politik opfern könne ... Während dieser Unterhaltung wurde mir gemeldet, daß ein Ziffertelegramm, von ungefähr 200 Gruppen, in der Übersetzung begriffen sei. Nachdem mir die Entzifferung überbracht war, welche ergab, daß Abeken das Telegramm auf Befehl Sr. Majestät redigiert und unterzeichnet hatte, las ich dasselbe meinen Gästen vor,

deren Niedergeschlagenheit so tief wurde, daß sie Speise und Trank verschmähten. Die am 13. Juli 1870 um 3 Uhr 50 Min. in Ems aufgegebene, 6 Uhr 9 Min. in Berlin eingetroffene Depesche lautete: „Se. Majestät schreibt mir: «Graf Benedetti fing mich auf der Promenade ab, um auf zuletzt sehr zudringliche Art von mir zu verlangen, ich sollte ihn autorisieren, sofort zu telegraphieren, daß ich für alle Zukunft mich verpflichtete, niemals wieder meine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur zurückkämen. Ich wies ihn zuletzt etwas ernst zurück, da man à tout jamais dergleichen Engagements nicht nehmen dürfe noch könne. Natürlich sagte ich ihm, daß ich noch nichts erhalten hätte, und, da er über Paris und Madrid früher benachrichtigt sei als ich, er wohl einsähe, daß mein Gouvernement wiederum außer Spiel sei.» — Se. Majestät hat seitdem ein Schreiben des Fürsten [Karl Anton von Hohenzollern] bekommen. Da Se. Majestät dem Grafen Benedetti gesagt, daß er Nachricht vom Fürsten erwarte, hat Allerhöchstderselbe, mit Rücksicht auf die obige Zumutung, auf des Grafen Eulenburg und meinen Vortrag beschlossen, den Grafen Benedetti nicht mehr zu empfangen, sondern ihm nur durch einen Adjutanten sagen zu lassen, daß Se. Majestät jetzt vom Fürsten die Bestätigung der Nachricht erhalten, die Benedetti aus Paris schon gehabt, und dem Botschafter nichts weiter zu sagen habe. Se. Majestät stellt Ew. Exzellenz anheim, ob nicht die neue Forderung Benedettis und ihre Zurückweisung sogleich sowohl unsern Gesandten als in der Presse mitgeteilt werden sollte."

Bei wiederholter Prüfung des Aktenstücks verweilte ich bei der einen Auftrag involvierenden Ermächtigung Sr. Majestät, die neue Forderung Benedettis und ihre Zurückweisung sogleich sowohl unsern Gesandten als in der Presse mitzuteilen. Ich stellte an Moltke einige Fragen in bezug auf das Maß seines Vertrauens auf den Stand unsrer Rüstungen, respektive auf die Zeit, deren dieselben bei der überraschend aufgetauchten Kriegsgefahr noch bedürfen würden. Er antwortete, daß er, wenn Krieg werden sollte, von einem Aufschub des Ausbruchs keinen Vorteil für uns erwarte; ... er

halte den schnellen Ausbruch im ganzen für uns vorteilhafter als eine Verschleppung. Der Haltung Frankreichs gegenüber zwang uns nach meiner Ansicht das nationale Ehrgefühl zum Kriege, und wenn wir den Forderungen dieses Gefühls nicht gerecht wurden, so verloren wir auf dem Wege zur Vollendung unsrer nationalen Entwicklung den ganzen 1866 gewonnenen Vorsprung, und das 1866 durch unsre militärischen Erfolge gesteigerte deutsche Nationalgefühl südlich des Mains, wie es sich in der Bereitwilligkeit der Südstaaten zu den Bündnissen ausgesprochen hatte, mußte wieder erkalten ... In dieser Überzeugung machte ich von der mir durch Abeken übermittelten königlichen Ermächtigung Gebrauch, den Inhalt des Telegramms zu veröffentlichen, und reduzierte in Gegenwart meiner beiden Tischgäste das Telegramm durch Streichungen ... auf die nachstehende Fassung:

„Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der kaiserlich französischen Regierung von der königlich spanischen amtlich mitgeteilt worden sind, hat der französische Botschafter in Ems an Seine Majestät den König noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisieren, daß er nach Paris telegraphiere, daß Seine Majestät der König sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur wieder zurückkommen sollten. Seine Majestät der König hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen, und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß Seine Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzuteilen habe."

Nachdem ich meinen beiden Gästen die konzentrierte Redaktion vorgelesen hatte, bemerkte Moltke: „So hat das einen anderen Klang, vorher klang es wie Chamade, jetzt wie eine Fanfare in Antwort auf eine Herausforderung." Ich erläuterte: „Wenn ich diesen Text ... sofort nicht nur an die Zeitungen, sondern auch telegraphisch an alle unsere Gesandtschaften mitteile, so wird er vor Mitternacht in Paris bekannt sein und dort ... den Eindruck des roten Tuches auf den gallischen Stier machen. Schlagen müssen wir, wenn wir

nicht die Rolle des Geschlagenen ohne Kampf auf uns nehmen wollen ... Es ist wichtig, daß wir die Angegriffenen seien, und die gallische Überhebung und Reizbarkeit wird uns dazu machen, wenn wir mit europäischer Öffentlichkeit ... verkünden, daß wir den öffentlichen Drohungen Frankreichs furchtlos entgegentreten." Diese meine Auseinandersetzung erzeugte bei den beiden Generalen einen Umschlag zu freudiger Stimmung, dessen Lebhaftigkeit mich überraschte ... Roon sagte: „Der alte Gott lebt noch und wird uns nicht in Schande verkommen lassen." Moltke trat so weit aus seiner gleichmütigen Passivität heraus, daß er sich, mit freudigem Blick gegen die Zimmerdecke, und mit Verzicht auf seine sonstige Gemessenheit in Worten, mit der Hand vor die Brust schlug und sagte: „Wenn ich das noch erlebe, in solchem Kriege unsere Heere zu führen, so mag gleich nachher die alte Carcasse der Teufel holen."

Gedanken und Erinnerungen.

Bismarck am 20. Juli 1870.

Moritz Busch erzählt: Gegen 5 Uhr nachmittags zum Minister in den Garten hinter dem Hause [in Berlin] gerufen, sah ich ihn nach einigem Suchen mit einem dicken Stocke in der Luft fechtend in dem Laubengange links daher kommen, der bis an den Eingang in der Königgrätzer Straße fortläuft. Die Nachmittagssonne umgab ihn mit ihrem gelben Lichte wie ein Bild in Goldgrund.

M. Busch, Tagebuchblätter.

Graf Bismarck und der große Generalstab.

Als das Große Hauptquartier Berlin verließ, war Bismarck in seinem Coupé unfreiwilliger Ohrenzeuge eines im Nebencoupé mit lauter Stimme geführten Gesprächs, in welchem namentlich General v. Podbielsky hervorhob, diesmal sei dafür gesorgt, daß Bismarck sich um die militärischen Dinge nicht zu bekümmern haben werde. Fast schüchtern warf der Kriegsminister von Roon ein: „Aber er muß doch wissen, wann er Frieden zu machen hat."

Poschinger, Bismarck-Portefeuille.

Bismarck an seinen Sohn Herbert.

Mainz, 6. August 1870.

Mein geliebter Junge, Wir gehn morgen früh mit dem König an die Grenze; möchte ich der lieben blauen Couleur [von Herberts Regiment] dort begegnen. Der Anfang ist nach Gottes Segen gut, möge es bis ans Ende so bei bleiben. Von Weißenburg kamen heut 400 französ. Gefangene hier durch und 400 durch Darmstadt. Bei Saarbrück sind heut die abziehenden Mordbrenner, die diese offne Stadt wie Botokuden angezündet haben, von Goeben erreicht und (Corps von Frossard) gründlich in die Flucht geschlagen worden. In den nächsten Tagen wird das mit Gottes Hilfe auch mit der Hauptarmee der Fall sein. Von Deiner Mutter habe ich gute Nachricht, werft nur fleißig Briefe für sie auf die Post, wo Ihr könnt ... Grüße Bill herzlich, und bitte Gott mit mir und Deiner Mutter, daß er uns alle gesund wieder zusammenführe, vor allem aber uns Sieg verleihe nach Seiner Gnade. Dein treuer Vater v. Bismarck. — Wird einer von Euch beiden blessiert, so telegraphiert mir nach des Königs Hauptquartier so schnell es geht. Eurer Mutter aber nicht vorher.

Bismarck und das diplomatische Hauptquartier.

In der Begleitung des Bundeskanzlers reisten, als zum „mobilisierten Auswärtigen Amte" gehörig: die Wirkl. Geh. Legationsräte Abeken und von Keudell, der Wirkl. Legationsrat Graf Hatzfeldt und der Legationsrat Graf Bismarck-Bohlen und für Presseangelegenheiten Moritz Busch. Später kamen in Ferrières Lothar Bucher, in Versailles der Legationsrat von Holstein, der junge Graf Wartensleben und der Geh. Oberregierungsrat Wagener hinzu (seit den vierziger Jahren von der Kreuzzeitung her mit Bismarck befreundet). Ein Geheimsekretär, Chiffreure, Kanzleidiener, Boten, ein Trainsoldat als Koch vervollständigten das Personal.

Moritz Busch erzählt: Die Güte unsers „Chefs" — so wird der Reichskanzler von den Angehörigen des Auswärtigen Amts in gewöhnlicher Rede bezeichnet — hatte es

so angeordnet, daß seine Mitarbeiter, Sekretäre wie Räte, auch gewissermaßen Glieder seines Haushaltes waren; wir wohnten, wenn es die Umstände gestatteten, in demselben Hause mit ihm und hatten die Ehre, an seiner Tafel zu speisen. — Der Kanzler trug während des ganzen Krieges Uniform, und zwar in der Regel den bekannten Interimsrock des gelben Regiments der schweren Landwehrreiterei, dessen weiße Mütze und weite Aufschlagstiefel, bei Ritten nach Schlachten oder Aussichtspunkten auch an einem über Brust und Rücken gehenden Riemen ein schwarzes Lederfutteral mit einem Feldstecher und zuweilen außer dem Pallasch einen Revolver. Von Dekorationen sah man bei ihm in den ersten Monaten regelmäßig nur das Komturkreuz des Roten Adlerordens, später auch das Eiserne Kreuz. Nur in Versailles traf ich ihn einigemal im Schlafrock an, und da war er nicht wohl — ein Zustand, von dem er sonst während des Feldzugs meines Wissens fast ganz unangefochten blieb. Auf der Reise fuhr er meist mit Abeken, einmal mehrere Tage nacheinander auch mit mir. In betreff der Quartiere machte er äußerst geringe Ansprüche, so daß er sich auch da, wo Besseres zu haben war, mit einem höchst bescheidnen Unterkommen begnügte ... Auf der Reise fuhren wir meist unmittelbar hinter dem Wagenzug des Königs her. Wir brachen dann gewöhnlich gegen zehn Uhr morgens auf und machten bisweilen starke Touren, bis zu sechzig Kilometern. Im Nachtquartier eingetroffen, ging man stets sofort an die Einrichtung eines Bureaus, wo es dann selten an Arbeit mangelte, zumal, wenn uns der Feldtelegraph erreicht hatte, und der Kanzler durch ihn wieder geworden war, was er in dieser Zeit mit kurzen Unterbrechungen immer gewesen ist, der politische Mittelpunkt der zivilisierten Welt Europas. Auch da, wo nur für eine Nacht haltgemacht wurde, erhielt er, selbst rastlos tätig, seine Umgebung bis spät in fast nie abreißender Geschäftigkeit. Feldjäger kamen und gingen, Boten brachten Briefe und Telegramme und schafften deren fort. Die Räte verfaßten nach den Weisungen ihres Chefs Noten, Erlasse und Verfügungen, die Kanzlei kopierte und

registrierte, chiffrierte und dechiffrierte. Von allen Richtungen der Windrose strömte Material in Berichten und Anfragen, Zeitungsartikeln und dergleichen herzu, und das meiste davon erheischte unverzügliche Erledigung. — Die fast übermenschliche Befähigung des Kanzlers zu arbeiten, schöpferisch, aufnehmend, kritisch zu arbeiten, die schwierigsten Aufgaben zu lösen, überall ohne Verzug das Rechte zu finden und das allein Geeignete anzuordnen, war vielleicht nie so bewundernswert wie während dieser Zeit, und sie war in ihrer Unerschöpflichkeit um so erstaunlicher, als nur wenig Schlaf die bei solcher Tätigkeit aufgewandten Kräfte ersetzte. Wie daheim stand der Minister auch im Felde, wenn ihn nicht eine zu erwartende Schlacht schon vor Tagesanbruch an die Seite des Königs und zum Heere rief, meist spät, in der Regel gegen zehn Uhr auf. Aber er hatte dann die Nacht durchwacht und war erst mit dem durchs Fenster scheinenden Morgenlichte eingeschlafen. Oft kaum aus dem Bette und noch nicht in den Kleidern, begann er schon wieder zu denken und zu schaffen, zu studieren, den Räten und andern Mitarbeitern Instruktionen zu erteilen, Fragen vorzulegen und Aufgaben der verschiedensten Art zu stellen, selbst zu schreiben oder zu diktieren. Später waren Besuche zu empfangen oder Audienzen zu geben, oder es war dem König Vortrag zu halten. Dann wieder Studium von Depeschen und Landkarten, Korrektur von befohlenen Aufsätzen, Niederschrift von Konzepten mit den bekannten großen Bleistiften, Abfassung von Briefen, Information zu Telegrammen oder Äußerungen in der Presse und dazwischen mitunter abermals Empfang unabweislicher Besuche, die zuweilen nicht willkommen sein konnten. Erst um zwei, manchmal erst nach drei Uhr gönnte sich der Kanzler an Orten, wo für längere Zeit haltgemacht worden war, einige Erholung, indem er einen Spazierritt in die Nachbarschaft unternahm. Darauf wurde nochmals gearbeitet, bis man zwischen fünf und sechs Uhr zum Diner ging. Spätestens anderthalb Stunden nachher war er wieder in seinem Zimmer am Schreibtisch, und häufig sah ihn noch die Mitternacht lesen oder Gedanken zu Papier

bringen. — Wie der Graf es mit dem Schlafen anders wie unter gewöhnlichen Menschen üblich hielt, so lebte er auch hinsichtlich seiner Mahlzeiten in eigner Weise. Früh genoß er eine Tasse Tee und wohl auch ein oder zwei Eier, dann aber in der Regel nichts bis zu dem in die Abendstunden verlegten Diner. Sehr selten nahm er am zweiten Frühstück und nur dann und wann am Tee teil, der zwischen neun und zehn Uhr serviert wurde. Er aß somit, gelegentliche Ausnahmen abgerechnet, innerhalb der vierundzwanzig Stunden des Tages eigentlich nur einmal, dann aber — beiläufig wie Friedrich der Große — reichlich ... Graf Bismarck führte einen guten Tisch, der sich da, wo die Umstände es erlaubten, zur Opulenz erhob. Dies war namentlich in Reims, Meaux, Ferrières und zuletzt in Versailles der Fall... Einiges zur Verschönerung der Tafel, die uns so freundlich nährte, trugen in den letzten fünf Monaten Spenden aus der Heimat bei, die, wie billig, auch ihres Bundeskanzlers liebreich gedachte und ihn reichlich mit allerhand leckern Sendungen fester und flüssiger Natur: Spickgänsen, Wild, edeln Fischen, Fasanen, Baumkuchen, trefflichem Bier und feinem Wein sowie andern hochachtbaren Dingen versorgte.

M. Busch, Tagebuchblätter.

Graf Bismarck am 16. August 1870.

Keudell erzählt: In später Abendstunde des 16. befand sich der Kanzler noch beim Könige zusammen mit Moltke. Da tritt ein Ordonnanzoffizier ein und macht in leisem Tone dem General eine Meldung, die ihn zu erschrecken scheint. Bismarck versteht seinen Blick und fragt: „Geht es mich an?" Darauf meldet der Offizier laut: „Bei der letzten Attacke des 1. Gardedragonerregiments ist Graf Herbert Bismarck gefallen, Graf Bill tödlich verwundet worden." Und auf Befragen gibt er an, die Nachricht komme von dem kommandierenden General des X. Korps von Voigts-Rhetz, dessen augenblicklicher Aufenthalt nicht bekannt sei, da der General umherreite, um alle Lazarette zu besichtigen. Bismarck läßt

sofort satteln; und ohne ein Wort zu sagen, reitet er in die Nacht hinaus. Kein Reitknecht darf ihm folgen.

Keudell, Fürst und Fürstin Bismarck.

Die Nachricht war glücklicherweise falsch. Graf Herbert war von einer Kugel an der Brust gestreift worden, eine zweite hatte seine Uhr zerschmettert, die dritte war in das Fleisch des Oberschenkels gedrungen. Graf Bill war bei der Attacke über ein totes Pferd gestürzt, hatte aber sein Pferd festhalten und, nachdem er einen Verwundeten in den Sattel gehoben, zurückführen können.

Vor der Entscheidung von Gravelotte.

Rezonville, Abend des 18. August 1870.

Unter den beim Einbruch der Dunkelheit auf das Ergebnis der Schlacht von Gravelotte Wartenden befand sich auch Bismarck. Der König schien sich gewaltsam zu zwingen, still zu sein. Bismarck, der eine äußere Gleichgültigkeit zur Schau trug, die jedoch durch seine Rastlosigkeit Lügen gestraft wurde, tat, als ob er Briefe lese. Als Moltke endlich die Siegesnachricht brachte, sprang der König mit einem „Gott sei Dank" auf, Bismarck zerknitterte, tief aufatmend, die in der Hand gehaltenen Briefe.

Poschinger, Bismarck-Portefeuille.

Schade!

Bar le Duc, 26. August 1870.

In der Revue politique et littéraire vom Februar oder März 1874 erzählt Charles Loizet, vielleicht im Hinblick auf Bismarcks „Tour in und um die obere Stadt" Bar le Duc:

In einer Stadt des östlichen Frankreich, die die traurige Ehre hatte, einige Tage lang die höchsten Persönlichkeiten der Invasion zu beherbergen, und wo in aller Eile der forcierte Marsch nach Sedan beschlossen wurde, ging der famose Bismarck, unbekümmert darum, daß die Verwünschungen und das Erstaunen des Volkes mit Fingern auf ihn wiesen, allein in den entlegensten Quartieren der Stadt auf und nieder. Ein Mann, der durch häuslichen Kummer verbittert, und dem an seinem Leben nichts gelegen war, bat unter der Hand

für ein Unternehmen, das großes Aufsehen machen würde, um eine verborgne Waffe. Man verweigerte ihm dieselbe, man zitterte, daß er eine solche finden könnte. Die Einwohner dieser übrigens sehr patriotischen Stadt waren eben entwaffnet worden. Tags darauf hatte sich dieser Mann erhängt, und sein Plan wurde mit ihm zu Grabe getragen. Und der Kanzler war allein, in Uniform, auf der Viehweide der oberen Stadt spazierengegangen —!

M. Busch, Tagebuchblätter.

Graf Bismarck in Clermont.

Der hier genannte Stieber ist der gefürchtete Kriminalpolizist, während des Deutsch-Französischen Krieges Generalpolizeidirektor.

27. August 1870.

[Bismarck] hatte die Nacht auf einfacher Matratze am Fußboden geschlafen, seinen Revolver neben sich, und er arbeitete an einem Tischchen, auf dem kaum beide Ellenbogen ruhen konnten, in der Ecke neben der Tür. Die Stube war auf das notdürftigste ausgestattet, von Sofa, Lehnsessel u. dgl. war nicht die Rede. Der, der seit Jahren die Weltgeschichte machte, in dessen Kopfe ihre Strömungen sich konzentrierten, um, nach seinen Plänen verwandelt, wieder daraus hervorzugehen, hatte kaum, wo er sein Haupt hinlegte, während stupide Hofschranzen in bequemen Himmelbetten vom Nichtstun ausruhten, und selbst Herr Stieber sich viel behaglicher zu betten verstanden hatte als unser Meister.

M. Busch, Tagebuchblätter.

Graf Bismarck vor der Begegnung mit Napoleon III.

Donchery, vom 1. auf den 2. September 1870.

Moritz Busch erzählt: Ich schlief hier in einem kleinen Alkoven neben dem Hinterzimmer der ersten Etage Wand an Wand mit dem Kanzler, der die große Vorderstube inne hatte. Früh gegen sechs Uhr weckten mich hastige Tritte. Ich hörte, daß Engel [Bismarcks Kammerdiener] sagte: „Ex-

zellenz, 's ist ein französischer General da, unten vor der Türe; ich verstehe nicht, was er will." Darauf scheint der Minister rasch aufgestanden zu sein und aus dem Fenster mit dem Franzosen — es war wieder der General Reille — kurz verhandelt zu haben. Die Folge war, daß er sich hastig anzog, sich, wie er gestern gekommen war, ohne zu frühstücken zu Pferde setzte und eiligst davonritt. Ich ging schnell in sein Zimmer und ans Fenster, um zu sehen, in welcher Richtung er sich entfernte. Er trabte auf den Markt zu. In der Stube war alles in Unordnung umhergeworfen. Am Boden lagen die „Täglichen Losungen und Lehrtexte der Brüdergemeinde für 1870", und auf dem Nachttischchen befand sich ein andres Andachtsbuch: „Die tägliche Erquickung für gläubige Christen" — Schriften, in denen der Kanzler, wie Engel sagte, des Nachts zu lesen pflegte.

M. Busch, Tagebuchblätter.

Aus der Verhandlung in Donchery

in der Nacht vom 1. zum 2. September 1870.

Nach dem stenographischen Protokoll des Rittmeisters Grafen von Nostitz.

General von Wimpffen fordert Entlassung der ganzen französischen Armee, die in Sedan eingeschlossen ist, auf Ehrenwort, und warnt, das französische Ehrgefühl zu verletzen. Graf Bismarck: Kriegsgefangenschaft nach tapferer Gegenwehr, nach Mangel an Lebensmitteln und Munition bei Überlegenheit feindlicher Streitkräfte kann kein militärisches Ehrgefühl verletzen. Frankreich hat in den letzten 200 Jahren etwa zwanzigmal an Deutschland den Krieg erklärt, und zwar immer ohne Grund. Es hat uns Sadowa, das nicht einmal gegen französische Truppen gewonnen worden, noch nicht vergeben, es wird uns die Ereignisse der letzten Wochen noch weniger vergessen. Dagegen gibt es nur Grenzverbesserungen und materiellen Gewinn. Unser Volk hat den Krieg nicht gewollt; Sie haben uns dazu gezwungen; jetzt steht das ganze Volk mit Enthusiasmus hinter uns. Zu

diesem Kriege hat Deutschland Opfer bringen müssen, die nicht vergeblich sein dürfen, weil wir dieselben zum zweitenmal dem Volke nicht zumuten dürfen. Frankreich wird uns, wie auch diese Kapitulation ausfallen möge, wieder den Krieg erklären, sobald es sich materiell stark genug dazu fühlt oder Alliierte zu haben glaubt. Wir aber wollen in Frieden leben, und dazu sind materielle Garantien notwendig, welche die Erneuerung eines solchen Krieges erschweren. Frankreich wird unter allen Umständen für die Ereignisse der letzten Wochen an uns Rache zu nehmen bestrebt sein, und dazu müssen wir uns schon jetzt vorbereiten, auch die nötige Stellung uns zu erwerben.

Poschinger, Bundesrat.

Graf Bismarck an seine Gattin.

Von Franktireurs aufgefangen und im „Figaro"" 1872 in Faksimile veröffentlicht.

Vendresse, 3. Sept. 1870.

Mein liebes Herz, Vorgestern vor Tagesgrauen verließ ich mein hiesiges Quartier, kehre heut zurück, und habe in der Zwischenzeit die große Schlacht von Sedan am 1. erlebt, in der wir 30.000 Gefangene machten, und den Rest der französischen Armee, der wir seit Bar le Duc nachjagten, in die Festung warfen, wo sie sich mit dem Kaiser kriegsgefangen ergeben mußte. Gestern früh 5 Uhr, nachdem ich bis 1 Uhr früh mit Moltke [so!] und den franzöſ. Generälen über die abzuschließende Capitulation verhandelt hatte, weckte mich der General Reille, den ich kenne, um mir zu sagen, daß Napoleon mich zu sprechen wünschte. Ich ritt ungewaschen und ungefrühstückt gegen Sedan, fand den Kaiser im offnen Wagen mit 3 Adjutanten und 3 zu Pferde daneben auf der Landstraße vor Sedan haltend. Ich saß ab, grüßte ihn ebenso wie in den Tuilerien und fragte nach seinen Befehlen. Er wünschte den König zu sehn; ich sagte ihm, der Wahrheit gemäß, daß S. M. 3 Meilen davon an dem Orte wo ich jetzt schreibe, sein Quartier habe. Auf N's. Frage, wohin er sich

begeben solle, bot ich ihm, da ich [der] Gegend unkundig, mein Quartier in Donchery an, einem kleinen Ort an der Maaß dicht bei Sedan; er nahm es an und fuhr von seinen 6 Franzosen, von mir, und von Carl [von Bismarck-Bohlen], der mir inzwischen nachgeritten war, geleitet, durch den einsamen Morgen nach unsrer Seite zu. Vor dem Ort wurde es ihm leid, wegen der möglichen Menschenmenge, und er fragte mich, ob er in einem einsamen Arbeiterhause am Wege absteigen könne; ich ließ es besehn durch Carl, der meldete, es sei ärmlich und unrein; n'importe meinte N., und ich stieg mit ihm eine gebrechliche enge Stiege hinauf. In einer Kammer von 10 Fuß Gevierte, mit einem fichtnen Tische und 2 Binsenstühlen, saßen wir eine Stunde, die Andern waren unten. Ein gewaltiger Contrast mit unserm letzten Beisammensein, 67 in den Tuilerien. Unsre Unterhaltung war schwierig, wenn ich nicht Dinge berühren wollte, die den von Gottes gewaltiger Hand Niedergeworfnen schmerzlich berühren mußten. Ich hatte durch Carl Offiziere aus der Stadt holen und Moltke bitten lassen zu kommen. Wir schickten dann einen der erstern auf Recognoscirung und entdeckten $^1/_2$ Meile davon in Fresnois ein kleines Schloß mit Park. Dorthin geleitete ich ihn mit einer inzwischen herangeholten Escorte vom Leib-Kür. Regt., und dort schlossen wir mit dem französ. Obergeneral Wimpfen die Capitulation, vermöge deren 40- bis 60000 Franzosen, genauer weiß ich es noch nicht, mit allem was sie haben unsre Gefangnen wurden [es waren 83000 Mann]. Der vor- und gestrige Tag kosten Frankreich 100000 Mann und einen Kaiser. Heut früh ging letztrer mit allen seinen Hofleuten, Pferden und Wagen nach Wilhelmshöh bei Kassel ab. Es ist ein weltgeschichtliches Ereigniß, ein Sieg, für den wir Gott dem Herrn in Demuth danken wollen, und der den Krieg entscheidet, wenn wir auch letztern gegen das kaiserliche Frankreich noch fortführen müssen.

Bei Fresnois.

2. September 1870.

Bismarck erzählt: Ich hatte meinen Revolver umgeschnallt, und wie ich mich ihm [dem Kaiser Napoleon] und den sechs Offizieren allein gegenübersah, mag ich unwillkürlich einen Blick nach dem hingetan haben. Vielleicht, daß ich auch instinktartig danach gegriffen habe. Das wurde vermutlich vom Kaiser bemerkt; denn er wurde aschfahl.

M. Busch, Tagebuchblätter.

Bismarck zu dem Grafen Beust.

Graf Beust war Adjutant des Großherzogs von Sachsen.

Rhetel, 4. September 1870.

Bismarck erzählte, er habe am Tage nach Sedan, während Moltke die Übergabe der Festung Sedan mit General Wimpffen abschloß, mit Napoleon gesprochen und, da es geschmacklos gewesen wäre, mit ihm von Politik zu sprechen, während dieser Zeit ungefähr eine Unterhaltung mit ihm geführt, wie man sie mit einem jungen Mädchen hat, mit dem man zum erstenmal den Kotillon tanzt und das man wenig kennt.

Trinkspruch König Wilhelms I.

Rethel, 3. September 1870.

Wir müssen heut aus Dankbarkeit auf das Wohl meiner braven Armee trinken. Sie, Kriegsminister von Roon, haben unser Schwert geschärft; Sie, General von Moltke, haben es geleitet, und Sie, Graf von Bismarck, haben seit Jahren durch die Leitung der Politik Preußen auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht.

Geheimrat Abeken an seine Frau.

Reims, 12. September 1870.

Mit dem Minister ist manchmal schwer auszukommen. Das Schlimmste ist immer, wenn er nicht hören will, während

man ihm nur einfache Tatsachen vorlegen will, die er kennen müßte, manchmal freilich will er sie nicht kennen und manchmal hat er sogar recht daran. Ich muß oft, wenn der erste Ärger vorbei ist, über ihn und über mich lachen. Ich will immer sehr genau auf das antworten, was die Leute gefragt haben. Er antwortet sehr oft gar nicht darauf, antwortet oft auf etwas ganz anderes, hört nicht, was sie sagen, er denkt nur an das, was er sagen will, und das alles geschieht oft ganz unabsichtlich, oft, sehr oft absichtlich. Da haut er denn manchmal sehr daneben, und, was mir leid tut, es kriegt mancher einen Klaps weg, den er gar nicht verdient hatte. Aber oftmals ist es auch gerade das Rechte; und es kommt meistens wirklich mehr darauf an, was Bismarck sagen, als was der andere hören wollte. Es ist gerade dies Nichtachten des anderen auch in dieser Beziehung ein notwendiges Element seiner Größe, welches ihn befähigt, mit eiserner Energie auf sein Ziel, wenn auch oft auf sehr schiefem, ja krummem Wege loszugehen ... Du kannst denken, daß wir unter uns manchmal uns darüber aussprechen; aber das Ende vom Liede ist doch immer die Freude an der mächtigen Organisation eines solchen Mannes, den Gott sich so recht zum Werkzeug gebildet. Wie liebenswürdig er dann auch wieder sein kann, das weißt Du auch.

Abeken, Ein schlichtes Leben.

Jules Favre über den Grafen Bismarck.

September 1870.

Graf Bismarck erschien mir als ein Mann in der ganzen Fülle seiner Kraft. Sein hoher Wuchs, sein mächtiger Schädel, sein Gesicht mit den stark ausgeprägten Zügen verliehen ihm ein zugleich imposantes und hartes Aussehen, welches jedoch durch eine natürliche Einfachheit, fast möchte ich sagen, Gutmütigkeit gemildert wurde. Die Art, wie er mich empfing, war höflich und ernst, unbedingt frei von jeder Steifheit und Gespreiztheit. Sobald die Unterredung begann, nahm er eine mitteilsame und wohlwollende Haltung an, die ihn

während der ganzen Dauer des Gesprächs nicht wieder verließ. Sicherlich erschien ich ihm als ein seiner sehr unwürdiger Unterhändler, aber er war so artig, mich dies nicht merken zu lassen, und meine Aufrichtigkeit schien ihm Teilnahme einzuflößen. Ich war sofort betroffen von der Klarheit seiner Ideen, von der strengen Logik seines Verstandes, von der Originalität seines Geistes. Seine völlige Anspruchslosigkeit war nicht minder merkwürdig. Ich erkannte in ihm einen politischen Geschäftsmann, allem weit überlegen, was man sich in dieser Hinsicht denken kann. Er scheint nur mit dem zu rechnen was ist, sein Augenmerk nur auf praktische Lösungen zu richten, gleichgültig gegen alles, was nicht zu einem nützlichen Zweck führt. Seitdem habe ich ihn oft gesehen; ich fand ihn immer gleich ... Jedem Eindruck zugänglich und von nervöser Natur, ist er nicht immer Herr seiner ungestümen Regungen. Ich war Zeuge einer Nachsicht sowie Schonungslosigkeit, die ich mir nicht erklären kann. Ich hatte sehr viel von seiner äußerlichen Gewandtheit gehört; er hat mich nie getäuscht. Oft hat er mich durch seine Forderungen und Härten verletzt und empört, aber in den großen wie in den kleinen Dingen habe ich ihn immer gerade und pünktlich gefunden.

Graf Bismarck an seinen Sohn Herbert.

Ferrières, 23. September 1870.

Heute vor acht Jahren wurde ich, dünkt mich, Minister. Mein geliebter Junge! Ich erhalte heute zwei Briefe von Deiner Mutter vom 15. und 16., aus denen ich mit Kummer entnehme, daß es noch immer nicht gut mit Deiner Wunde geht. Du hast an Körperleiden ein schweres Jahr [vor dem Krieg durch eine Duellwunde], aber dennoch preise ich dankbar Gottes Schutz, daß er Dich, so wie es ist, den Ritt des Regiments vom 16. August hat überleben lassen; denn es ist nicht vielen gegeben, zu erzählen, daß sie dabei gewesen sind ... Die Kränkung über Wilhelmshöhe begreife ich; die Küche, Stall und Livreen sind gegen den Willen des Königs von

Berlin geschickt worden, und Napoleon hat darauf seine eigene schnell entlassen und verkauft, um zu sparen. Im übrigen ist uns ein gut behandelter Napoleon nützlich, und darauf allein kommt es mir an. Die Rache ist Gottes. Die Franzosen müssen ungewiß bleiben, ob sie ihn wiederbekommen, das fördert ihre Zwistigkeiten. Sie haben sich vorgestern nacht schon mit Geschütz in den Straßen von Paris geschlagen. Wir haben nicht die Aufgabe, sie gegen uns zu einigen. — Ich habe hier mit den Franzosen (Favre von Ring und Hall sehr kleinlaut begleitet) schon dreimal stundenlang verhandelt, sie bekommen aber über das Elsaß noch immer so schweres Bauchgrimmen, daß wir abbrechen mußten. Fünftausend Millionen Franken glauben sie zahlen zu können und schienen bereit dazu, wenn wir ihnen Straßburg ließen. Aber ich sagte ihnen, von dem Gelde wollten wir erst später reden, vorher die deutsche Grenze feststellen und dicht machen. Denn sobald sie zu Kräften kämen, griffen sie uns doch wieder an, sagte ich, was sie unter ganz pomphaften Friedensschwüren bestritten. Alles schon dagewesen. Was aber noch nicht dagewesen, ist die schnelle und volle Heilung, die ich Dir, mein Herzensjunge, wünsche und von Gott erbitte, mit tausend Grüßen an Mama und Marie. Dein treuer Vater v. B.

Pour le roi de Prusse.

An einer Bildsäule in Versailles war am 2. November 1870 angebracht:

Badois, Saxons, Bavarois,
Dupes dun Bismarck plein d'astuces,
Il vous fait bûcher tous trois
Pour le roi de Prusse.

[Badener, Sachsen, Bayern, übers Ohr gehauen von dem hinterlistigen Bismarck: er wird euch alle drei klein machen wie Holz — für den König von Preußen.]

Poschinger, Bundesrat.

St. Avold, 11. August 1870.

Die weite Verbreitung des Bieres ist zu beklagen. Es macht dumm, faul und impotent. Es ist schuld an der demokratischen Kannegießerei, zu der sie sich dabei zusammensetzen.

12. August 1870.

Als das Gespräch sich auf Mythologisches gelenkt hatte, äußerte er, daß er „niemals Apollo leiden gekonnt habe". Er hätte „einen aus Einbildung und Neid geschunden (Marsyas) und aus ähnlichen Gründen die Kinder der Niobe totgeschossen". — „Er ist" — so fuhr er fort — „der echte Typus eines Franzosen; 's ist einer, der es nicht ertragen kann, daß jemand besser oder ebensogut die Flöte spielt wie er."

Herny, 14. August 1870.

Es war unter anderm von Gramont die Rede, und der Graf wunderte sich, daß dieser gesunde, kräftige Mann nach solchem Mißglücken seines Vorgehens gegen uns nicht in ein Regiment eingetreten sei, um seine Dummheit zu sühnen. Groß und stark genug dazu wäre er reichlich. „Ich hätte es anders gemacht 1866, wenn es nicht gut gegangen wäre", fügte er hinzu. „Ich wäre sofort in ein Regiment eingetreten; ich hätte mich ja sonst nicht mehr sehen lassen können."

Commercy, 23. August 1870.

Beim Diner ... waren die Grafen Waldersee und Lehndorff sowie zuletzt Generalleutnant von Alvensleben (aus Magdeburg) Gäste des Chefs. Dieser erzählte — ich erinnere mich nicht mehr, in welchem Zusammenhange — von dem „Mergelmajor", der alles Geschehene hienieden auf geognostische Ursachen zurückzuführen gewohnt war. Er räsonierte ungefähr so: „Die Jungfrau von Orleans, wie sie war und lebte, konnte nur auf fruchtbarem Mergelboden geboren werden, sie mußte auf Kalkboden einen Sieg erfechten, und sie mußte notwendig auf Sandstein sterben."

Zu Moritz Busch auf der Fahrt nach Vendresse, am 31. August 1870.

Ich habe der Kronprinzessin Viktoria viel Tränen gekostet, und sie konnte es nicht verbergen, wie böse sie mir war nach den Annexionen [von 1866]. Sie konnte mich kaum ansehen. Aber sie ist jetzt wohl ruhiger geworden. Einmal bat sie mich um ein Glas Wasser, und als ich's ihr brachte, sagte sie zu der neben ihr sitzenden Hofdame: „Soviel Wasser in diesem Glase ist, soviel Tränen hat der mich schon gekostet."

Rethel, 4. September 1870.

Metz und Straßburg ist's, was wir brauchen und uns nehmen wollen — die Festungen. Das Elsaß — er meinte offenbar damit die starke Betonung des Deutschgewesenseins und des Deutschredens der Elsässer durch die periodische Presse — ist Professorenidee.

Ferrières, 27. September 1870.

Bismarck erzählt: Als ich [gegen Jules Favre] was von Straßburg und Metz fallen ließ, machte er ein Gesicht, als ob das ein Scherz von mir wäre. Ich hätte ihm da erzählen können, wie mir einmal — wie heißt er gleich? — der große Kürschner in Berlin unter den Linden, — hm, Salbach — sagte. Ich ging mit meiner Frau hin, um nach einem Pelz zu fragen, und da nannte er mir für den, der mir gefiel, einen hohen Preis. „Sie scherzen wohl?" versetzte ich. „Nein," erwiderte er, „in de Geschäfte da scherze ich nich."

Ferrières, 4. Oktober 1870.

Jemand bemerkt, der General Moltke sehe jetzt recht wohl aus. „Ja," sagte der Chef, „auch ich habe mich lange nicht so gut befunden als jetzt. Das macht der Krieg — und besonders bei ihm. Es ist sein Gewerbe. Ich erinnere mich, wie er, als die spanische Frage [Juli 1870] brennend wurde, gleich zehn Jahre jünger aussah. Dann, wie ich ihm sagte, der Hohenzoller habe verzichtet, wurde er sofort ganz

alt und müde. Und als die Franzosen sich damit nicht zufrieden gaben, war Moltke auf einmal wieder frisch und jung.

Ferrières, 28. September 1870.

Das Pflichtgefühl des Menschen, der sich einsam im Dunkeln totschießen läßt, haben die Franzosen nicht. Und das kommt doch von dem Reste von Glauben in unserm Volke, davon, daß ich weiß, daß jemand ist, der mich auch dann sieht, wenn der Leutnant mich nicht sieht ... Wie man ohne Glauben an eine geoffenbarte Religion, an Gott, der das Gute will, an einen höhern Richter und ein zukünftiges Leben zusammenleben kann in geordneter Weise — das Seine zu tun und jedem das Seine zu lassen, begreife ich nicht ... Wenn ich nicht mehr Christ wäre, diente ich dem Könige keine Stunde mehr. Wenn ich nicht auf meinen Gott rechnete, so gäbe ich gewiß nichts auf irdische Herren. Ich hätte ja zu leben und wäre vornehm genug und brauchte sie nicht ... Warum soll ich mich angreifen und unverdrossen arbeiten in dieser Welt, mich Verlegenheiten und übler Behandlung aussetzen, wenn ich nicht das Gefühl habe, Gottes wegen meine Schuldigkeit tun zu müssen. Wenn ich nicht an eine göttliche Ordnung glaubte, die diese deutsche Nation zu etwas Gutem und Großem bestimmt hätte, so würde ich das Diplomatengewerbe gleich aufgeben oder das Geschäft gar nicht übernommen haben. Orden und Titel reizen mich nicht ... Hätte ich die wundervolle Basis der Religion nicht, so wäre ich dem ganzen Hofe schon längst mit dem Sitzzeug ins Gesicht gesprungen, und schaffen Sie mir einen Nachfolger mit jener Basis, so gehe ich auf der Stelle. Aber ich lebe unter Heiden. Ich will keine Proselyten damit machen, aber ich habe das Bedürfnis, diesen Glauben zu bekennen.

Versailles, 29. Oktober 1870.

Ich will nichts gegen die Fürstlichkeiten sagen, die als Offiziere und Führer mitgehen und die Gefahren und Strapazen der Soldaten teilen. Aber die, die bloß die Zuschauer

bei der Jagd auf Menschen machen, die sähe ich lieber anderswo als im Hauptquartier. Und zwar habe ich sie um so weniger gern hier, als sie mich über Dinge, die in der Entwicklung und Vorbereitung sind, mit Fragen bestürmen und mir ihren Rat aufdrängen wollen. —

Unter anderm könnte es sich wohl machen, daß wir den Deutschen Reichstag in Versailles abhielten, während Napoleon in Kassel das Corps législatif und den Senat zu einer Beratung über den Frieden versammelte.

1. November 1870.

Schon als Kind und seitdem immer bin ich spät zu Bett gegangen, niemals vor Mitternacht. Ich schlafe dann gewöhnlich schnell ein, wache aber bald wieder auf und finde, daß es höchstens um eins oder halb zwei ist, und dann fällt mir allerhand ein, besonders wo mir unrecht geschehen ist, was dann überlegt werden muß. Darauf schreibe ich Briefe, auch Depeschen, natürlich ohne aufzustehen, bloß im Kopfe. Früher, als ich noch nicht lange Minister war, stand ich auf und schrieb es wirklich nieder. Wenn ich's aber am Morgen überlas, war es nichts wert, lauter Plattitüden, konfuses, triviales Zeug, wie es etwa in der Vossischen gestanden haben könnte, oder wie es der Serenissimus von — sagen würde. — Ich will nicht, möchte lieber schlafen. Aber ich muß, es denkt, es spekuliert in mir. Kommt dann der erste Morgenschimmer auf meine Bettdecke, so schlummre ich wieder ein, und dann wird bis zehn Uhr oder noch länger fortgeschlafen.

4. November 1870.

Wo so viele Menschen in einer Großstadt dicht beisammen sind, hören die Individualitäten leicht auf, sie verfließen ineinander. Es entstehen aus der Luft, aus Hörensagen, Nachsagen allerlei Meinungen, die wenig oder gar nicht auf Tatsachen begründet sind, die sich aber durch Zeitungen, Volksversammlungen, Unterhaltungen beim Bier verbreiten und dann feststehen — unausrottbar. Es ist eine zweite

falsche Natur neben der ersten, ein Massenglaube, Massenaberglaube.

29. November 1870.

Nur Demut führt zum Siege, Überhebung, Selbstüberschätzung zum Gegenteil.

1. Dezember 1870.

Er balancierte einen Napoleondor auf der Spitze des Mittelfingers, als ob er ihn wägen wollte, und fuhr fort: „Hundert Millionen doppelte Napoleondor, das wäre jetzt ungefähr die Kriegskostenentschädigung in Gold — später kostet's mehr —, viertausend Millionen Franken. — Vierzigtausend Taler in Gold werden ein Zentner sein, dreißig Zentner gehen auf einen tüchtigen zweispännigen Wagen — ich weiß, ich habe einmal vierzehntausend Taler in Gold von Berlin nach Hause tragen müssen; was das schwer war! — Das wären etwa achthundert Wagen.

23. Dezember 1870.

Ja, so ein Generalstabschef ist auch ein geplagter Mann. Unaufhörlich zu tun, immer verantwortlich und kann nichts durchsetzen und wird immer schikaniert, fast so schlimm wie ein Minister ... Ich kenne das selbst mit dem Weinen, 's ist Nervenaufregung, Weinkrampf. Den habe ich auch gehabt, in Nikolsburg, und so stark, daß mich der Bock stieß ... So ein Generalstabschef wird schlecht behandelt, ein Minister auch — allerlei Verdrießlichkeiten, Mückenstiche ohne Ende. Man ließe sich das andre gefallen, aber gute Behandlung kann man nicht entbehren ... Ich wenigstens kann schlechte Behandlung nicht vertragen. Wenn ich nicht höflich behandelt werde ...

*

Er [Napoleon] ist viel gutmütiger, als man gewöhnlich glaubt, und viel weniger der kluge Kopf, für den man ihn gehalten hat ... Er ist trotzdem, was man über den Staatsstreich denken mag, wirklich gutmütig, gefühlvoll, ja sentimental, und mit seiner Intelligenz ist es nicht weit her,

auch mit seinem Wissen nicht ... Im Juli [1870] ist er drei Tage umhergetaumelt, ohne zu einem Entschlusse zu kommen, und noch jetzt weiß er nicht was er will ... Der Kaiser hat [Ende Oktober 1862] über mich geäußert: Ce n'est pas un homme sérieux [er ist kein ernster Mensch], woran ich ihn im Weberhause bei Donchery natürlich nicht erinnerte.

*

Man sollte das [Hochwohlgeboren] ganz weglassen. In Privatbriefen brauche ich's auch nicht mehr und amtlich gebe ich das Hochwohlgeboren den Räten bis zur dritten Klasse. Pfuel [Kreishauptmann in Celle] bemerkte, im Gerichtsstil ließe man die großen Anreden ja auch weg, da hieße es einfach und ohne Titel: „Sie haben sich an dem und dem und da und da einzufinden." „Ja," entgegnete der Minister, „aber Ihre juristischen Anreden sind doch auch nicht gerade mein Ideal. Da fehlt bloß noch, daß es heißt: Sie Lumpenhund haben usw. ... Ich will's aber ganz abschaffen bei unsern Leuten. Es wird damit im Jahr ein Meer von Tinte verschrieben, worüber sich die Steuerzahler mit Recht als über eine Verschwendung beklagen können. Mir ist's ganz recht, wenn man an mich einfach: An den Ministerpräsidenten Grafen von Bismarck schreibt ... Es ist ein unnützer Schwanz, und ich wünsche, daß das wegfällt."

9. Januar 1871.

Serenissimum habe ich nun wohl drei Wochen nicht zu sehen bekommen. Mit Serenior [dem Kronprinzen] ist's nicht so lange her. Die Sereni [die übrigen Fürsten] schneide ich.

14. Januar 1871.

Die Habsburger waren dankbar für geleistete Dienste und beschenkten ihre Leute reichlich. Bei uns war's anders. Da machte man sie klein, da nahm man dem, der große Güter besaß, was er hatte, oder zwang ihn zu schlechtem Tausch.

17. Januar 1871.

Der sächsische Finanzrat von Nostiz-Wallwitz fragte Bismarck über Tisch, wie es mit der Sprache in der diplomatischen Korrespondenz gehalten würde. Bismarck antwortete:

Deutsch. Früher war's Französisch. Ich habe es aber eingeführt. Doch nur mit solchen Kabinetten, deren Sprache bei uns verstanden wird. England, Italien, auch Spanien — das kann man zur Not auch lesen. Mit Rußland nicht; denn da bin ich wohl der einzige im Auswärtigen Amte, der es versteht. Holland, Dänemark und Schweden auch nicht; diese Sprachen lernt man doch in der Regel nicht. Die schreiben Französisch, und denen wird auch Französisch geantwortet... Mit Favre habe ich in Ferrières Französisch gesprochen. Aber ich sagte ihm, dies geschähe nur, weil ich nicht amtlich mit ihm verhandelte. Er lachte darüber. Ich sagte ihm aber, das werden Sie schon beim Friedensschluß sehen, daß wir deutsch reden.

20. Januar 1871.

Bismarck erzählte aus seiner Frankfurter Zeit, daß er oft wegen der guten Jagden Einladungen an den Darmstädter Hof angenommen habe. Dann fuhr er fort: „Aber ich habe Ursache anzunehmen, daß die Großherzogin Mathilde mich nicht mochte. Sie hat zu jemand gesagt, damals: er steht immer da und sieht aus, als ob er soviel wie der Großherzog wäre."

22. Januar 1871.

Die Unterhaltung ging in eine gelehrte Erörterung des Unterschiedes zwischen den Titulaturen „Deutscher Kaiser" und „Kaiser von Deutschland" über, und auch die Möglichkeit eines „Kaisers der Deutschen" wurde erwähnt. Als ein Weilchen darüber verhandelt worden war, sagte der Chef, der bisher zu der Debatte geschwiegen hatte: „Weiß einer von den Herren, was auf lateinisch Wurscht heißt?" — „Farcimentum", erwiderte Abeken. — „Farcimen", sagte ich. Chef, lächelnd: „Farcimentum oder Farcimen, einerlei. Nescio

quid mihi magis farcimentum esset. [Ich wüßte nicht, was mir mehr Wurscht wäre.]

23. Januar 1871.

Der Koburger [Ernst II.] sagte neulich zu mir, es wäre doch recht erfreulich, daß die [verwundeten] Soldaten jetzt auch ihre Kreuze bekämen. — „Ja," erwiderte ich ihm, „aber daß wir beiden welche gekriegt haben, war nicht so erfreulich."

29. Januar 1871.

Große Staatsgeschäfte, Unterhandlungen mit dem Feinde irritieren mich nicht. Wenn sie mir Einwürfe machen gegen meine Gedanken und Forderungen, auch wenn es unvernünftig ist, so bleibe ich kalt dabei. Aber die kleinen Quengeleien der Militärs in politischen Fragen und ihre Unkenntnis von dem, was hier möglich ist und nicht möglich!

30. Januar 1871.

Bismarck erzählte zuerst Jagd- und Bärengeschichten aus Rußland; endlich kam er auf politische Prinzipien, wobei er die richtige These verfocht, daß der Mensch eben dem Irrtum unterworfen sei und daher die Konsequenz nicht so weit treiben dürfe, daß sie zum politischen Egoismus werde, der, um nur sich treu zu bleiben und nicht einzugestehen, sich und anderen, daß er sich geirrt habe, lieber das Vaterland zugrunde gehen lasse; er selbst sei ein anderer, als er vor 25 Jahren gewesen, da er die politische Laufbahn als ein unreifer Mann begonnen; man müsse nicht durch Sophismen sich und andere glauben machen wollen, daß man immer derselbe geblieben sei; man müsse dem Vaterlande dienen, wie es die Umstände forderten, und politische Meinungen und sogenannte Prinzipien dagegen zurückstellen. Favre, als der echte Doktrinär, bemerkte dagegen, es sei doch schön, wenn man seinen Gesinnungen und Grundsätzen das ganze Leben hindurch treu bliebe ..., und als Bismarck das sehr gute Wort sprach: „Das Vaterland will bedient sein, nicht be-

herrscht", rief Favre gleich offenbar bewegt aus: „Ganz recht, Herr Graf, das war ein sehr tiefes Wort!" und sein Gefährte, ein Generalpostdirektor, stimmte gleich ein: „Ja, ein sehr tiefes." Es war ein merkwürdiges Gespräch, gerade in diesem Augenblick von brennender Anwendbarkeit auf Jules Favre selbst. Man saß halb wie auf Kohlen, halb folgte man mit der lebhaftesten Spannung.

9. Februar 1870.

Ich will gar keine Kolonien. Die sind bloß zu Versorgungsposten gut. In England sind sie jetzt nichts andres, in Spanien auch nicht. Und für uns in Deutschland — diese Koloniegeschichte wäre für uns genau so wie der seidne Zobelpelz in polnischen Adelsfamilien, die keine Hemden haben.

23. Februar 1871.

Die Hauptsache liegt immer in Privatbriefen und konfidentiellen Mitteilungen, auch mündlichen, was alles nicht zu den Akten kommt.

Ein Stoßseufzer.

Versailles, 9. November 1870.

Ach, wenn ich doch nur einmal auf fünf Minuten die Gewalt hätte zu sagen: So wird es, und so nicht. — Daß man sich nicht mit Warum und Darum abzuquälen, zu beweisen und zu betteln hätte bei den einfachsten Dingen. — Das ging doch viel rascher bei Leuten wie Friedrich dem Großen, die selber Militärs waren und zugleich was vom Gange der Verwaltung verstanden und ihre eigenen Minister waren. Auch mit Napoleon. Aber hier, dieses ewige Reden- und Bettelnmüssen!

M. Busch, Tagebuchblätter.

Am 28. November sagte Bismarck: „Gebe man mir den Oberbefehl auf 24 Stunden, und ich nehme die Verantwortlichkeit auf mich. Ich würde dann bloß einen einzigen Befehl geben: Es wird gefeuert."

Kronprinz Friedrich Wilhelm und Bismarck.

Der Kronprinz Friedrich Wilhelm schreibt in seinem Tagebuche unterm 16. November 1870: Gespräch mit Bismarck über die deutsche Frage, er will zum Abschluß kommen, entwickelt aber achselzuckend die Schwierigkeiten; was man denn gegen die Süddeutschen tun solle? ob ich wünsche, daß man ihnen drohe? Ich erwidere: „Ja wohl, es ist gar keine Gefahr, treten wir fest und gebietend auf, so werden Sie sehen, daß ich recht hatte, zu behaupten, Sie seien sich ihrer Macht noch gar nicht genügend bewußt." Bismarck wies die Drohung weit ab und sagte, bei eventuellen äußersten Maßregeln dürfe man am wenigsten damit drohen, weil das jene Staaten in Österreichs Armee treibe ... Ich erwiderte, ... es sei nicht nötig, Gewalt zu brauchen, man könne es ruhig darauf ankommen lassen, ob Bayern oder Württemberg wagen würden, sich Österreich anzuschließen. Es sei nichts leichter, als von der hier versammelten Mehrzahl deutscher Fürsten nicht bloß den Kaiser proklamieren, sondern auch eine den berechtigten Forderungen des deutschen Volkes entsprechende Verfassung mit Oberhaupt genehmigen zu lassen, das würde eine Pression sein, der die Könige nicht widerstehen könnten. Bismarck bemerkte, mit dieser Anschauung stehe ich ganz allein; um das gewollte Ziel zu erreichen, wäre es richtiger, die Anregung aus dem Schoße des Reichstages kommen zu lassen. Auf meinen Hinweis auf die Gesinnungen von Baden, Oldenburg, Weimar, Koburg deckte er sich durch den Willen Sr. Majestät. Ich erwiderte, ich wisse sehr wohl, daß sein Nichtwollen allein genüge, um eine solche Sache auch bei Sr. Majestät unmöglich zu machen. Bismarck entgegnete, ich mache ihm Vorwürfe, während er ganz andere Personen wisse, die jene verdienten. Hierbei sei die große Selbständigkeit des Königs in politischen Fragen zu berücksichtigen, der jede wichtige Depesche selbst durchsehe, ja korrigiere ... Bismarck meinte, meine Äußerungen müßten nachteilig wirken, er fände überhaupt, der Kronprinz dürfe dergleichen Ansichten nicht äußern. Ich verwahrte mich sofort auf das bestimmteste dagegen, daß mir in solcher

Weise der Mund verboten werde, zumal bei solcher Zukunftsfrage, ich sähe es als Pflicht an, bei niemandem Zweifel gerade über meine Ansicht zu lassen, überdies stehe es nur bei Sr. Majestät, mir über die Dinge, welche ich besprechen dürfe oder nicht, Weisungen zu geben, wenn man überhaupt annehme, daß ich noch nicht alt genug sei, um selber ein Urteil zu haben. Bismarck sagte, wenn der Kronprinz befehle, so werde er nach diesen Ansichten handeln. Ich protestierte dagegen, weil ich ihm gar keine Befehle zu erteilen habe, worauf er erklärte, er werde seinerseits sehr gerne jeder anderen Persönlichkeit Platz machen, die ich zur Leitung der Geschäfte für geeigneter als ihn halte, bis dahin aber müsse er seine Prinzipien nach seinem besten Wissen und nach der ihm beiwohnenden Kenntnis aller einschlagenden Verhältnisse festhalten.

30. November: Ein Konzept Bismarcks für den Brief des Königs wegen der Kaiserwürde an Se. Majestät ist nach München gegangen; der Großherzog sagt mir, man habe dort nicht die richtige Fassung zu finden vermocht und sich dieselbe von hier erbeten, der König von Bayern hat den Brief wahrhaftig abgeschrieben, und Holnstein bringt ihn!

3. Dezember: Holnstein ist angekommen, Prinz Luitpold muß das Schreiben auf besonderen Befehl dem König überreichen. Nach Tische Vortrag Bismarcks, der den Brief vorliest, welchen der König so zur Unzeit wie möglich findet, worauf der König bemerkt, die Kaiserfrage habe nichts mit den augenblicklichen Kämpfen zu tun. Als wir das Zimmer verließen, reichten Bismarck und ich uns die Hand; mit dem heutigen Tage sind Kaiser und Reich unwiderruflich hergestellt, jetzt ist das 65jährige Interregnum, die kaiserlose, die schreckliche Zeit vorbei, schon dieser stolze Titel ist eine Bürgschaft, wir verdanken dies wesentlich dem Großherzog von Baden, der unausgesetzt tätig gewesen.

Tagebuch Kaiser Friedrichs.

Versailles, 23. November 1870.

Moritz Busch erzählt: Gegen zehn Uhr ging ich hinunter zum Tee und fand da noch Bismarck-Bohlen und Hatzfeldt. Der Chef war mit den drei bayrischen Bevollmächtigten im Salon. Nach einer Viertelstunde etwa öffnete er die Flügeltür, steckte den Kopf mit freundlichster Miene heraus und kam dann, als er noch Gesellschaft sah, mit einem Becher zu uns an den Tisch, wo er Platz nahm. „Nun wäre der bayrische Vertrag fertig und unterzeichnet", sagte er bewegt. „Die deutsche Einheit ist gemacht, und der Kaiser auch."

M. Busch, Tagebuchblätter.

Sorgen.

Bei Tisch in Versailles. Bismarck sprach von der Gefahr, daß der Reichstag den Vertrag mit Bayern verwerfen oder auch nur ändern könnte.

Versailles, 2. Dezember 1870.

Bismarck: Ich habe die größte Angst. Die Leute ahnen nicht, was die Lage ist. Wir balancieren auf der Spitze des Blitzableiters; verlieren wir das Gleichgewicht, das ich mit Mühe herausgebracht habe, so liegen wir unten ... Man will verbessern, mehr Einheit hineinkorrigieren, mehr Gleichförmigkeit; aber ändern sie nur ein Komma, so müssen neue Verhandlungen beginnen. Wo sollten sie stattfinden? Hier in Versailles? Und sind wir mit der Sache zum ersten Januar nicht fertig — was manchem in München lieb wäre —, so ist die deutsche Einheit verloren — vielleicht für Jahre, und die Österreicher machen ihre Geschäfte in München.

M. Busch, Tagebuchblätter.

„Ja, wenn man Landgraf wäre!"

Bei Tische in Versailles. Man sprach von den Friedensverhandlungen, die mit der bevorstehenden Kapitulation von Paris verbunden sein könnten und von den Schwierigkeiten, die dabei auftauchen würden.

Versailles, 4. Dezember 1870.

Bismarck: ... Nun wollte ich sie aber schon zwingen, die Pariser. Ich würde sagen: Ihr zwei Millionen Menschen seid mir verantwortlich mit euern Leibern. Ich lasse euch noch vierundzwanzig Stunden hungern, bis wir von euch haben, was wir wollen. Und noch einmal vierundzwanzig Stunden, einerlei, was daraus wird. Das halte ich aus, aber der König, der Kronprinz, die Damen, die ihre sentimentalen Ansichten aufbringen, und gewisse geheime europäische Verbindungen! — Ich wollte schon fertig werden mit mir; aber das, was hinter mir steht, hinter meinem Rücken, oder vielmehr, was auf der Brust liegt, daß ich nicht atmen kann ... Ja, wenn man Landgraf wäre! Das Hartsein traue ich mir zu. Aber Landgraf ist man nicht.

M. Busch, Tagebuchblätter.

General Graf Blumenthal über Bismarck.

Blumenthal war wie die meisten hohen Militärs außer Roon gegen die Beschießung. Bismarck gehörte zu den „Schießern".

Versailles, 20. Dezember 1870.

[Bismarck] klagte bitter über den König und General v. Moltke, die ihn seit einiger Zeit ohne jede Kenntnis und Teilnahme an den Operationen ließen, ja ihn eigentlich ganz unhöflich und grob behandelten. Er sprach es ganz positiv aus, daß er nicht eine Stunde lang Minister bleiben werde, wenn der Krieg vorbei sei. Die nichtachtende, unhöfliche Behandlung könne er nicht länger ertragen, er sei allein dadurch krank und müsse der Sache ein Ende machen, wenn er überhaupt noch länger leben wolle ... Ein Zeichen, wie aufgeregt er war, ist es, daß er mir unter anderm sagte, er wäre als Royalist in den Krieg gezogen, er käme aber anders heraus ... Ich sah daraus ganz klar, daß er ihm nach allen Vorgängen, die ihn so hoch gehoben haben, ganz unerträglich ist, hier eine zweite Rolle zu spielen ... Es wäre aber doch ein großes Unglück für Preußen, wenn er wirklich die Flinte ins Korn werfen wollte.

Am 25. Februar 1871 schrieb Blumenthal: Montag rücken wir in Paris ein ..., vier Milliarden Francs werden gezahlt. Kurz alles, wie ich es gewünscht hatte und nun im Herzen Bismarck abbitten muß.

Blumenthal, Tagebücher.

König Wilhelm I. und die Kaiserkrone.

Bismarck erzählt in den „Gedanken und Erinnerungen": Die Kaiserkrone erschien ihm im Lichte eines übertragnen modernen Amts, dessen Autorität von Friedrich dem Großen bekämpft war, den Großen Kurfürsten bedrückt hatte. Bei den ersten Erörterungen sagte er: „Was soll mir der Charakter-Major?" worauf ich u. a. erwiderte: Ew. Majestät wollen doch nicht ewig ein Neutrum bleiben, „das Präsidium"? In der Schlußberatung am 17. Januar 1871 lehnte er die Bezeichnung Deutscher Kaiser ab, er wolle Kaiser von Deutschland oder gar nicht Kaiser sein ... Der Großherzog, dem das Kaiserhoch anvertraut war, „wich dadurch aus, daß er ein Hoch weder auf den Deutschen Kaiser, noch auf den Kaiser von Deutschland, sondern auf den Kaiser Wilhelm ausbrachte. — Se. Majestät hatte mir diesen Verlauf so übelgenommen, daß er beim Herabtreten von dem erhöhten Stande der Fürsten mich, der ich allein auf dem freien Platze davor stand, ignorierte, an mir vorüberging, um den hinter mir stehenden Generalen die Hand zu bieten, und in dieser Haltung mehrere Tage verharrte, bis allmählich die gegenseitigen Beziehungen wieder in das alte Geleise kamen.

Graf d'Hérisson über den Grafen Bismarck.

Graf d'Hérisson nahm mit Jules Favre an den Verhandlungen über die Kapitulation von Paris teil.

29. Januar 1871.

Herr von Bismarck gleicht unsern Staatsmännern in keiner Beziehung. Er ist nicht im geringsten feierlich. Er ist sogar von Grund aus heiter und schleudert manchmal mitten in die ernstesten Fragen einen Scherz hinein, einen humoristischen Einfall, durch den man immer die gewaltige Tatze des Löwen durchfühlt.

d'Hérisson, Journal. -

Geheimrat Abeken an seine Frau.

Über die Verhandlungen mit Thiers und Favre.

25. Februar 1871.

Für den Minister war es ein um so saurerer Tag: denk Dir: von 1 Uhr nachmittags bis nach 9 Uhr... mit den Herren Thiers und Jules Favre zu unterhandeln. Beide keine Geschäftsmänner, beide Rhetoren, der eine ein geschwätziger, der andre ein stummer, die nur sich selbst hören — es muß eine furchtbare Aufgabe gewesen sein. Der Minister war auch nachher so herunter, wie ich ihn kaum gesehen, selbst in den schlimmsten Zeiten. Er hat mich tief gedauert; und der König, dem ich ein Bild davon zu geben hatte, ließ ihm auch seine herzlichste Teilnahme ausdrücken. Todmüde, wie er nun ist, kann er nun doch nicht schlafen; gestern... ist er erst um $3^1/_2$ Uhr eingeschlafen. Heute wird's nicht besser werden, und morgen kommen Thiers und Favre schon um 11 Uhr wieder.

Abeken, Ein schlichtes Leben.

Anekdote.

Graf Beust erzählt: Bismarck war mit den deutschen Truppen bei der Revue von Longchamps eingeritten. Da trat ein Blusenmann an ihn heran mit den Worten: „T'es une fameuse canaille.“ — „Ich konnte ihn“, sagte Bismarck, „gefangen nehmen lassen, aber der Mut des Menschen gefiel mir.“

König Wilhelm I. an den Grafen Bismarck.

Versailles, 27. Februar 1871.

Gestern und heute war es mir unmöglich, Sie aufzusuchen und so ergreife ich die Feder, um Ihnen zu den Premissen [Präliminarien] des Friedens, den ich wiederum nur Ihrer Umsicht, Festigkeit und Ausdauer verdanke, Glück zu wünschen! Wo alles, außer Frankreich, Ihnen dankt, stehet mein Dank oben an, den ich mit der höchsten Anerken-

nung für dieses schwere Werk, Ihnen hiermit ausspreche! Wenn Bordeaux [die französische Nationalversammlung] Vernunft annimmt, so krönen wir ein zwar blutiges, aber glorreiches und ehrenvolles Werk, das die Vorsehung uns zu erringen aufgab; ihr danke ich es, daß sie mir solche Ratgeber schenkte und solche Armée! Ihr dankbarster König Wilhelm.

Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen.

Bismarck über seine Erhebung zum Fürsten.

Bismarck erzählt: Als mir am Morgen des 21. März 1871 ein eigenhändiges Handschreiben des Kaisers die Erhebung in den Fürstenstand anzeigte, war ich entschlossen, Se. Majestät um Verzicht auf seine Absicht zu bitten, weil diese Standeserhöhung in die Basis meines Vermögens und in meine ganzen Lebensverhältnisse eine mir unsympathische Änderung bringe... In Erwägung aller Gründe gegen eine Standeserhöhung, die ganz außerhalb des Bereichs meines Ehrgeizes lag, langte ich auf den obern Stufen der Schloßtreppe an und fand dort zu meiner Überraschung den Kaiser an der Spitze der kaiserlichen Familie, der mich herzlich und mit Tränen in seine Arme schloß, indem er mich als Fürsten begrüßte, und seine Freude, mir diese Auszeichnung gewähren zu können, laut äußerte. Dem gegenüber und unter den lebhaften Glückwünschen der königlichen Familie blieb mir keine Möglichkeit, meine Bedenken anzubringen. Das Gefühl, daß man als Graf wohlhabend sein kann, ohne unangenehm aufzufallen, als Fürst aber, wenn man letztres vermeiden will, reich sein muß, hat mich seitdem nie wieder verlassen.

Gedanken und Erinnerungen.

Im neuen Deutschen Reich 1871 bis 1890.

Das Deutsche Reich ist das Werk Bismarcks. „Er ging auf den Bahnen von 1866/67 weiter: die Reichsverfassung wurde durch den Eintritt des Südens lockerer als die norddeutsche, aber sie blieb fest und elastisch genug; es ist wirklich gelungen, Altpreußen und Altbayern, Nord und Süd, Einheit und Vielheit, Nation und Sonderstaat in einem lebendigen Gebilde zu vereinigen, in einem Gebilde, das sein eigenes Muster und Maß war, neu, in den Formen verschränkt und scheinbar unübersichtlich, im Inhalt gesund und wohlgegliedert ... Die Entwicklung hat Werk und Meister gepriesen. Er aber lebte in dieser Schöpfung und sie in ihm; er war dieses neue Reich, der Erfüller und die Erfüllung für alle größte Sehnsucht der Nation." (Marcks.)

Die neunzehn Jahre, in denen Bismarck den Ausbau seiner Schöpfung vollzog, teilen sich in zwei große Perioden: in der einen stützte er sich auf den politischen Liberalismus, in der anderen lenkte er nach dem Bruch mit diesem in die ganz neue Bahn wirtschaftlicher und sozialer Reformpolitik ein. Das erste Jahrzehnt des neuen Reiches ist erfüllt von den Kämpfen des Staates mit der römischen Kurie, vom Kulturkampf. Gleich nach dem Kriege stand die katholische, die ultramontane Partei gewappnet da. Das Deutsche Reich, national und protestantisch, siegreich über die beiden Schutzmächte der katholischen Kirche, Österreich und Frankreich, stieß zusammen mit der internationalen, seit dem Vatikanischen Konzil absolutistisch regierten Weltkirche. Die Welfen, die Polen, die Elsässer, alle, denen wehe getan war, scharten sich um das neue Banner und um seinen Träger Windthorst. Bismarck führte den alten Kampf mit aller Leidenschaft und Energie. Aus seinem Munde kamen die Worte, die geschichtlich und politisch das Ringen der weltlichen Macht mit der geistlichen am großartigsten beleuchten. Seine Hilfstruppen konnten nur die Liberalen sein. Die Konservativen fielen in hellen Haufen von ihm ab. Bismarck griff im Kulturkampf zu Gewaltmitteln, wie in der Konfliktszeit; für dauernde Einrichtungen hat er die Kampfgesetze nie gehalten. Aber das junge Reich zitterte in seinen Fugen. Und Bismarck blieb nicht der Sieger. Mit der Aufhebung der katholischen Abteilung im preußischen Kultusministerium, die zu einem Instrument der

großpolnischen Politik geworden war, begann er. Der energische Falk wurde im Januar 1872 Kultusminister. Das Schulaufsichtsgesetz führte den Bruch mit den Konservativen vollends herbei. Bismarck wollte seinen Abschied nehmen. Er blieb aber auf den Wunsch des Kaisers im Amte des Reichskanzlers, Roon übernahm am 21. Dezember 1872 das Ministerpräsidium in Preußen. Schon nach einem Jahr wurde das alte Verhältnis wiederhergestellt. Roon nahm seinen Abschied. „Adelante, atelantador atrevido!“ „Vorwärts, vorwärts, kühner Held!“ rief der Scheidende dem alten Kampfgenossen zu.

Im Jahre 1873 folgten weitere Kampfgesetze, die „Maigesetze“: über den Gebrauch kirchlicher Strafen und Zuchtmittel, über die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen, über den Austritt aus der Kirche und über die kirchliche Disziplinargewalt und Errichtung eines königlichen Gerichtshofes für kirchliche Angelegenheiten. Am 13. Juli 1874 schoß in Kissingen der Böttchergeselle Kullmann auf den Kanzler; der Mordanschlag war ein Symptom des Hasses gegen den „Feind der katholischen Kirche“. Die preußische Gesandtschaft am päpstlichen Stuhle wurde aufgehoben.

Neben den heißen Kämpfen im Abgeordnetenhause und im Reichstag ging ein Verleumdungsfeldzug gegen den Kanzler her, in der ausgesprochenen Absicht geführt, um die Gesundheit und die Ehre des Gehaßten zu untergraben. Graf Harry Arnim, der Botschafter in Paris, wühlte am Hofe gegen seinen Vorgesetzten und fand das Ohr der Kaiserin und der Kamarilla. Bismarcks Nerven waren am Zerreißen. „Meine Arbeitskraft“, schrieb er dem Könige, „entspricht nicht mehr meinem Willen.“ Im Mai 1875 reichte Bismarck wieder sein Entlassungsgesuch ein. „Tief erschüttert“ lehnte der Kaiser es ab und gewährte dem Kanzler Urlaub und Stellvertretung. Im Jahre 1876 erstieg die Feindseligkeit der Konservativen den Höhepunkt. „Die Tatsache, daß ich bei dem mir sonst so gnädigen Monarchen keinen genügenden Beistand gegen die Hof- und Hauseinflüsse des Reichsglockenrings fand, hat mich am meisten entmutigt und das Gewicht der Erwägungen vervollständigt, die mich zu meinem Abschiedsgesuche vom 27. März 1877 bewogen hatten.“ „Ich verfiel in einen Gesundheitsbankerott, der mich lähmte, bis Dr. Schweninger meine Krankheit richtig erkannte, richtig behandelte und mir ein relatives Gesundheitsgefühl verschaffte, das ich seit vielen Jahren nicht mehr gekannt hatte.“

Bismarck reichte seinem alten Herrn zum letztenmal ein Abschiedsgesuch ein, das dieser mit „Niemals!“ beantwortete.

Das erste Jahrzehnt des Deutschen Reiches umfaßt in der äußeren Politik die von unbestrittenem Erfolg gekrönte Friedensarbeit des Kaisers und des Kanzlers. Das ganze deutsche Volk glaubte nicht anders, als daß sehr bald noch einmal das Schwert für das neue Deutschland gezogen werden müsse. Bismarck hat mit seinem Kaiser dafür zu sorgen gewußt, daß der Friede erhalten blieb. Schon während der Verhandlungen über den Frieden mit Frankreich, der am 10. Mai 1871 in Frankfurt a. M. geschlossen wurde, und während der „Okkupation" war es klar, daß Frankreich keinen anderen Gedanken haben werde als Rache. Bismarck aber schuf in seiner Bündnispolitik als der große Deichhauptmann des Reichs ein mächtiges Bollwerk gegen die Fluten der Revanchepolitik. Er versöhnte Österreich und führte in dem Dreikaiserbunde die erste Befestigung auf. Ihm war es recht, wenn Frankreich Republik blieb. Und als der deutsche Botschafter, Graf Harry von Arnim, in royalistischem Sinne der Politik Bismarcks, welche auf die Erhaltung der französischen Republik ging, entgegenwirkte und dabei zu gefährlichen Mitteln griff, warf er diesen seinen alten Gegner nieder. Da störte ein anderer seine Kreise: der russische Staatskanzler Fürst Gortschakoff. „Gortschakoff ist ein feierlicher, ungelenker Hans-Narr, ein Fuchs in Holzschuhen, wenn er energisch sein will", so hatte Bismarck schon im Jahre 1854 an Leopold von Gerlach geschrieben. Der eitle, auf seinen „Schüler" neidische Russe, setzte im Jahre 1875 die Lüge in die Welt, als habe das Deutsche Reich den Frieden stören wollen. Bismarck nahm ihm die Maske ab. „Ich machte dem Fürsten Gortschakoff lebhafte Vorwürfe und sagte, es sei kein freundschaftliches Verhalten, wenn man einem vertrauenden und nichtsahnenden Freunde plötzlich und hinterrücks auf die Schuter springe, um dort eine Zirkusvorstellung auf seine Kosten in Szene zu setzen." Aber die Freundschaft mit Rußland wurde von nun an auf immer schwerere Proben gestellt. Rußland stellte dem Deutschen Reich im Herbst 1876 die unverhüllte Frage, ob es bei einem Krieg gegen Österreich auf die Neutralität Deutschlands rechnen könne. Bismarck gab zu verstehen, daß Österreich nicht in seiner Machtstellung erschüttert werden dürfe. Es gelang ihm, den Kampf um den Besitz der Türkei auf seinen Herd zu beschränken. Auf dem „Berliner Kongreß", den Bismarck als „ehrlicher Makler" leitete, wurde der Besitzstand auf dem Balkan geregelt. Aber mehr und mehr nahm der nationale Haß in Rußland zu und drohte, den alten Damm zu durchbrechen. Da errichtete Bismarck einen neuen. Die Dreikaiserfreundschaft war zu Ende. Bismarck schloß ein enges

Bündnis mit Österreich; am 7. Oktober 1879 wurde dieser Zweibund in Wien unterzeichnet. Der Kanzler hat auch diesen Akt gegen den ursprünglichen Willen seines kaiserlichen Herrn durchgesetzt. „Der Abschluß eines Vertrages, dessen Ziel ein Ausdruck des Mißtrauens gegen den Freund und Neffen [Alexander II.] war, lief zu sehr gegen die ritterlichen Gefühle, mit denen er sein Verhältnis zu einem ebenbürtigen Freunde auffaßte." Und doch war der Zweibund mit Österreich nichts anderes als die Krönung der deutschen Politik Bismarcks. Jetzt reifte die Frucht der Tage von Nikolsburg, als Bismarck Wasser in den Wein des Königs von Preußen gegossen und Österreich geschont hatte. Am 13. März 1881 wurde Zar Alexander ermordet. Sein Sohn Alexander III. machte aus seinem Deutschenhaß kein Hehl. Aber Gortschakoff trat ab, und der neue Leiter der russischen Politik, von Giers, war mit Bismarck in der Erhaltung des Friedens einig. Das Verteidigungsbündnis mit Österreich erhielt aber noch eine Verstärkung durch den Beitritt Italiens. Frankreich besetzte 1881 Tunis. Italien fühlte sich unmittelbar bedroht und trat am 2. Januar 1882 in den Bund mit dem Deutschen Reich und Österreich ein. Bismarck führte sein großes Werk der Sicherung Deutschlands nach außen ohne wesentlichen Widerstand von innen durch. Hier war und blieb er der unbestrittene Sieger.

Eine lange Zeit der Zurückgezogenheit in Varzin, der Vertiefung und Sammlung ging der Wendung voraus, die Bismarck gegen Ende des ersten Jahrzehntes in der innern Politik nahm. Er war des Kulturkampfes müde und sah, daß sein Werk tiefen Schaden erleiden müsse, wenn er nicht einlenkte. Auf Pius IX., der am 7. Februar 1878 starb, folgte am 3. März Leo XIII. Bismarck näherte sich sofort dem neuen Papste.

Weitausgreifende Pläne entwarf der Fünfundsechzigjährige, in dem die mächtige Schöpferkraft neu erwachte. Die Entwicklung des Reichs betrachtete er mit tiefem Verdruß, und mehr als einmal hat er über den Rückgang des Reichsgedankens geklagt. In der Wirtschaft des Reichs zeigten sich schwere Schäden. Der Milliardensegen hatte sich ins Gegenteil verkehrt. Die Gründerzeit hatte verhängnisvolle Krisen erzeugt. Der Freihandel drohte die heimische Produktion zu entkräften. Die Landwirtschaft und große Zweige der Industrie riefen nach Schutzzöllen. Diese standen aber in hartem Widerspruch mit der liberalen freihändlerischen Theorie und Praxis. Das Bürgertum verweigerte dem Kanzler die Heeresfolge auf seinem neuen Weg. Mächtig aber stieg der

vierte Stand empor. Seine Bestrebungen, so berechtigt ihr Kern war, gaben sich revolutionär, international und republikanisch. Bismarck wurde notwendig der Gegner der Sozialdemokratie. Er sann auf Abwehr und auf Hilfe.

Mit einem Ruck warf er das Steuer herum und begann an der Schwelle des Greisenalters eine großartige Arbeit. Der Versuch, den Liberalismus bei sich zu halten, war schon im Dezember 1877 gescheitert. Denn Bismarck war nicht geneigt, sich auch nur mit dem Schein eines parlamentarischen Regiments einzulassen. Daß er durch seine schroffe Haltung die parlamentarischen Parteien zersetzte und auf Jahre hinaus niemals eine feste Majorität für sich hatte, war die natürliche Folge dieses Bruches mit den Liberalen. Aber er sah sich nach andern Helfern um. Er führte den Kulturkampf durch den Abbau der Kampfgesetze seinem Ende zu und gewann später sogar die Mitarbeit des Zentrums.

Kaiser Wilhelm I. war mit seinem großen Ratgeber mehr und mehr in die Aufgaben des neuen Reichs hineingewachsen. Er blieb Bismarcks Rückhalt in allen politischen Stürmen. Ein warmer Hauch persönlicher Neigung, ja Freundschaft trat allmählich an die Stelle der königlichen Zurückhaltung, der ein Zug von innerer Fremdheit immer angehaftet hatte. Da kamen die Attentate. Am 11. Mai 1878 schoß Hödel, ohne zu treffen, nach dem ehrwürdigen Haupt des edelsten Fürsten, am 2. Juni der Dr. Nobiling und verwundete ihn schwer. Bismarck löste nach dem Nobilingschen Mordversuche den Reichstag auf und brachte in dem neugewählten ein nach dem Hödelschen Attentat abgelehntes, nun verbessertes Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie durch. Ruhelosigkeit, Schlaflosigkeit, Nervenzerrüttung peinigten in jener Zeit den Kanzler; „in ernsten, fast schlimmen Sachen war er manchmal besonders nachsichtig; und in kleinen unbedeutenden fürchterlich nervös". Aber Bismarck hielt bei seinem Herrn aus. „Minister bleiben wollte ich, weil ich, wenn der schwer verwundete Kaiser am Leben blieb, was in seinem hohen Alter noch unsicher, fest entschlossen war, ihn nicht gegen seinen Willen zu verlassen, und es als Gewissenspflicht ansah, wenn er stürbe, seinem Nachfolger die Dienste, die ich ihm vermöge des Vertrauens und der Erfahrung, die ich mir erworben hatte, leisten konnte, nicht gegen seinen Willen zu versagen." — Und er setzte mit der Wucht seines Willens und seiner gerade in diesen Jahren meisterhaften Beredsamkeit seine Pläne durch, wenn auch große Steuerreformpläne scheiterten. Die neue Zollgesetzgebung trat in Kraft. Aber ein großes, weit in die Zukunft weisendes

Werk harrte noch des Meisters: die soziale Gesetzgebung. Mit dem Sozialistengesetz wollte Bismarck die revolutionäre Demokratie zerschmettern. Es ist ihm nicht gelungen. Aber die soziale Aufgabe des Staates führte er ihrer Erfüllung entgegen. In unsäglich mühevollem Kampfe, in dem er „der Kugelfang für alle Geschosse der Reichsfeinde", und Kaiser Wilhelm „sein einziger Fraktionsgenosse" war, zwang er der öffentlichen Meinung seine Ideen und seine Gesetze auf. Die drei großen Versicherungsgesetze: die Arbeiter-, die Kranken-, die Alters- und Invaliditätsversicherung sind die Denkmale der gemeinsamen Sozialpolitik des Kaisers und seines Kanzlers, wie sie mit der erhabenen Botschaft vom 17. November 1881 eingeleitet worden war. Bismarck war der Bahnbrecher sozialer Reformen, wie Kaiser Wilhelm ihm schrieb: sie sind „allein Ihr Werk großer Voraussicht".

Am 1. April 1885 feierte Bismarck seinen siebenzigsten Geburtstag. Millionen dankbarer Deutscher begingen diesen Tag als ein Nationalfest. Der Kaiser ehrte ihn und sich selbst durch freudige Teilnahme an der Feier. Der Kanzler stand auf der Höhe seines Ruhms und seiner Macht. In seinem Hause war ihm Glück widerfahren. Er hatte kein Glied seiner Familie durch den Tod verloren. Drei Enkelkinder von seiner Tochter Marie und dem Grafen Rantzau umgaben ihn. Im Jubeljahr heiratete sein Sohn Graf Wilhelm die Tochter seiner Schwester Malwine von Arnim. Sein Sohn Herbert war Staatssekretär im Auswärtigen Amt. Der treue und energische Arzt Schweninger wachte über seiner Gesundheit. Und noch stand neben ihm die Lebensgefährtin, mit unendlicher Liebe und rührender Hingabe ganz dem Mann und seinem Werke ergeben. Der alte Kaiser, jetzt im neunundachtzigsten Lebensjahre, gab dem Genius, den er einst zu sich gerufen, Treue um Treue. Längst ertrug er ihn nicht mehr bloß, sondern wurde selbst von ihm mit zartester Rücksicht, mit ritterlicher Ergebenheit getragen.

Bismarck führte das Steuer mit fester Hand. Er hatte mit dem Dreibund das Deutsche Reich fest im europäischen Boden verankert. „Er warf Frankreich zurück, behielt Österreich, Italien und schließlich auch Rußland in der Hand und durfte für den Ernstfall eines großen Weltkriegs auf die natürliche Gemeinschaft mit dem russenfeindlichen England rechnen." Und er bahnte, wenn auch mit berechtigter Vorsicht, Deutschland den Weg übers Meer, hinein in die koloniale Politik.

Bismarck war nicht selten heimgesucht von nervösen Leiden, namentlich von peinigenden Gesichtsschmerzen. „Die Mus-

keln meines Gesichts", sagte er, „sind wie ein elektrisches Läutewerk; einmal in Bewegung gesetzt, hören sie nicht mehr auf zu läuten." So oft er konnte, zog er sich nach Varzin oder Friedrichsruh zurück. Von 28 Jahren seiner Tätigkeit als Minister und Kanzler (1862—1890) hat er auf Reisen rund fast 2 Jahre, in Kissingen, wo er 11 mal die Kur gebrauchte, über 8 Monate, im Feldzug 1866 36 Tage, im Feldzug 1870/71 8 Monate, in Berlin 15 Jahre, in Varzin und Friedrichsruh im ganzen 9 Jahre zugebracht. Dort, in der Tiefe des deutschen Waldes suchte ihn in den letzten Jahren seines Kanzleramtes die Phantasie des deutschen Volkes. Längst war er ihm nicht mehr bloß der „eiserne Kanzler", sondern aus den Zügen seiner Persönlichkeit, seiner monumentalen Einfachheit, seinem Löwenmut, seiner tiefen Leidenschaft, seinem Humor, seiner männlichen Frömmigkeit, seiner Liebe und seinem Haß, endlich seiner unwandelbaren Treue las das Volk das Wesen deutscher Größe überhaupt. Ein Gefühl der Sicherheit durchdrang die Nation: solange der Kanzler lebe, werde keine Macht der Welt sie anzutasten wagen. Dieses Gefühl teilte sich der ganzen Erde mit, als Bismarck am 6. Februar 1888 in seiner gewaltigen Septennatsrede die Summe einer Geschichte von fünfzig Jahren zog und in einem großartigen Zuge einen Rückblick auf sein eigenes Werk warf. Das Reich und Bismarck waren eins geworden.

Der lange Lebensabend des alten Kaisers aber neigte sich zum Ende. Am 9. März 1888 schloß der königliche Ritter und Held, „dieser starke und tapfere Geist", die Augen. Kaiser Friedrich III., nach mannigfachen Kämpfen von dem unersetzlichen Werte des Kanzlers tief durchdrungen, trat mit dem Throne auch die Erbschaft an, die in diesem verkörpert war. Ein unendlich tragisches Schicksal fällte den tapferen Dulder, der solange im Schatten des Thrones gewartet und seine stolze Seele verzehrt hatte, nach wenigen Monaten. Kaiser Friedrich III. starb am 13. Juni 1888. Kaiser Wilhelm II. bestieg den deutschen Kaiserthron.

Graf Alexander Keyserling an seine Tochter.

Varzin, 10. Juli 1871.

Bismarck ist wie gewöhnlich, sprühend von Humor und lebendiger Schilderung, und gebraucht sein Karlsbad nach neuer Methode. Um 8 Uhr läßt er sich wecken und trinkt das Wasser, dreht sich dann um, um womöglich bis 11 Uhr weiter

zu schlafen. Später machen wir großartige Spaziergänge. Er ist in seinen Fabrikanlagen glücklich [Papierfabrik]... Dann hat er eine sehr hübsche Dampfsägeeinrichtung, große Drainfabriken. Kurz ein rastloser Schöpfer ist er auch auf seinen Landgütern.

Graf Keyserling. Ein Lebensbild

Anekdote.

In Gastein traf im August 1871 Fürst Bismarck mit dem österreichischen Reichskanzler Grafen Beust zusammen.

Graf Beust erzählt: Unter den damaligen Gasteiner Badegästen befand sich auch ein Herr Christ, verheiratet mit einer Nichte der Gräfin Meran, Witwe des Erzherzogs Johann. Dieser Herr Christ war ein wohlhabender und wohllebender Frankfurter und hatte in der Zeit, als Bismarck Bundestagsgesandter war, viel mit ihm verkehrt. Herr Christ gab ihm nun in der Restauration von Hofgastein ein Diner, zu dem ich und noch einige andere Österreicher geladen waren. Gegen den Schluß des Diners richtete unser Wirt an Bismarck im besten Frankfurter Dialekt die Worte: „Aber sage Sie, warum sind Sie 1866 nicht nach Wien hineingegange?" — Eine etwas mürrische Antwort hielt ihn nicht ab fortzufahren: „Ja, Sie habbe es uns ja in Frankfurt immer gesagt, es würde der schönste Tag Ihres Lebens, wann Sie in Wien einreite würde!" — Tableau ist leicht auszumalen.

Fürst Bismarck über den Kulturkampf.

Für mich war die Richtung unsrer Politik nicht durch ein konfessionelles Ziel bestimmt, sondern lediglich durch das Bestreben, die auf dem Schlachtfelde gewonnene Einheit möglichst dauerhaft zu festigen. Ich bin in konfessioneller Beziehung jederzeit tolerant gewesen bis zu den Grenzen, die die Notwendigkeit des Zusammenlebens verschiedner Bekenntnisse in demselben staatlichen Organismus den Ansprüchen eines jeden Sonderglaubens zieht. Die therapeutische Behandlung der katholischen Kirche in einem weltlichen Staate ist

aber dadurch erschwert, daß die katholische Geistlichkeit, wenn sie ihren theoretischen Beruf voll erfüllen will, über das kirchliche Gebiet hinaus den Anspruch auf Beteiligung an weltlicher Herrschaft zu erheben hat, unter kirchlichen Formen eine politische Institution ist und auf ihre Mitarbeiter die eigne Überzeugung überträgt, daß ihre Freiheit in ihrer Herrschaft besteht, und daß die Kirche überall, wo sie nicht herrscht, berechtigt ist, über Diokletianische Verfolgung zu klagen.

Gedanken und Erinnerungen.

Fürst Bismarck im Landtag.
30. Januar 1872.

Ich habe es von Hause aus als eine der ungeheuerlichsten Erscheinungen auf politischem Gebiete betrachtet, daß sich eine konfessionelle Fraktion in einer politischen Versammlung bildete, eine Fraktion, der man, wenn alle übrigen Konfessionen dasselbe Prinzip annehmen wollten, nur die Gesamtheit einer evangelischen Fraktion gegenüberstellen müßte... Ich habe, als ich aus Frankreich zurückkam, die Bildung dieser Fraktion nicht anders betrachten können als im Lichte einer Mobilmachung der Partei gegen den Staat.

10. Februar 1872.

Der Zentrumsabgeordnete v. Mallinkrodt sagte mit Bezug auf Windhorst: „Man hat eine Perle annektiert, und wir haben die Perle in die richtige Fassung gebracht."

Bismarck: Der Herr Vorredner nannte den Abgeordneten für Meppen eine Perle. Ich teile dies in seinem Sinne vollständig; für mich aber hängt der Wert einer Perle sehr von ihrer Farbe ab, ich bin darin etwas wählerisch... Die Geistlichkeit, auch die römisch-katholische, ist in allen Ländern eine nationale, nur Deutschland macht eine Ausnahme. Die polnische Geistlichkeit hält zu den polnisch-nationalen Bestrebungen, die italienische zu den italienischen... Wir haben ähnliches in Spanien und anderwärts. Nur in Deutschland ganz allein, da ist die eigentümliche Erscheinung, daß die

Geistlichkeit einen mehr internationalen Charakter hat. Ihr liegt die katholische Kirche, auch wenn sie der Entwicklung Deutschlands sich auf der Basis fremder Nationalität entgegenstellt, näher am Herzen als die Entwicklung des Deutschen Reichs, womit ich nicht sagen will, daß ihr diese Entwicklung fernläge. Aber das andere steht ihr näher. (Windhorst: Beweise!) Beleidigung kann ich darin nicht finden. (Rufe im Zentrum und rechts: Beweise!) Ach, meine Herren, greifen Sie doch in Ihren eigenen Busen.

Fürst Bismarck an den Minister des Innern Grafen Fritz Eulenburg.

Berlin, 7. Februar 1872.

... Ich habe infolge der Überanstrengung, die für mich daraus erwächst, daß ich Ihnen und anderen Kollegen nur in der Rolle des lästigen Bittstellers und Mahners näher treten kann, meine Nervenkräfte erschöpft, und ich kann meine Geschäfte unter diesen Bedingungen nicht fortführen. Wir brauchen vier Ministerpräsidenten: für Se. Majestät, wo ich fühle, daß mein Einfluß schwindet, für die Kollegen, für das Parlament und für die auswärtigen Geschäfte. Ich habe dran gesetzt, was ich konnte, aber meine Kraft ist verbraucht. Sie haben die Ihrige geschont; wenn Sie jetzt nicht Ihre ersparten Überschüsse einsetzen, so liquidiere ich.

Der Bruch mit den Konservativen.

Der Bruch mit den Konservativen, 1872 „mit Geräusch vollzogen", hatte 1868 vorgespielt in den Debatten über den Hannöverschen Provinzialfonds". „Die Konservativen verlangten von mir, in ihre Fraktion einzutreten." — Der Kulturkampf entfremdete dem Kanzler seine alten Kampfgenossen völlig. Das war ein Schlag für ihn, den er nie ganz verwunden hat.

Bismarck: Für die Nerven eines Mannes in reifen Jahren ist es eine harte Probe, plötzlich mit allen oder fast allen Freunden und Bekannten den bisherigen Umgang abzubrechen. Meine Gesundheit war damals längst geschwächt, nicht durch

die Arbeiten, welche mir oblagen, aber durch das ununterbrochene Bewußtsein der Verantwortlichkeit für große Ereignisse, bei denen die Zukunft des Vaterlands auf dem Spiele stand... Nicht die Arbeit ist das Aufreibende, die Zweifel und Sorgen sind es und das Ehrgefühl, die Verantwortlichkeit, ohne daß man zur Unterstützung der letztern etwas andres als die eigne Überzeugung und den eignen Willen anführen kann... Der Kaiser hat mir seine Gnade und seine Unterstützung in Geschäften niemals versagt... Meine Stützpunkte... bestanden allein in dem persönlichen Verhältnis des Kaisers zu mir.

Gedanken und Erinnerungen.

Fürst Bismarck im Herrenhaus am 6. und 7. März 1872.

Solange neben Preußen zwei katholische Hauptmächte in Europa waren, von denen jede, einzeln gedacht, für die katholische Kirche eine stärkere Basis zu sein schien als Preußen, das kleinere Land, da haben wir Frieden gehabt; er wurde schon bedenklich und angefochten nach dem österreichischen Kriege, nachdem die Macht, welche in Deutschland eigentlich den Hort des römischen Einflusses bildete, im Jahre 1866 im Kriege unterlag und die Zukunft eines evangelischen Kaisertums in Deutschland sich deutlich am Horizont zeigte. Aber man verlor die Ruhe auf der anderen Seite vollständig, als auch die zweite katholische Hauptmacht [Frankreich] in Europa denselben Weg ging und Deutschland einstweilen anerkannt die größte Militärmacht und einstweilen, und vielleicht, je nachdem es Gott will, auf längere Zeit hin die größte Schwerkraft in der politischen Wage wurde, ohne unter einer katholischen Dynastie zu stehen... Gleichmäßig mit dem Wachsen Preußens haben wir die Beeinträchtigung des konfessionellen Friedens von Hause aus gespürt, und man hat nach vielen Mitteln gegriffen, um Waffen gegen uns in die Hand zu bekommen.

Der weimarische Minister Baron Seebach an seine Tochter.

Während der Ministerkrisis.

Berlin, 30. April 1872.

Er [Bismarck] ist nicht der Mann sich unterzuordnen oder eine Vergangenheit zu verleugnen, die seinen Namen zu einem weltgeschichtlichen macht..., und solange der jetzige Kaiser lebt, wird es auch den ihm feindlich gesinnten Elementen, an denen es ja gewiß nicht fehlt, nicht gelingen, ihn in seiner Stellung zu erschüttern.

Poschinger, Bundesrat.

Fürst Bismarck im Reichstag am 14. Mai 1872.

Der Kaiser hatte den Kardinal Fürsten Hohenlohe zum Botschafter beim römischen Stuhl ernannt in der Absicht, seine friedliche Gesinnung zu bezeugen. Papst Pius IX. hatte Hohenlohe abgelehnt.

Ich halte es nach den neuerdings ausgesprochenen und öffentlich promulgierten Dogmen der katholischen Kirche nicht für möglich für eine weltliche Macht, zu einem Konkordat zu gelangen, ohne daß diese weltliche Macht bis zu einem gewissen Grade und in einer Weise effaciert würde, die das Deutsche Reich wenigstens nicht annehmen kann. Seien Sie außer Sorge: nach Kanossa gehen wir nicht, weder körperlich noch geistig ... (Gegen Windhorst:) Ich möchte auf die persönliche Kritik seiner Eminenz des Kardinals [Hohenlohe], die der Herr Vorredner hier auf der Tribüne aussprach, nicht eingehen, nur auf das Wort „Dienstherr" [des Königs von Preußen] möchte ich doch mit einem Worte zurückkommen. Der Herr Vorredner ist in der Geschichte gewiß bewandert — soweit sie die kirchlichen Verhältnisse berührt, und da erlaube ich mir die Frage, wer der Dienstherr des Kardinals Richelieu, des Kardinals Mazarin war. Beide Herren haben im Dienste ihres Souveräns, des Königs von Frankreich, recht wesentliche Streitfragen, obwohl sie Kardinäle waren, mit dem römischen Stuhle zu erledigen und zu verfechten gehabt.

Also so ganz durchschlagend ist der Vergleich mit einem Generaladjutanten und einem Kardinal doch nicht, obschon sich, wenn es Sr. Heiligkeit gefiele, hier einen Generaladjutanten Sr. Majestät zum Nuntius zu ernennen, Sr. Majestät unbedingt zureden würde, ihn zu akzeptieren... Die Souveränität kann nur eine einheitliche sein und muß es bleiben: die Souveränität der Gesetzgebung! Und wer die Gesetze seines Landes als für ihn nicht verbindlich darstellt, stellt sich außerhalb der Gesetze und sagt sich los vom Gesetz.

Bismarck an seine Gattin.

Die Fürstin ging zur Kur nach Bad Soden.

Varzin, Trinitatis, 26. Mai 1872.

Wetter und Wald sehr schön, aber wenn gewissenlose Ärzte durch Wichtigtuerei mit Badekuren alle Familienbande zerreißen, so kann mir das schönste Varzin nichts helfen. Mir ist zu Mute, als ob alle Menschen tot wären und ich allein übrig ... Grüße mein geliebtes Balg [die Tochter Marie] und schicke mir bald einen von den Jungen her.

Motley an seine Frau.

Varzin, 25. Juli 1872.

Als der Postillon ins Horn stieß und wir an der Thür vorfuhren, kamen alle, Bismarck, seine Frau, M[arie] und H[erbert] heraus an den Wagen und bewillkommten uns in der herzlichsten Weise. Ich fand seine Erscheinung nur wenig verändert seit 64, was mich überraschte. Er ist etwas stärker und sein Gesicht verwitterter, aber ebenso ausdrucksvoll und gewaltig wie immer ... Nach Tisch machte Bismarck mit mir einen Spaziergang in den Wald, wobei er die ganze Zeit in der einfachsten, lustigsten und interessantesten Weise über alles sprach, was sich in diesen furchtbaren Jahren ereignet hat, aber er sprach davon wie alltägliche Leute über alltägliche Dinge sprechen, ohne jede Affektation. Ja, er ist so durch und durch einfach, so voll des «laissez aller», daß man es sich

die ganze Zeit vorsagen muß: Dies ist der große Bismarck — der größte lebende Mann, und einer der größten geschichtlichen Charaktere, die je gelebt haben ... Von allen Männern, die ich je gesehen, klein oder groß, ist er am wenigsten poseur ... Er sagte: als er noch jünger war, habe er sich für einen ganz gescheiten Burschen gehalten, aber jetzt sei er überzeugt, daß niemand den Ereignissen gebieten könne, — daß niemand wirklich mächtig oder groß sei, und er müsse darüber lachen, wenn er sich preisen höre als weise, vorhersehend, und als übe er großen Einfluß auf die Welt. Ein Mann in seiner Lage wäre genötigt — während Unbeteiligte zum Beispiel überlegten ob es morgen regnete oder die Sonne schiene — prompt zu entscheiden: es wird regnen oder es wird schön Wetter sein, und so seiner Entscheidung gemäß mit allen Kräften zu handeln. Wenn er recht geraten hatte, dann rief alle Welt: welcher Scharfsinn, welche Prophetengabe! wenn falsch, dann hätten alle alten Weiber mit Besenstielen nach ihm geschlagen. Wenn er nichts weiter gelernt hätte, sagte er, so hätte er Bescheidenheit gelernt. Gewiß hat nie ein natürlicherer Sterblicher gelebt und auch kein genialerer. Er sieht aus wie ein Koloß, aber seine Gesundheit ist schon erschüttert. Er kann nie vor 4 oder 5 Uhr morgens einschlafen. Natürlich folgt ihm die Arbeit hieher, aber sie scheint ihn, so viel ich wenigstens gesehen habe, nur wenig zu plagen. Er sieht aus wie ein Landedelmann, der vollkommene Muße hat.

August 1872.

„Es ist rührend, die innige Zuneigung Bismarcks zu seiner Frau und zu den Kindern zu beobachten, und Du kannst Dir denken, daß sie ihn geradezu vergöttern ... Der Abschied wurde mir schwer, ‚denn der Himmel weiß, ob ich ihn jemals wiedersehe.‘“

Kaiser Wilhelm I. an den Fürsten Bismarck zur silbernen Hochzeit.

Coblenz, 26. Juli 1872.

Sie werden am 28. d. M. ein schönes Familien Fest begehen, das Ihnen der Allmächtige in Seiner Gnade beschеert. Daher darf und kann ich mit meiner Theilnahme an diesem Feste nicht zurückbleiben, und so wollen Sie und die Fürstin Ihre Gemahlin hier meinen innigsten und wärmsten Glückwunsch zu diesem erhebenden Feste entgegen nehmen. Daß Ihnen Beiden unter so vielen Glücksgütern, die Ihnen die Vorsehung für Sie erkoren hat, doch immer das häusliche Glück obenan stand, das ist es, wofür Ihre Dankgebethe zum Himmel steigen. Unsere und meine Dankgebethe gehen aber weiter, indem sie den Dank in sich schließen, daß Gott Sie mir in entscheidender Stunde zur Seite stellte und damit eine Laufbahn meiner Regierung eröffnete, die weit über Denken und Verstehen gehet. Aber auch hierfür werden Sie Ihre Dankgefühle nach oben senden, daß Gott Sie begnadigte, so Hohes zu leisten. Und in und nach allen Ihren Mühen fanden Sie stets in der Häuslichkeit Erholung und Frieden, und das erhält Sie Ihrem schweren Berufe. Für diesen sich zu erhalten und zu kräftigen, ist mein stetes Anliegen an Sie, und freue ich mich aus Ihrem Briefe durch Graf Lehndorff und von diesem selbst zu hören, daß Sie jetzt mehr an sich als an die Papiere denken werden.

Zur Erinnerung an Ihre silberne Hochzeit wird Ihnen eine Vase übergeben werden, die eine dankbare Borussia darstellt und die, so gebrechlich ihr Matérial auch sein mag, doch selbst in jeder Scherbe dereinst aussprechen soll, was Preußen Ihnen durch die Erhebung auf die Höhe, auf welcher es jetzt stehet, verdankt.

Ihr treu ergebener dankbarer König
Wilhelm.

Fürst Bismarck an den Kaiser Wilhelm I.

Varzin, 1. August 1872.

... Ich habe im Rückblick auf mein Leben so unerschöpflichen Anlaß, Gott für Seine unverdiente Barmherzigkeit zu danken, daß ich oft fürchte, es könne mir nicht so gut bis zu Ende gehn. Für eine besonders glückliche Fügung aber erkenne ich es, daß Gott mich auf Erden zum Dienste eines Herrn berufen hat, dem ich freudig und mit Liebe diene, weil die angestammte Treue des Unterthanen unter Eurer Majestät Führung niemals zu befürchten hat, mit einem warmen Gefühl für die Ehre und das Wohl des Vaterlandes in Widerstreit zu gerathen... Die Vase, welche rechtzeitig eintraf, ist ein wahrhaft monumentaler Ausdruck Königlicher Huld, und dabei so solide, daß ich hoffen darf, nicht die „Scherben", sondern das Ganze wird meinen Nachkommen die gnädige Theilnahme Eurer Majestät an unsrer Silberhochzeit vergegenwärtigen.

Fürst Bismarck an seinen Schneider.

28. Juli 1872.

Sie haben mir früher Sachen gearbeitet, die gut saßen, aber Sie haben leider die Gewohnheit davon verloren und nehmen an, daß ich mit dem Alter kleiner und dünner werde, was doch selten der Fall ist ... Was Sie mir seit 1870 geschickt haben, ist nicht zu brauchen, und ich habe von einem sonst so intelligent betriebenen Geschäfte wie dem Ihrigen nicht erwarten können, daß Sie die Naturgeschichte des menschlichen Körpers so wenig studiert haben.

Roon an Moritz von Blanckenburg.

Bismarck weilte mit schwer erschütterter Gesundheit seit Ende April 1872 in Varzin. Seine Ärzte hatten Roon gebeten, er möge doch dafür sorgen, daß der Fürst mit Anfragen der Ressortchefs verschont und in jeder Weise abgehalten werde, sich um die Staatsgeschäfte zu kümmern. Roon selbst war fast am Ende seiner Kraft. Da riß ihm wohl manchmal die Geduld. „Ich keuche", schreibt er von seinem Landsitz „wie eine Lokomotive."

Gütergotz, 1. September 1872.

... Aber das ist ja alles Kaff gegen diesen nun anhebenden Kaisertrubel [Besuch der Kaiser von Österreich und Rußland], den zu überleben ich bezweifle. Und dann die parlamentarischen Wintervergnügungen ... Daneben der Eremit von Varzin, der alles selber machen will und dennoch die schärfsten Verbote erläßt, daß man ihn nicht belästige. Da möchte ein alter Mann, der gern in Ruhe schlafen ginge, schier verzweifeln. Es wird aber eines Tages wohl die Stunde der Freiheit schlagen, da es an ernsten Differenzen nicht fehlt, und da Nachgiebigkeit à tout prix als Verbrechen erscheint. Wenn Bismarck nicht alle Segel beisetzt, um sich ein erstes Haus und die nötigen Minister für das Reich zu verschaffen, so wird die Geschichte einst streng über ihn richten ... Immer aus der Hand in den Mund zu leben, geht auf die Länge nicht, und wenn auch die Hand noch so geschickt und stark, und der Mund ein noch so beredter und scharf bezahnter ist ... Weiß Gott, daß es niemand besser mit ihm meint, als ich, da ich der Schild bin ..., auf dem er emporgehoben wurde, allein er hat zu wenige aufrichtige Freunde und hört zu viel auf seine Feinde, unter denen diejenigen, die ihn vergöttern, die schlimmsten sind ... Nur weil ich so hoch von ihm halte, möchte ich ihn in manchen Stücken anders, — doch — wozu diese Betrachtungen Dir gegenüber, der Du ihm näher stehst und ihn wohl ebenso gut kennst und liebst wie ich.

Roon, Denkwürdigkeiten.

Fürst Bismarck zu Robert von Keudell.

7. Oktober 1872.

Keudell erzählt: Auf einer weiten Fahrt durch die Wälder berührte er alle Hauptabschnitte seiner politischen Erlebnisse:

„Stockpreußentum" vor 1851;
Lehrjahre in Frankfurt für die deutsche, in Petersburg und Paris für die europäische Politik;

Kampf gegen den Landtag für das königliche Regiment;
Entwicklung der schleswig-holsteinischen und zugleich der deutschen Frage;
Krieg in Böhmen und Deutschland;
Schnelle Friedensschlüsse in Nikolsburg und im Inneren — vielleicht seine verdienstlichsten Leistungen;
Norddeutscher Bund, Zollparlament;
Krieg in Frankreich; Vollendung der deutschen Einheit, Kaisertum, Gewinnung gesicherter Westgrenzen;
Hoffnungsreiche Freundschaft Österreich-Ungarns.

Als wir in den Hof einfuhren, sagte er: „Nach Gottes Willen ist ja für Deutschland das Notwendige erreicht worden. Aber es treten immer neue Gefahren und Schäden hervor, Schäden, die zu heilen man versuchen muß, wenn man auch nicht wissen kann, ob die Heilung gelingen wird. Ich sehne mich oft nach Ruhe; aber für mich kann es keine Ruhe geben." Ich schied, erfüllt von unbegrenzter Dankbarkeit und Verehrung für den Wohltäter des Vaterlandes.

Kendell, Fürst und Fürstin Bismarck.

Bismarck an Roon.

Varzin, 13. Dezember 1872.

Mein Gefühl sagt mir seit Monaten, daß ich die alte Gesundheit nicht wieder erlange und auch den alten Geschäftskreis nicht wieder übernehmen kann. So lange der König es befiehlt, will ich ihm als auswärtiger Minister gern weiter dienen, da ich die mehr als 20jährige Erfahrung in der europäischen Politik und das Vertrauen fremder Höfe nicht auf einen andern übertragen kann. Aber die Auswärtigen Angelegenheiten der stärksten Großmacht nehmen einen vollen Mannesdienst in Anspruch, und es ist eine unerhörte Anomalie, daß der auswärtige Minister eines großen Reichs daneben die Verantwortung für die innere Politik desselben tragen soll. Mein Gewerbe ist ein solches, in dem man viele Feinde gewinnt, aber keine neuen Freunde, sondern die alten verliert, wenn man es 10 Jahre lang ehrlich und furchtlos treibt.

Ich bin nachgerade in Ungnade bei allen Gliedern des Königl. Hauses, und das Vertrauen des Königs zu mir ist im Abnehmen. Jeder Intrigant findet sein Ohr. Dadurch wird der auswärtige Dienst für mich schwieriger. Ich habe Goltz [Gesandter in Paris] und Usedom [Gesandter in Florenz] Jahre lang getragen, es wird mir aber sauer und unwürdig im Gefühl, mich mit einem so leichtsinnigen und gewissenlosen Egoisten wie Harry Arnim vor dem Könige über mein Recht als Minister streiten zu sollen... Das muß ich tragen, wenn ich auswärtiger Minister bleiben und der König mich noch schneller aufreiben will, als ich ohnehin zu Grunde gehe. Im Innern habe ich den Boden, der mir annehmbar ist, verloren durch die landesfeindliche Desertion der konservativen Partei in der katholischen Frage. In meinen Jahren und mit der Überzeugung, nicht mehr lange zu leben, hat der Verlust aller alten Freunde und Verbindungen etwas für diese Welt entmutigendes, was bis zur Lähmung geht, wenn die Sorge um meine Frau dazutritt, wie das seit Monaten verstärkt wiederkehrt. Meine Federn sind durch Überspannung erlahmt; der König, als Reiter im Sattel, weiß wohl kaum, daß und wie er in mir ein braves Pferd zu Schanden geritten hat; die Faulen halten es länger aus, aber ultra posse nemo obligatur. Ich kann des Königs preußischer Minister nicht bleiben; will Se. Majestät mich als Reichskanzler und auswärtigen Minister behalten, so will ich versuchen, diesen Zweig weiter zu verwalten ... Die meine Bestrebungen kreuzenden Einflüsse sind mir zu mächtig und die — Überhebung und politische Unbrauchbarkeit der Konservativen hat meine Freudigkeit im Kampfe seit letztem Frühjahr gebrochen. Mit den Konservativen ist nichts zu machen, sie folgen den Rednern wie K. [Hans von Kleist] und den Intriganten wie B. [Bodelschwingh]. Gegen sie mag ich nicht. Der König muß also m. E. neue, im Parteileben nicht verbrauchte Leute an die Spitze bringen und mich in Frieden auf mein diplomatisches Altenteil oder gänzlich ziehen lassen. In diesem Sinne werde ich übermorgen mein partielles Abschiedsgesuch Sr. Majestät vortragen ... Wir werden, wenn

Gott uns Leben giebt, uns der großen Zeit, die wir gemeinsam durcharbeiteten, als alte Freunde gern erinnern und behäbigeren Nachfolgern mit weniger aufreibendem Diensteifer wohlwollend nachblicken. In herzlicher und unwandelbarer Freundschaft Ihr v. B.

Bismarck-Jahrbuch.

Die Krisis wurde dadurch gelöst, daß Roon an Bismarcks Stelle durch Kabinettsordre vom 1. Januar 1873 zum Präsidenten des Staatsministeriums ernannt wurde. Blanckenburg schrieb an Roon: „Gebe Gott, daß Du mit dem großen Hecht in Deinem neuen Karpfenteiche fertig wirst."

Fürst Bismarck an Kaiser Wilhelm I.

Der Kaiser hatte dem Fürsten zu Weihnachten eine Nachbildung des Rauchschen Standbildes Friedrichs des Großen in Bronzeguß geschenkt. In seinem Dankschreiben weist Bismarck auf die Beziehungen seines Hauses zum großen König hin und spricht sein Bedauern aus, nicht Soldat geworden zu sein.

Berlin, 24. Dezember 1872.

... Verzeihen Eure Majestät am Heiligen Abend einem Manne der gewohnt ist an Christlichen Gedenktagen auf seine Vergangenheit zurückzublicken, diese Aussprache persönlicher Empfindungen. Ich wäre vielleicht ein unbrauchbarer General geworden, aber nach meiner eignen Neigung hätte ich lieber Schlachten für Eure Majestät gewonnen, wie die Generäle die das Denkmal zieren, als diplomatische Campagnen. Nach Gottes Willen und nach Eurer Majestät Gnade habe ich die Aussicht in Schrift und in Erz genannt zu werden, wenn die Nachwelt die Erinnerung an Eurer Majestät glorreiche Regierung verewigt. Aber die herzliche Anhänglichkeit die ich, unabhängig von der Treue jedes ehrlichen Edelmannes für seinen Landesherrn, für Eurer Majestät Person fühle, der Schmerz und die Sorge die ich darüber empfinde, daß ich Eurer Majestät nicht immer nach Wunsch und nicht mehr mit voller Kraft dienen kann, werden in keinem Denkmal Ausdruck finden können; und doch ist es nur dieses persönliche Gefühl in letzter Instanz, welches die Diener ihrem Monarchen, die Sol-

daten ihrem Führer, auf Wegen wie Friedrich II und Eure Majestät sie nach Gottes Rathschluß gegangen sind, in rückhaltloser Hingebung nachzieht. Meine Arbeitskraft entspricht nicht mehr meinem Willen; aber der Wille wird bis zum letzten Athem Eurer Majestät gehören.

Roon an Bismarck.

Berlin, 27. Februar 1873.

In williger Anerkennung Ihrer Überlegenheit in mannigfachen Beziehungen habe ich mich immer — wie ich meinte — zum Heile des Dienstes bemüht, mit Ew. Durchlaucht auf gutem Fuße zu bleiben; auch heute — wo der Ton Ihrer Vorhaltungen es mir schwer machte, einen Bruch zu vermeiden. Offenbar überschätzte Ihre „Explosivität" die meinige. Hätten Sie aber nur halb die von mir zu demselben Zwecke aufgewendeten Anstrengungen gemacht, um Ihren doch nicht von mir verschuldeten Unwillen zu mäßigen, so würden Sie und ich die besprochenen Angelegenheiten in viel diensamerer Weise erörtert haben.

Indeß diese unerfreuliche Angelegenheit liegt hinter mir; es freut mich, daß ich Sie ohne äußerliche Symptome meiner leider sehr berechtigten Verstimmung verlassen konnte.

Für die Zukunft aber ähnliche Begegnungen zu vermeiden, ist vielleicht im beiderseitigen, jedenfalls in meinem Interesse.

Deshalb richte ich in Erinnerung an langjährige freundschaftliche Verbindung, an ein Dezennium gemeinsamen Strebens an Ew. Durchlaucht die inständige Bitte, Sich jederzeit versichert zu halten, daß Sie immer voll und ganz auf mich rechnen können, so lange Sie meine Wirksamkeit in angemessener Weise in Anspruch nehmen, daß Sie dagegen Vorhaltungen oder gar Vorwürfe in Betreff meines dienstlichen Wirkens nur unter Übernahme aller in meiner „Explosivität" liegenden Chancen an mich richten können.

Mir liegt sehr wenig an der Fortsetzung dienstlicher Tätigkeit ohne gesegneten Erfolg und eben deswegen sehr viel

an einmütigem Streben und Wirken mit Ihnen; — gegen Sie meine alternden Kräfte und meinen geringen Einfluß zu versuchen: dazu bin ich weder töricht noch selbstsüchtig genug. Das ist ganz gewiß! Aber eben so gewiß auch, daß ich es nicht dulden kann, wenn Sie mich in voller Verkennung meiner Natur, wiederum rücksichtslos und feindselig oder gar wie einen renitenten oder saumseligen Untergebenen zu behandeln versuchen sollten, der ich nie war, noch sein werde..

Roon, Denkwürdigkeiten.

Bismarck an Roon.

Berlin, 27. Februar 1873.

Lieber Roon, es tut mir leid, daß Sie mir einen so kühlen Brief geschrieben haben, denn ich glaube, daß ich schon stärkere Explosionen Ihrerseits wie die meinige von heut hingenommen, oder in kurzer Frist vergessen habe. Ich habe auch von heut den Eindruck, daß der kontagiöse Ausschlag des Zornes bei Ihnen früher ausbrach als bei mir. Ich glaube nicht, daß Sie Sich so in meine Haut hineindenken, wie es ein langjähriger Freund sollte, und wie ich es versuchen würde, wenn Sie durch ähnliche Niederträchtigkeiten öffentlich angegriffen würden, wie die sind, unter denen ich zu leiden habe. Ich erinnere mich nicht, daß Ihnen jemals vorgeworfen worden wäre, Sie suchten unredlichen Vorteil durch Ihr Amt und auf Kosten des Staates. Mir wird dies vorgeworfen, mit großer Dreistigkeit und in systematischem Zusammenhange der feindlichen wie der offiziösen Presse. Ich weiß, daß ich mir in 10 Jahren viele Feinde gemacht habe, am Hof, unter alten Parteigenossen, Jesuiten und Polen und Fortschritt ungerechnet. Aber ich hatte geglaubt, daß ich einer eifrigen Sympathie meiner Kollegen sicher sein würde, wenn meine Ehre und Integrität öffentlich angefochten würde ... Sie haben vielleicht zu viel zu tun, um für persönliche Empfindungen andrer Zeit und Nerven übrig zu haben. Die Tatsache ist aber, daß sich keine Stimme eines Kollegen, eines Blattes, eines Freundes hat vernehmen lassen, um mir gegen unverdiente und

schwere Kränkung freiwillig beizustehen. Ich muß mich selbst in der offiziösen Presse verteidigen, und ich muß amtliche Schritte tun, um den Beistand zu erlangen, den mir Freundschaft und persönliches Wohlwollen nicht leisten...

Haben Sie in Erinnerung an 10 Jahre gemeinsamer Arbeit und noch mehr an ältere Zeiten Geduld mit mir, es wird nicht auf lange nötig sein. Den Kampf für meinen guten Ruf will ich noch durchfechten mit der letzten Nervenfaser, die Gott mir läßt ... Dann werde ich Ihnen keine Gelegenheit mehr bieten, durch ähnliche Unterredungen und Korrespondenzen wie die heutigen den Bestand der alten Freundschaft gefährdet zu sehn, die ich gern über mein Dienstverhältnis hinaus mir erhalten möchte.

Roon, Denkwürdigkeiten.

Roon an Bismarck.

Berlin, 28. Februar 1873.

Wenn ich solche „kühle" Briefe an Sie schreiben muß, wie mein gestriger, so müssen Sie wissen, daß ich dabei von den schmerzlichsten Empfindungen zerrissen werde, es kann Ihnen ja nicht verborgen geblieben sein, wie hoch und wert ich Sie halte; auch werden Sie Sich sagen müssen, daß ich in diesem Gefühl täglich Gelegenheit habe, Lanzen für Sie zu brechen, und diese Gelegenheit nach Kräften wacker benutzte, überall, wo ich der Feindschaft gegen Sie begegne. Die Annahme, daß ich, unempfindlich für Ihre Ehre und Ihren Ruf, geneigt wäre, Sie in Lauheit und Gleichgültigkeit Ihren Verleumdern Preis zu geben, verletzte mich daher aufs empfindlichste, und Sie gaben solcher Annahme gestern ausdrücklich Worte; Sie knüpften bedenkliche und, wie mir schien, unmotivierte Drohungen daran. Und als ich meinem Befremden, weshalb dies alles gegen mich gerichtet werde, Ausdruck gab, erfolgten neue Ergießungen unbegründeten Mißtrauens auch in meinen Eifer und Wiederholungen Ihrer zornigen Zweifel an meiner teilnehmenden Sympathie für Sie, an meiner Entrüstung über die niederträchtigen Verleumdungen der Presse. Aber genug von gestern und dem hin-

ter uns liegenden! Nur noch ein Wort über die Zukunft. Ich solle, so schreiben Sie, „Geduld mit Ihnen haben, es werde nicht auf lange nötig sein". Es ist überflüssig, darauf zu antworten. Sie kennen mich hinlänglich, um zu wissen, daß ich das apostolische Wort „Einer trage des andern Last" gern immer beachten möchte, und mich demgemäß redlich bemühe. Aber ich bin auch nur ein schwacher Mensch, der es über sein Vermögen findet, wenn er von solchen, die er vor andern besonders hoch hält und von Herzen lieb hat, verkannt wird und sich mißhandelt glaubt. Das geht eben über mein Können. Daher müssen Sie auch mit mir Nachsicht haben und mir nicht zumuten, als stumme Scheibe zu dienen, wenn es Ihnen unmotiviert „von der Pfanne brennt". Was aber die kurze Zeit anlangt, während ich nur noch mit Ihnen Geduld haben möge, so ist es meines Herzens Wunsch und Hoffnung, daß Sie auf die Geschicke unseres Landes noch lange gesegneten Einfluß üben mögen, wenn meine Gebeine längst im Grabe ruhen werden.

Roon, Denkwürdigkeiten.

Fürst Bismarck im Herrenhaus am 10. März 1873.

Es handelt sich nicht um den Kampf, wie unseren katholischen Mitbürgern eingeredet wird, einer evangelischen Dynastie gegen die katholische Kirche, es handelt sich nicht um den Kampf zwischen Glauben und Unglauben, es handelt sich um den uralten Machtstreit, der so alt ist wie das Menschengeschlecht, um den Machtstreit zwischen Königtum und Priestertum, den Machtstreit, der viel älter ist als die Erscheinung unseres Erlösers auf dieser Welt, den Machtstreit, in dem Agamemnon in Aulis mit seinen Sehern lag, der ihm dort die Tochter kostete und die Griechen am Auslaufen verhinderte, den Machtstreit, den die deutsche Geschichte des Mittelalters bis zur Zersetzung des Deutschen Reichs erfüllt hat unter dem Namen der Kämpfe der Päpste mit dem Kaiser, der im Mittelalter seinen Abschluß damit fand, daß der letzte Vertreter des erlauchten schwäbischen

Kaiserhauses unter dem Beil eines französischen Eroberers auf dem Schafott starb, und daß dieser französische Eroberer im Bündnis mit dem damaligen Papste stand. Wir sind der analogen Lösung der Situation nahe gewesen, übersetzt immer in die Sitten unserer Zeit. Wenn der französische Eroberungskrieg, dessen Ausbruch mit der Publikation der vatikanischen Beschlüsse koinzidierte, erfolgreich war, so weiß ich nicht, was man auch auf unseren kirchlichen Gebieten in Deutschland von den gestis dei per Francos [Gottestaten durch Franzosenhand] zu erzählen haben würde.

Der Oberpräsident Senfft von Pilsach an den Fürsten Bismarck.

Senfft gehörte zu den konservativen Gegnern des Fürsten im Kulturkampf.

Berlin, 20. März 1873.

Ew. Durchlaucht könnte ich ergreifende Aeußerungen mitteilen, welche Hochdieselben betreffen und Herzen entströmt sind, die nach wie vor warm für Sie schlagen, treu und anhaltend für Sie beten. Allein ich wage es nicht, Ew. Durchlaucht Zeit mit solchen Mitteilungen in Anspruch zu nehmen. Nur die eine untertänige Bitte wollen Ew. Durchlaucht mir erlauben: daß Hochdieselben Sich ermannen in der Demut, ermannen in Gott, ermannen in dem Herrn, der Sie geliebt hat bis in den Tod und der Seine durchgrabenen Hände auch heute noch nach Ihnen ausstreckt! Von Ihm müssen wir Alle Vergebung der Sünden empfangen, dürfen dann aber auch mit Dr. Luther frohlocken: „Wo Vergebung der Sünden ist, da ist Leben und Seligkeit.“ Wie verwickelt und schwierig auch die Verhältnisse liegen, noch ist Hülfe möglich, und zwar durchgreifende glänzende Hülfe! Sollten Ew. Durchlaucht indessen Gottes Mahnungen zur Buße beharrlich widerstreben, so wird Er dartun, daß Sein Wort wahrhaftig ist, Ihr großes schönes Werk wird Schaden leiden und Sie werden ohne Zweifel Seinem Gerichte verfallen! Der liebe treue Gott wolle aber in Seiner erbarmenden Liebe uns vor solchem Jammer behüten!

Antwort Bismarcks an Senfft von Pilsach.

Berlin, 20. März 1873.

Ew. Exzellenz danke ich verbindlichst für Ihr gefälliges Schreiben vom heutigen Tage und bitte Sie versichert zu sein, daß das Interesse, welches Sie meinem geistigen und geistlichen Leben widmen, ein vollständig gegenseitiges ist. Daß Sie den Inhalt Ihres Schreibens in der Rückanwendung auf Sich selbst Sich in täglichem Gebet gegenwärtig halten, davon bin ich überzeugt. Aber ich hätte gern die Gewißheit darüber, daß Ihre mahnende Stimme auch den Ihnen nahestehenden Gegnern der Regierung Sr. Majestät des Königs nicht vorenthalten werde, welchen die Demut unseres Erlösers, die Sie mir mit Recht vorhalten, so fremd geworden ist, daß sie im zornigen Dünkel eigner Weisheit und in heidnischer Parteiherrschaft es als ihre Aufgabe ansehn, das Land und die Kirche zu meistern und die Grundlagen beider zum Vorteil ausländischer und dem Evangelium feindlicher Gewalten tatsächlich zu erschüttern. In ehrlicher Buße tue ich mein Tagewerk ohne Ew. Exzellenz Ermahnung; aber wenn ich in Furcht und Liebe Gottes meinem angestammten Könige in Treue und mit erschöpfender Arbeit diene, so wird der pharisäische Mißbrauch, den die pommerschen wie die römischen Gegner mit Gottes Wort treiben, mich in meinem Vertrauen auf Christi Verdienst dabei nicht irre machen. Ich bitte Ew. Exzellenz, Sich Ihrerseits vorzusehen, daß Sie dem Gericht Gottes nicht eben durch die Überhebung Ihrer an mich gerichteten Warnung verfallen. Ich empfehle Ihnen den 4. und 5. Vers des 12. Psalms zu lesen und will mich im Vertrauen auf den Schluß des dritten Psalms an diesen halten.

[Psalm 12, Vers 4 und 5: Der Herr wolle ausrotten alle Heuchelei und die Zunge, die da stolz redet, die da sagen: Unsere Zunge soll überhand haben, uns gebühret zu reden; wer ist unser Herr? — Psalm 3: Ach Herr, wie sind meiner Feinde so viel, und setzen sich so Viele wider mich! Viele sagen von meiner Seele: Sie hat keine Hilfe bei Gott. Aber

du, Herr, bist der Schild für mich und der mich zu Ehren setzet, und mein Haupt aufrichtet ... Ich fürchte mich nicht vor viel hundert Tausenden, die sich umher wider mich legen. Auf, Herr, und hilf mir, mein Gott; denn du schlägst alle meine Feinde auf den Backen und zerschmetterst der Gottlosen Zähne. Bei dem Herrn findet man Hilfe.]

Bismarck-Jahrbuch.

Der belgische Kesselschmied Duchesne-Ponecelet an den Erzbischof von Paris.

9. September 1873.

Wir haben einen Elenden in Preußen, der, nachdem er unser schönes Frankreich in den Abgrund gestürzt, sich jetzt nicht scheut, die Verfassung der christlichen Familie vernichten zu wollen. Sein Toben gegen die katholische Religion kennt keine Grenzen mehr, und ich glaube, es ist Zeit, dieser Wut einen Zügel anzulegen. Ich bin bereit, der Arm zu sein, der das Ungeheuer erschlägt, wenn Sie glauben, daß Gott mir verzeihen wird, die Tage dieses Elenden abgekürzt zu haben. Merken Sie wohl, daß wenn Sie einwilligen, mir die Summe [60000 Franken] zu zahlen, dieses Ungeheuer noch vor dem Ablauf dieses Jahres 1873 seine fluchwürdige Laufbahn beschlossen haben wird.

Bismarck an Roon.

Nach dem endgültigen Rücktritt Roons.

Anfang November 1873.

Ich stehe dienstlich auf der Bresche, und mein irdischer Herr hat keine Rückzugslinie ... Ich will, krank oder gesund, die Fahne meines Lehensherrn halten, gegen meine faktiösen Vettern [die Konservativen] so fest wie gegen Papst, Türken und Franzosen. Vermüde ich, so bin ich anschlagsmäßig verwendet, und der Verbrauch meiner Person ist vor jedem Rechnungshof justifiziert. Durch Ihren Austritt bin ich vereinsamt, unter — Ministern die einzig fühlende Brust;

der Rest vom alten Stamme, der blieb, ist faul ... Persönlich nehme ich nicht Abschied. Wir werden mündlich doch noch manchen Rückblick auf die elf Geschichtsjahre tun können, die Gott uns zusammen hat durchkämpfen lassen, und in denen wir mehr von seiner Gnade erlebt haben, als wenigstens mein Verstehen und Erwarten faßte. Im Amte aber wird es einsam um mich sein, je länger, je mehr; die alten Freunde sterben oder werden Feinde, und neue erwirbt man nicht mehr. Wie Gott will! Im gelben Sitzungszimmer werde ich die Lücke auf Ihrem Sofaplatze nicht ausgefüllt finden und dabei denken: Ich hatt' einen Kameraden. — Man wird alt, das hat sein Gutes, man ist zufrieden mit Knochen und Leder an sich und anderen.

Fürst Bismarck im Landtage am 16. Januar 1874.

Der Zentrumsabgeordnete von Mallinkrodt äußerte: „Meine Herren, leugnen Sie etwa, daß der Mann, der an der Spitze unserer Regierung steht, erklärt hat, er wäre viel weniger deutsch als wie preußisch, und ihm würde es so schwer gar nicht werden, einen Teil des linken Rheinufers an Frankreich abzutreten? ... Sind Sie bei der Unterredung zwischen dem General Govone und dem Ministerpräsidenten dabeigewesen? ... Wer hat am meisten deutschen Patriotismus, meine Herren?"

Ich habe gehört, daß in der heutigen Sitzung von dem Abgeordneten von Mallinkrodt behauptet worden ist, ich hätte bei früheren Verhandlungen dem italienischen General Govone die Abtretung eines preußischen Bezirkes in Aussicht gestellt. Ich bin genötigt, dies mit den stärksten Ausdrücken für eine dreiste, lügenhafte Erfindung zu erklären, die natürlich der Herr Abgeordnete nicht gemacht hat, die aber doch anderswo gemacht ist ... Die Sache ist in lügenhafter, gehässiger Absicht erfunden worden, es ist auch nicht eine Silbe davon wahr, ich habe niemals irgend jemand die Abtretung eines Dorfes oder eines Kleefeldes zugesichert oder in Aussicht gestellt ... Ich möchte den Herren doch zu bedenken geben, daß die Obrigkeit auch in den Organen, die

Se. Majestät an die Spitze des Reichs stellt, vor dem Auslande wenigstens einen gewissen Anspruch auf dezente Behandlung hat ... Man hat von dem Vogel mit seinem Neste ein Sprichwort, das ich hier nicht anführen will, aber für proper halte ich diese Operation nicht ... Ja, meine Herren, wenn ich mich auf die Widerlegung alles dessen einlassen wollte, was gegen mich gedruckt wird, ... da reichte kein Preßbureau und kein Welfenfonds, da müßte ein besonderes Ministerium eingerichtet werden, um das bloß lesen zu lassen. Und ich rechne es mir zur Ehre! In meinem ganzen, unter verschiedenen Gestaltungen der europäischen Politik stets mit entschlossener Vertretung der Interessen meines Königs und meines Landes durchgeführten politischen Leben ist mir die Ehre zuteil geworden, sehr viel Feinde zu haben. Gehen Sie von der Garonne, um mit der Gascogne anzufangen, bis zur Weichsel, vom Belt bis zur Tiber, suchen Sie an den heimischen Strömen der Oder und des Rheins umher, so werden Sie finden, daß ich in diesem Augenblicke wohl die am stärksten und — ich behaupte stolz — die am besten gehaßte Persönlichkeit in diesem Lande bin.

Das Attentat des Böttchergesellen Kullmann auf den Fürsten Bismarck.

Amtliche Depesche vom 13. Juli abends: Mittags kurz nach 1 Uhr bei der Ausfahrt zur Saline, 15 Schritte vom Hause, schoß ein Böttchergeselle, Eduard Franz Ludwig Kullmann, 21 Jahre alt, mit einläufigem Terzerol auf den Fürsten Bismarck und verwundete ihn leicht am rechten Handgelenk, ergriffen, auf der Flucht das Terzerol fortgeworfen, Brieftasche verloren, gesteht, den Fürsten wegen der Kirchengesetze haben töten zu wollen. Fürst Bismarck hat den Verbrecher selbst gehört. Recherche im vollen Gange.

Bismarck sprach am Abend zu den Teilnehmern eines ihm zu Ehren veranstalteten Fackelzuges: Ich danke Ihnen für die Teilnahme, welche Sie mir in einem Falle erweisen, aus welchem mich Gottes Allmacht und Gnade glücklich errettet

hat. Es kann mir nicht anstehen, weiteres über das zu sprechen, was dem Urteile des Richters übergeben worden ist. Das aber vermag ich zu sagen, daß heute nachmittag die Absicht nicht meiner Person, sondern der von mir vertretenen Sache galt. Hierfür, für die Größe, Einheit und Freiheit unseres Vaterlandes zu sterben, das taten so viele unserer Mitbürger vor drei Jahren, warum sollte ich nicht dazu bereit sein? Da Sie alle mit mir darin einig sind und sich ebenso für die Freiheit, Größe und Macht unseres deutschen Vaterlandes begeistern, so bitte ich Sie, mit mir Deutschland und seine verbündeten Fürsten hochleben zu lassen!

Hahn, Bismarck.

Kaiser Wilhelm I. an den Fürsten Bismarck.

Gastein, 17. Juli 1874.

Endlich komme ich dazu nach dem theilnehmenden Télégramm aus München, Ihnen noch selbst diese Zeilen zu widmen! Vieler Worte braucht es zwischen uns nicht, um die Gefühle zu schildern die mich erschütterten, als wehrend dem Königlichen Diné in München, p. Werthern mir das Télégramm einhändigte, das die Schreckens Nachricht enthielt, aber auch zugleich die Göttliche Fügung zeigte, die abermals verruchte Menschen Anschläge gnädiglich von Ihnen abwendete!! Diese Gnade kann in der ganzen weiten Welt, kein Mensch dankbarer erkennen und preisen als ich! Kaum bin ich beruhigt über Ihre befestigtere Gesundheit, so muß dieses Attentat kommen, um mir — und Jedermann — es vor die Augen zu stellen, was an Ihrem Leben hängt! Aber dieses Gefühl ist auch so durchschlagend zu Tage getreten, daß es Ihnen eine unbeschreibliche Genugthuung gewähren muß! Und wenn wir auch im tiefsten Herzen bedauern müssen, daß Sie und die Ihrigen so tief erschüttert worden sind, so sollte doch zugleich die Göttliche Fügung erkannt werden, was Sie dem engeren und weiteren Vaterlande sind, ja der Welt sind, und was noch von Ihnen verlangt

und erwartet wird! Daß unser Leben in Gottes Hand stehet, weiß jeder Christ, aber wir Beide haben es sichtlich gesehen, da die auf uns gezückte Mörder Hand, nur von dort Oben von uns abgelenkt ward!

So wollen wir Gott vertrauend, getrost ferner durch's Leben schreiten und handeln und wirken so lange es Dem gefallen wird!

In der Hoffnung, daß Ihre Wunde rasch heilen wird — Ihrer Kur keinen Schaden bringe, bin ich wie immer, und mehr wie je,

Ihr dankbarer König und Freund
Wilhelm.

Der Mörder Kullmann.

Der ultramontane Abgeordnete Jörg hatte im Reichstag von den Tagen gesprochen, in denen „aus Anlaß der Freveltat eines halbverrückten Menschen in Kissingen ein guter Teil der deutschen Denkernation nahezu ins Delirium geraten war". Bismarck nahm den Handschuh auf und erwiderte:

4. Dezember 1874.

... Ich bin überzeugt, der Herr Vorredner wird gewiß nie im Innersten seiner Seele auch nur den leisesten Wunsch gehabt haben: wenn dieser Kanzler einmal irgendwie verunglücken könnte! Ich bin überzeugt, er hat das nie gedacht.

Aber mögen Sie sich lossagen von diesem Mörder, wie Sie wollen, er hängt sich an Ihre Rockschöße fest (Bravo! — Murren im Zentrum), er nennt Sie seine Fraktion! ... Der Mann hat bei der einzigen Unterredung, welche ich mit ihm gehabt habe, wo ich ihn fragte: Wenn Sie mich nicht gekannt haben, warum haben Sie mich denn umbringen wollen? — Darauf hat er mir geantwortet: Wegen der Kirchengesetze in Deutschland. Ich habe ihn weiter gefragt, ob er denn glaubte, damit diese Sache zu verbessern. Darauf hat er gesagt: Bei uns ist es schon so schlimm — 'es kann nicht schlimmer werden. Ich habe mich überzeugt gehalten, daß er diese Redensart irgendwo in Vereinen aufgeschnappt hatte. Und dann hat er noch gesagt: Sie haben meine Fraktion

beleidigt. Ich sagte: Welches ist denn Ihre Fraktion? Darauf hat er mir vor Zeugen gesagt: Die Centrumsfraktion im Reichstage. [Pfui! aus der Centrumsfraktion.] Ja, meine Herren, [nach dem Centrum] verstoßen Sie den Mann, wie Sie wollen! Er hängt sich doch an Ihre Rockschöße! [Pfui! aus dem Centrum.]

Präsident von Forckenbeck: Ich bitte um Ruhe — und muß bemerken, daß der Ausdruck „Pfui" nicht parlamentarisch ist. Der Herr Reichskanzler hat das Wort.

Fürst Bismarck fährt fort:

Meine Herren! „Pfui!" ist ein Ausdruck des Ekels und der Verachtung. Meine Herren, glauben Sie nicht, daß mir diese Gefühle fern liegen; ich bin nur zu höflich, um sie auszusprechen.

Roon an Moritz von Blanckenburg.

14. Dezember 1874.

Übrigens scheint mir Bismarck jetzt in besserer und gesünderer Fahrt, als seit lange. Bei meinem letzten Ersehen mit ihm fand ich ihn objektiver, zufriedener und bei aller gewohnten Lebhaftigkeit unaufgeregter als je — vollkommen auf der Höhe seiner Stellung, in völliger Übereinstimmung mit dem Allerhöchsten; und in den Reichstagsgefechten war er brillanter und siegreicher als in den Vorjahren, und deshalb, meine ich, wird er auch nicht wieder erkranken.

Liebe und Haß.

Januar 1875.

Der Chef der Reichskanzlei, Chr. von Tiedemann, erzählt:

Ich hatte zum ersten Male Gelegenheit, die eigentümliche, wunderbar bestechende Art der Causerie kennen zu lernen, mit der der Fürst die Unterhaltung bei Tische beherrschte. Er liebte es, im ungezwungensten Tone scheinbare Paradoxa aufzustellen, hinter denen sich aber fast immer

eine tiefe Wahrheit verbarg. An diesem Tage variierte er unter anderem das Thema von Liebe und Haß. Er behauptete, Goethe habe unrecht gehabt, wenn er gemeint, nur die Liebe verschönere das Leben. Der Haß tue dieselben Dienste, er sei ein ebenso großer Lebenserhalter wie die Liebe. „Mir sind unentbehrlich: für die Liebe meine Frau, für den Haß — Windthorst."

Tiedemann, Erinnerungen.

Roon an Moritz von Blanckenburg.

Krobnitz, 26. Februar 1875.

Über Bismarcks von den Zeitungen ... breit ausgeblasenen Rücktritt beunruhige ich mich nicht. Hat Prometheus das Feuer geraubt, so muß er sich nun auch die Fesseln und den Geier gefallen lassen. Alle Stellvertreter, die ihm die Meinung der vulgären klatschenden Menge setzen möchte, sind — — unmöglich! Der Kampf mit den Ultramontanen, der so alt wie das Christentum in Europa, muß von ihm durchgekämpft werden ... es kann gar nicht darauf ankommen, was er lieber möchte oder seine Familie! Man nascht nicht ungestraft von dem Baume der Unsterblichkeit. Wollte er jetzt rebus sic stantibus — um jeden Preis in das Behagen des Landlebens, so würde er, ganz abgesehen von der übernommenen schwerwiegenden Verantwortlichkeit für das Begonnene, sich selbst den Kranz von der Schläfe reißen ...

Roon, Denkwürdigkeiten.

„Reichsglocke", „Ära-Artikel" und „Deklaranten".

Der Abgeordnete Lasker begann am 14. Januar 1873 im Reichstag mit seinen Enthüllungen über den „Gründungsschwindel" und den Unfug der Eisenbahnkonzessionen. Bismarcks Freund, der frühere Redakteur der Kreuzzeitung, Hermann Wagener, war mitgenannt und mußte sein Amt niederlegen. Gegen Bismarck selbst erhoben die niederträchtigsten Verleumdungen ihr Haupt. Die „Eisenbahnzeitung" und später die „Reichsglocke" wurden die Sammelbecken für all den Haß, den Neid und die Rachsucht seiner

Feinde. Auch am Hofe wurden diese Schandblätter gelesen. 1875 erschien in Zürich eine Schmähschrift des frühern Pariser Botschafters Grafen Harry von Arnim „Pro nihilo". Arnim wurde zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt. Aber die Verleumdung fraß weiter, selbst die Kreuzzeitung wagte die versteckte Behauptung, Bismarck habe sich durch seine Verbindung mit der hohen Finanz widerrechtlich bereichert. Diese Anwürfe waren im Sommer 1875 in den sog. „Ära-Artikeln" eines Hauptmanns a. D. in dem konservativen Blatt niedergelegt („Die Ära Delbrück-Camphausen-Bleichröder"). Bismarck wußte sein Gewissen rein und ließ am 9. Februar 1876 vor versammeltem Reichstag die Wucht der öffentlichen Anklage auf die Männer und Hintermänner des Verleumdungsfeldzugs niederfahren. Ein Teil der Konservativen schied sich vom alten Stamm und gründete die „deutsch-konservative" Partei, sagte sich also von den gehässigen Angriffen auf den Kanzler los. Die Kreuzzeitung veröffentlichte nun Listen von Parteigenossen, die sich mit ihr solidarisch erklärten; dies waren die sogenannten „Deklaranten". Bismarck ließ die Namen der Deklaranten im Reichsanzeiger veröffentlichen.

9. Februar 1876.

Bismarck im Reichstag: Wenn ein Blatt wie die „Kreuzzeitung", die für das Organ einer weit verbreiteten Partei gilt, sich nicht entblödet, die schändlichsten und lügenhaftesten Verleumdungen über hochgestellte Männer in die Welt zu bringen, in einer solchen Form, daß sie nach dem Urteil der höchsten juristischen Autoritäten gerichtlich nicht zu fassen ist, aber doch derjenige, der sie gelesen hat, den Eindruck hat: hier wird den Ministern vorgeworfen, daß sie unredlich gehandelt haben — wenn ein solches Blatt so handelt und in monatelangem Stillschweigen verharrt, trotzdem das alles Lügen sind und nicht ein pater peccavi oder erravi spricht, so ist das eine ehrlose Verleumdung, gegen die wir alle Front machen sollten, und niemand sollte sich mit einem Abonnement indirekt daran beteiligen. Von einem solchen Blatte muß man sich lossagen, wenn das Unrecht nicht gesühnt wird; jeder der es hält und bezahlt, beteiligt sich indirekt an der Lüge und Verleumdung, die darin gemacht wird — an Verleumdungen, wie die „Kreuzzeitung" sie im vorigen Sommer gegen die höchsten Beamten des Reichs enthalten hat, ohne die leiseste Andeutung eines Beweises.

Noch in den „Gedanken und Erinnerungen“ zittert der Groll Bismarcks nach. Er schreibt: „Als ich über die Giftmischereien des Blatts am 9. Februar 1876 in öffentlicher Rede Klage geführt hatte, antwortete mir die Kundgebung der sogenannten Deklaranten, deren wissenschaftliches Kontingent aus einigen hundert evangelischen Geistlichen bestand, die in ihrem amtlichen Charakter wir in dieser Form als Eideshelfer der Kreuzzeitungslügen entgegentraten. Ich habe gegen Politiker in langen Kleidern, weiblichen und priesterlichen, immer Mißtrauen gehegt, und dieses Pronunciamento einiger hundert evangelischer Pfarrer zugunsten einer der frivolsten, gegen den ersten Beamten des Landes gerichteten Verleumdung war nicht geeignet, mein Vertrauen grade zu Politikern, die im Priesterrock, auch in einem evangelischen, stecken, zu stärken.“

Bismarck im Reichstage, 5. Dezember 1876

Kurz vor dem Russisch-Türkischen Krieg interpellierte im Reichstag der Abgeordnete Eugen Richter den Reichskanzler, was er zum Schutz der deutschen Handelsinteressen zu tun gedenke. Bismarck ergriff die Gelegenheit, sich über seine Stellung zu den orientalischen Wirren auszusprechen.

Wenn der Herr Vorredner [Eugen Richter] vorher ein von ihm selbst als apokryph behandeltes Gerücht anführte, daß ich gesagt haben soll, im ganzen Orient steckte kein Interesse, was so viel wert wäre, als der Ertrag eines pommerschen Rittergutes, so ist das irrtümlich. Es ist in allen solchen Legenden ein Stückchen Wahrheit, und a bisserle Falschheit ist allweil dabei. Ich habe gesagt: ich werde zu irgendwelcher aktiven Beteiligung Deutschlands an diesen Dingen nicht raten, solange ich in dem Ganzen für Deutschland kein Interesse sehe, welches auch nur — entschuldigen Sie die Derbheit des Ausdrucks — die gesunden Knochen eines einzigen pommerschen Musketiers wert wäre.

Der müde Jäger.

Bei einem parlamentarischen Empfang.

Anfang 1877.

Bismarck: Wenn ein Mann frühmorgens auf die Jagd geht, beginnt er auf allerlei Arten Wild zu schießen, und ist

leicht bereit, einige Meilen über schweren Boden zu gehen, um auf einen wilden Vogel zum Schuß zu kommen. Wenn er aber den ganzen Tag lang umhergegangen ist, wenn seine Jagdtasche voll ist und er sich nahe seiner Behausung befindet — hungrig, durstig, mit Staub bedeckt und todmüde — verlangt er nur noch Ruhe. Er schüttelt mit dem Kopfe, wenn der Jagdhüter ihm sagt, er brauche nur wenige Schritte zu machen, um auf einige Feldhühner auf dem angrenzenden Felde, ganz nahe dem Hause zu stoßen. „Ich habe genug von diesem Wild", sagt er. Aber kommt jemand und sagt zu ihm: „In dem dichtesten Teile des Waldes dort drüben können Sie auf ein Wildschwein ankommen", so werden Sie sehen, daß dieser müde Mann, wenn er Jägerblut in seinen Adern hat, seine Müdigkeit vergißt, sich aufrafft, losgeht und in den Wald eindringt, nicht eher befriedigt, als bis er das Wild gefunden und erlegt hat. Ich bin wie dieser Mann. Ich bin seit Sonnenaufgang auf der Jagd gewesen. Es wird jetzt spät. Ich habe ein schweres Tagewerk vollbracht, und ich bin müde. Andere Leute mögen auf Hasen und Rebhühner schießen; ich habe genug von dieser Art Wild ... Aber, meine Herren, wenn ein Keiler zu erlegen ist, lassen Sie mich davon wissen, ich will in den dichtesten Wald gehen und ihn zu erlegen versuchen.

Poschinger, Bismarck-Portefeuille.

Geheimrat von Tiedemann an seine Mutter.

Gastein, 15. September 1877.

Das fortwährende Zusammensein mit diesen herrlichen Menschen, den Bismarcks, hat allein schon die Wirkung einer Badekur. Ich kenne sie nachgerade gründlich. Ich bin durch Monate in ihrem Hause in Berlin täglicher Gast gewesen, ich habe mit ihnen in Kissingen, in Varzin gelebt, aber so wie hier habe ich sie doch noch nicht kennen gelernt. Daß er einer der größten Männer gewesen, den die alte und neue Welt hervorgebracht, das wird für unsere Nachkommen außer allem Zweifel stehen. Aber nur wenige werden bezeugen

können, daß er auch der liebenswürdigste gewesen, weil er in seiner stolzen, zurückweisenden Abgeschlossenheit sich nur wenigen, wie er wirklich war, gezeigt hat.

Bismarck und sein Hund.

Varzin, 26. Oktober 1877.

Tiedemann erzählt: Wir stehen hier unter dem Eindruck eines an sich unbedeutenden, aber in seinen Wirkungen tieftragischen Ereignisses ... Beim Kaffee wurde plötzlich entdeckt, daß Sultan, die große Ulmer Dogge, die noch bei Tisch von jedermann verzogen worden war, verschwunden sei. Da Sultan in einem benachbarten Dorf ein Liebesverhältnis unterhielt, so nahm der Fürst an, er sei wieder einmal dorthin gelaufen. Er war ärgerlich und erklärte, er werde den Hund einmal tüchtig durchprügeln. Herbert, Holstein und ich gingen auf unsere Zimmer, um noch bis zum Postschluß zu arbeiten, als es gegen 11 unten lebendig wurde; dann hieß es, Sultan, der vor kurzem nach Hause gekommen sei, liege in den letzten Zügen. Unten bot sich uns ein wirklich erschütternder Anblick. Auf dem Fußboden saß der Fürst, den Kopf des sterbenden Hundes in seinem Schoß haltend. Er flüsterte ihm liebkosende Worte zu und suchte seine Tränen vor uns zu verbergen. Bald darauf starb der Hund, der Fürst erhob sich und ging auf sein Zimmer, kam an diesem Abend auch nur auf kurze Zeit wieder, um Gute Nacht zu sagen. Holstein, der vor dem Schlafengehen noch bei mir war, faßte die Situation richtig in die Worte zusammen: „Der Fürst hat einen Freund verloren und fühlt sich vereinsamt."

Heute morgen war es, als ob wir uns in einem Trauerhause befänden. Es wurde nur mit verhaltener Stimme gesprochen. Der Fürst hatte nicht geschlafen; ihn quälte unaufhörlich der Gedanke, daß er den Hund kurz vor seinem Tode noch gezüchtigt hatte. Obgleich die heute morgen vorgenommene Obduktion ergeben hatte, daß Sultan an einem Herzschlage gestorben sei, machte er sich immer wieder selbstquälerische Vorwürfe. Nach dem Frühstück stiegen wir zu

Pferde, der Fürst war einsilbig, er suchte die Wege auf, wo sein lieber, alter Hund ihn zuletzt begleitet. So trabten wir lange im strömenden Regen vorwärts. Als ich einmal neben ihm ritt, sagte er, es sei sündlich, so wie er getan, sein Herz an ein Tier zu hängen, er habe aber nichts Lieberes auf der Welt gehabt und er müsse mit Heinrich V. im Shakespeare sagen: Ich hätte einen Beßren besser missen können. Und dann setzte er zu einem langen Galopp an, daß Reiter und Pferde dampfend vor dem Schloß anlangten ...

30. Oktober.

Er kann noch immer nicht über den Tod seines Hundes hinweg und namentlich darüber, daß er ihn noch so kurz vor seinem Tode geschlagen hat. Selbstquälerisch redet er sich immer wieder ein, daß er hierdurch den Tod des treuen Tieres verursacht habe. Er klagt sich an als jähzornig, brutal, der jedem Schmerzen bereite, der in Berührung mit ihm komme. Und dann wieder macht er sich Vorwürfe, daß er über den Tod eines Tieres so lange und so tief trauere.

Tiedemann, Sechs Jahre Chef der Reichskanzlei.

Ein Blick in Bismarcks Werkstatt.

Tiedemann erzählt: Der Fürst schrieb selbst sehr wenig, er liebte es zu diktieren. Nach dem Kullmannschen Attentat, bei welchem die Kugel den rechten Daumen seiner Hand gestreift hatte, war es ihm beschwerlich, eine Gänsefeder (nur solche benutzte er) zu halten. Sein Diktieren aber war eigentümlicher Art. Das war kein ruhiger Strom langsam dahingleitender Gedanken; er sprach stoßweise, bisweilen eine lange Pause machend, dann wieder die hervorquellenden Worte nur mit Mühe zurückhaltend, um ein Nachschreiben überhaupt zu ermöglichen. Der Reichtum seiner Gedanken und seiner Ausdrucksformen war so groß, daß er häufig zwei, drei tautologische [dem Sinne nach gleiche] Wendungen vorbrachte, und dann hinzufügte: „Bitte, wählen Sie sich das Passendste aus." Da man den Fürsten nie unterbrechen durfte

(er verlor dann seltsamerweise sofort den Faden), so war es schwer für mich, ihm zu folgen. Nach dem vielbesprochenen Besuche Bennigsens in Varzin zwischen Weihnachten und Neujahr des Jahres 1877 diktierte mir der Fürst einen Bericht an den Kaiser, der nicht nur eine genaue Wiedergabe der Verhandlungen mit Bennigsen wegen seines Eintritts ins Ministerium enthielt, sondern zugleich eine hochpolitische historische Darstellung der Entwicklung unserer ganzen Parteiverhältnisse seit Einführung der Verfassung. Der Fürst diktierte ununterbrochen fünf Stunden, sage und schreibe fünf Stunden! Er sprach rascher als gewöhnlich, ich hatte die größte Mühe, auch nur die leitenden Gedanken in abgerissener Form zu Papier zu bringen. Das Zimmer war überheizt, ich geriet in Transpiration und fürchtete, einen Schreibkrampf zu bekommen. Rasch entschlossen und ohne ein Wort zu sagen, zog ich meinen Rock aus, warf ihn über den Stuhl und fuhr in Hemdsärmeln fort zu schreiben. Der Fürst, auf und nieder gehend, sah mich zuerst etwas erstaunt an, nickte mir dann aber verständnisvoll zu und ließ sich im Diktieren nicht unterbrechen. Als ich nun an die Ausarbeitung des Berichtes ging — es wurde eine kleine Broschüre — staunte ich über die tadellose Disposition des Ganzen. Jede angeführte Tatsache und jede Schlußfolgerung stand an der richtigen Stelle; es war eine schnurgerade Auseinandersetzung ohne Wiederholungen und Seitensprünge. Das eben war das Bewundernswerte in dem geistigen Schaffen des Fürsten: er konnte wohl einmal aus der Konstruktion des einzelnen Satzes fallen, fiel aber nie aus der logischen Folge der Gedanken.

Die geistige Produktivität des Fürsten war so rastlos, daß sie auch beim Lesen nicht ruhte. Er las immer mit dem Bleistift in der Hand. Selbst zu den Leitartikeln der Zeitungen machte er seine Randbemerkungen und verschwendete bisweilen die geistreichsten und witzigsten Glossen an die ephemeren Leistungen eines beliebigen Tageblattes. Aber nicht nur das. Er korrigierte auch mit seinem Bleistift stilistische Inkorrektheiten oder Verstöße gegen die Syntax, wo er sie

fand. Hatte er eine Zeitung gelesen, so warf er sie achtlos unter den Tisch. Die Diener brachten sie mir nachher, und ich habe viele aufbewahrt, die mit den ergötzlichsten Randbemerkungen versehen sind.

Tiedemann Erinnerungen.

Fürst Bismarck bei seinen Pflanzungen.

John Booth, der Besitzer einer Baumschule in Flottbeck bei Hamburg, hatte sich dem Fürsten zur Verfügung gestellt, um im Sachsenwald neue Arten von Waldbäumen anzupflanzen.

Friedrichsruh, 6. Mai 1878.

Booth erzählt: Sein Aussehen war heute ein ganz anderes, als wie er mir aus meinen früheren Erinnerungen im Reichstage usw. vor Augen stand, denn er hatte sich während seiner letzten Krankheit den Bart nicht abgenommen, und so war sein Gesicht von einem ganz weißen Vollbart umrahmt, welcher seinem Ausdruck etwas ungemein Weiches gab ... Mittlerweile waren wir an der Pflanzstätte angekommen, wo der Oberförster [Lange] mit zehn Arbeitern wartete. Bismarck bat den ersteren, er möge ihm einen Stuhl holen lassen, das Stehen würde ihm schwer. Er entwickelte nun seine Meinung über die Pflanzung, wie er sie sich gedacht, gab für manchen Baum den Platz an, ohne indessen, wie er ausdrücklich betonte, vorgreifen zu wollen — und war ganz bei der Sache. Nachdem der Stuhl gebracht war, setzte er sich, und es war schade, daß niemand zur Stelle war, dieses Bild zu fixieren: Bismarck, auf einem Stuhl sitzend, beide Arme auf einen großen Stock stützend, das Kinn auf beide Arme gelegt, an jeder Seite eine schwarze Dogge — die Pflanzung vor sich kontrollierend — die im ersten Grün prangenden Buchenwälder im Hintergrunde und darüber ein schöner Himmel von selten reinem Blau.

Booth, Erinnerungen an Bismarck.

Fürst Bismarck über Kaiser Wilhelm I.

Nach dem Hödelschen Attentat zum amerikanischen General Grant. Nach Grants Aufzeichnung mitgeteilt von Simon in dem Buch: L'Empereur Guillaume et son règne.

11. Mai 1878.

Da haben wir einen Greis, einen der besten Menschen dieser Erde, und trotzdem strebt man ihm nach dem Leben. Niemals gab es einen Menschen von einem bescheideneren, großmütigeren und humaneren Charakter als den Kaiser. Er unterscheidet sich ganz und gar von den in so hoher Stellung gebornen Menschen, oder doch von den meisten derselben. Sie legen wenig Gewicht auf die Empfindungen und Wünsche andrer; sie meinen, Menschen ihrer Abstammung sei vieles erlaubt; ihre ganze Erziehung scheint dahin zu zielen, in ihnen die menschliche Seite zu ersticken. Der Kaiser hält sich nicht für einen solchen Olympier; im Gegenteil, er ist in jeder Beziehung Mensch und unterzieht sich jeder menschlichen Pflicht. Er hat nie in seinem Leben jemand unrecht getan, nie das Gefühl eines andern verletzt, nie sich einer Härte schuldig gemacht. Er ist einer jener Menschen, deren gütiges Naturell die Herzen gewinnt, der sich fort und fort mit dem Wohle seiner Umgebung und seiner Untertanen beschäftigt, geschmückt mit allen hohen Eigenschaften eines Fürsten und mit allen Tugenden eines Menschen. Es ist unmöglich, sich einen schönern und wohltuendern Typus eines Edelmanns zu denken.

Sybel, Reichsgründung.

Fürst Bismarck und der Mordanschlag Nobilings.

Geheimrat Tiedemann hatte dem Fürsten die Nachricht von dem Nobilingschen Attentat auf den alten Kaiser mitzuteilen.

Friedrichsruh, 2. Juni 1878.

Tiedemann erzählt: Ich entschloß mich schweren Herzens, den Fürsten aufzusuchen. Wie ich auf dem Wege nach der Aumühle aus dem Friedrichsruher Park hinaustrat, gewahrte

ich den Fürsten, der, von seinen Hunden begleitet, langsamen Schrittes im Sonnenschein über das Feld daherkam. Ich trat auf ihn zu und schloß mich ihm nach kurzer Begrüßung an. Er war in heiterster Laune und erzählte von seinen Wanderungen an diesem Tage und von der wohltuenden Wirkung, die die lange Bewegung in der Waldluft auf seine Nerven gehabt habe. Nach einer kleinen Pause sagte ich: „Es sind einige wichtige Telegramme eingelaufen." Er antwortete in scherzendem Tone: „Sind sie so eilig, daß wir sie hier auf freiem Felde erledigen müssen?" Ich erwiderte: „Leider! Sie enthalten eine empörende Nachricht; es ist wieder auf den Kaiser geschossen worden, und dieses Mal haben die Schüsse getroffen; der Kaiser ist schwer verwundet." — Mit einem Ruck blieb der Fürst stehen. Er stieß in heftiger Bewegung seinen Eichenstock vor sich in die Erde und sagte tiefaufatmend, wie wenn ein Geistesblitz ihn durchzuckte: „Dann lösen wir den Reichstag auf."

Rasch schritt er nun durch den Park dem Hause zu, indem er sich im Gehen nach den Einzelheiten der verbrecherischen Tat lebhaft erkundigte. Beim Eintritt ins Haus befahl er dem Diener, alles zur Abreise nach Berlin vorzubereiten. Morgen in aller Frühe solle aufgebrochen werden.

Tiedemann, Sechs Jahre Chef der Reichskanzlei.

Fürst Bismarck im Reichstag.

Während der Beratung des Sozialistengesetzes.

17. September 1878.

Zu Eugen Richter gewendet: Der Abgeordnete hat mir vorgeworfen, daß ich krank wäre und daß meine schwache Gesundheit mich sehr häufig hindert, meinen Pflichten so nachzukommen, wie es wohl wünschenswert wäre ... Ich kann das nicht leugnen, es ist mir nur überraschend, daß jemand, der nachdenkt über diese Sache, mir meine Krankheit zum Vorwurf macht. Ich habe sie mir ehrlich verdient im Dienste des Landes und des Königs und sie gewonnen durch Überanstrengung meiner Kräfte in diesem

Dienst. Ich möchte doch dafür dasselbe Benefizium in Anspruch nehmen, wie ein Soldat, der verwundet und invalid ist, und dem man den geforderten Abschied verweigert, und der aus Gründen, die man achten sollte, in seiner Stellung bleibt. Ich verbleibe auf Wunsch Seiner Majestät des Kaisers und Königs in meiner Stellung, den ich in dieser Lage gegen seinen Willen nicht verlassen kann; sonst wüßte ich nicht, was mich hielte und veranlaßte, für die Herren die Unannehmlichkeiten unserer gegenseitigen Beziehungen zu verlängern ...

Zu Bebel gewendet: Lassalle hatte nichts, was er mir als Minister hätte geben können. Was er hatte, war etwas, was mich als Privatmann außerordentlich anzog: er war einer der geistreichsten und liebenswürdigsten Menschen, mit denen ich je verkehrt habe, ein Mann, der ehrgeizig im großen Stil war, durchaus nicht Republikaner; er hatte eine sehr ausgeprägte nationale und monarchische Gesinnung, seine Idee, der er zustrebte, war das deutsche Kaisertum, und darin hatten wir einen Berührungspunkt. Lasalle wahr ehrgeizig im hohen Stil, und ob das deutsche Kaisertum gerade mit der Dynastie Hohenzollern oder mit der Dynastie Lassalle abschließen solle, das war ihm vielleicht zweifelhaft, aber monarchisch war seine Gesinnung durch und durch. Aber diesen kümmerlichen Epigonen, die sich jetzt mit ihm brüsten, hätte er ein Quos ego! zugeschleudert, sie mit Hohn in ihr Nichts zurückgewiesen, und würde sie außerstande gesetzt haben, seinen Namen zu mißbrauchen.

9. Oktober 1878. –

Ich weiß nicht, wer von Ihnen so viel Zeit durch Krankheit gehabt hat, um den verschleierten Propheten von Moore einmal zu lesen, der sein Gesicht sorgfältig verdeckte, weil, sobald der Schleier gelüftet wurde, es in seiner ganzen schrecklichen Häßlichkeit jedermann vorstand. An diesen verschleierten Propheten von Chorassan erinnert mich die wilde Führung, der ein großer Teil unserer sonst so wohlgesinnten arbeitenden Klassen verfallen sind. Sie haben das Angesicht

von Mokana nie gesehen; wenn sie es sehen würden, würden sie erschrecken davor, sie würden ein Leichengesicht erblicken.

... Wenn sie den Leuten glänzende Versprechungen machen, dabei in Hohn und Spott, in Bild und Wort alles, was ihnen bisher heilig gewesen ist, als einen Zopf, eine Lüge darstellen, alles das, was unsere Väter und uns unter dem Motto: „Mit Gott für König und Vaterland!" begeistert und geführt hat, als eine hohle Redensart, als einen Schwindel hinstellen, ihnen den Glauben an Gott, den Glauben an unser Königtum, die Anhänglichkeit an das Vaterland, den Glauben an die Familienverhältnisse, an den Besitz, an die Vererbung dessen, was sie erwerben für ihre Kinder ... wenn sie ihnen alles das nehmen, so ist es doch nicht allzu schwer, einen Menschen von geringem Bildungsgrad dahin zu führen, daß er schließlich mit Faust spricht: „Fluch sei der Hoffnung, Fluch dem Glauben, und Fluch vor allem der Geduld!" Ein so geistig verarmter und nackt ausgezogener Mensch ... was bleibt denn dem übrig, als eine wilde Jagd nach sinnlichen Genüssen, die allein ihn noch mit diesem Leben versöhnen können?

Wenn ich zu dem Unglauben gekommen wäre, der diesen Leuten beigebracht ist, ... ja, meine Herren, ich lebe in einer reichen Tätigkeit, in einer wohlhabenden Situation, aber das alles könnte mich doch nicht zu dem Wunsche veranlassen, einen Tag länger zu leben, wenn ich das, was der Dichter nennt: „An Gott und bessere Zukunft glauben", nicht hätte.

... Ich konnte nicht glauben, daß ein Monarch, der mehr als irgendein lebender — und ich möchte wohl sagen, auch ein der Vergangenheit angehöriger — getan hat mit Einsetzung seines Lebens, seiner Krone, seiner monarchischen Existenz, um die Wünsche und Bestrebungen seiner Nation zu verwirklichen, der dies mit einem gewaltigen Erfolge und dabei doch ohne jede Überhebung getan hat, der dabei ein milder, volksfreundlicher Regent geblieben ist, eine populäre Figur ... wenn der von hinten mit Hasenschrot zusammengeschossen wird, ja, meine Herren, da reicht jedes andere Verbrechen gar nicht an dieses heran, da ist man wirklich

auf jedes andere auch gefaßt. Dieser Blitz bei Nacht hat weithin die Situation beleuchtet.

Fürst Bismarck an seine Gattin.

Friedrichsruh, Mittwoch, 23. Oktober 1878.

Ich komme hier nach langer Zeit zur ersten Ruhe, fand mein erweitertes Schlafzimmer so behaglich wie lange nichts ... Meine erste heutige Begegnung mit Ti[edemann, dem Chef der Reichskanzlei] erschreckte mich fast, als Mahnung an die amtliche Kette; die Luft füllt die Lungen wunderbar wie guter alter Wein im Vergleich zu schalem Berliner Bier. Der Wald ist vollaubig, Herbstfarbe vorwiegend von oben gesehn, viele Bäume noch sommergrün von unten ... Öfen heizen gut, Kamine rauchen zum Teil noch. Pferde gesund, erster Gesamteindruck befriedigend, und besonders der beruhigende Blick auf die um uns gebaute Mauer!

Gegen den Andrang Neugieriger hatte Bismarck eine Mauer ziehen lassen.

Der Chef der Reichskanzlei von Tiedemann über den Fürsten Bismarck.

Der Dienst in der Reichskanzlei begann spät und endete spät. Damals (Schweninger war noch nicht entdeckt) erhob sich der Fürst erst gegen Mittag. Von 12 bis 6 Uhr wurde rastlos gearbeitet und dann wieder von 9 Uhr bis tief in die Nacht. Vor 1 Uhr verließ ich selten mein Bureau. — Es war nicht ganz leicht, dem Fürsten Vortrag zu halten. Er verlangte bei jeder Sache einen suszitierenden Extrakt, wie er es nannte, und behauptete, es gäbe keine noch so verwickelte Angelegenheit, aus der nicht der Kern mit wenigen Worten herausgeschält werden könne. Man gewöhnte sich allmählich daran, im Lapidarstil zu sprechen, und ich habe schließlich über Gesetzentwürfe von mehr als hundert Paragraphen in zehn Minuten referiert. Die Vorbereitung auf einen solchen Vortrag hatte freilich dann Stunden gekostet. —

Sobald der Vortrag beendet war, gab der Fürst, ohne sich einen Moment zu besinnen, seinen Bescheid. Es war erstaunlich, mit welcher Sicherheit er immer sofort die Punkte herausfand, auf die es ankam. Niemals habe ich irgendein Schwanken in der Entscheidung bei ihm bemerkt. Er wußte immer sofort, was er wollte. Freilich, wenn ihn eine Sache nicht näher interessierte, sagte er auch wohl: „Machen Sie, was Sie wollen."

Jede Nummer mußte in der Regel in 24 Stunden erledigt werden. Reste gab es nicht in der Reichskanzlei. Es kam aber auch vor, daß der Fürst schon nach einer halben Stunde ein Konzept verlangte, für dessen Ausarbeitung ein gewöhnlicher Sterblicher mindestens zwei Stunden Ruhe beanspruchte. Ruhe aber war ein rarer Artikel in der Reichskanzlei. Der Fürst sorgte dafür, daß man beständig in Bewegung gehalten wurde: bald verlangte er eine Auskunft, bald gab er einem einen Auftrag an irgendeinen Minister, der sofort erledigt werden mußte (für solche Fälle hielt stets ein bespannter Wagen, die sogenannte Reichsdroschke, vor dem Reichskanzlerpalais), bald wünschte er dies oder jenes in den stenographischen Berichten nachgeschlagen zu haben usw. Es ist vorgekommen, daß ich vielleicht zehnmal in einer Stunde zu ihm gerufen worden bin (die Kanzleidiener liefen stets Trab durch den Saal) und dabei brannte mir unter den Fingern ein Bericht an den Kaiser oder ein Erlaß an einen Staatssekretär, der auf das schleunigste fertiggestellt werden mußte. Das eben war das Aufreibende des Dienstes, daß alles im Galopp ging, und daß für keine Arbeit die erforderliche Muße vorhanden war. Selbst die stärksten Nerven gingen dabei allmählich in die Brüche. Man hat viel davon erzählt, daß der Fürst gegen seine Räte im dienstlichen Verkehr häufig heftig und ausfallend geworden. Ich habe nie etwas Derartiges bemerkt einen einzigen Fall [als Tiedemann seinen Abschied begehrte] ausgenommen. Mir gegenüber hat der Fürst nie einen anderen Ton angeschlagen, als wie er zwischen Gentleman üblich ist. Im Gegenteil, er war immer die Höflichkeit selbst und ging in dieser Beziehung

viel weiter als die anderen Minister, von Camphausen ganz zu schweigen. Aber freilich, man mußte ihn nicht ungeduldig und nervös machen. — Die Bureau- und Unterbeamten der Reichskanzlei standen sehr in der Furcht des Herrn. Sie wußten, daß das kleinste Versehen, der geringste Verstoß gegen die Dienstordnung nicht ungerügt blieb, und vor dem donnernden Jupiter zitterten sie. Als unumstößliche Regel galt, daß niemand vorgelassen wurde, der nicht vorher angemeldet und dann zu einer genau bestimmten Stunde „bestellt" worden war. Eines Tages fährt der König von Sachsen vor. Der Jäger schwingt sich vom Bock und sagt zu dem Portier: „Melden Sie, daß Seine Majestät vorgefahren ist." „Ist er bestellt?" fragte der Portier. „Nein", erwidert der Jäger verblüfft. „Da kann ich ihn auch nicht melden." Weiteres Parlamentieren war nutzlos. Der König fährt von dannen. Nach einiger Zeit dämmerte es dem Portier, daß er in der strikten Ausübung seines Dienstes vielleicht des Guten doch etwas zuviel getan haben könne, er meldete mir kleinlaut den Vorfall. Ich begab mich sogleich zum Fürsten, welcher die Sache dadurch redressierte, daß er den Grafen Herbert zum Könige von Sachsen schickte und um Entschuldigung des Mißverständnisses bitten ließ.

Ein andermal hatte ein Großherzog um eine Unterredung gebeten, und der Fürst hatte ihm antworten lassen, es würde ihm eine hohe Ehre sein, ihn um 9 Uhr abends zu empfangen. Ich befand mich zum Vortrag beim Fürsten, als diese Stunde heranrückte. Er bat mich um Entschuldigung, wenn er seinen Anzug wechsle, entledigte sich seines Interimsrocks und ließ sich einen Waffenrock bringen, an dem der Kammerdiener das Großkreuz des großherzoglichen Ordens befestigt hatte. Die Uhr schlug neun, ich beeilte mich, zu Ende zu kommen. Es wurde ein Viertel auf zehn, der Großherzog war noch immer nicht da. Der Fürst rief seinem Kammerdiener: „Bringen Sie mir meinen Interimsrock wieder," und zu mir gewandt, „eine Königliche Hoheit soll nicht glauben, daß ich länger als eine Viertelstunde auf ihn gewartet habe."

In diesem Moment erschien der Großherzog. Er ging, während ich mich entfernte und die Diener die Türen aufrissen, an mir vorüber, und ich sah nur noch, wie der Fürst ruhig an seinem Schreibtische sitzen blieb, scheinbar in Aktenstücke vertieft. Der Großherzog trat an den Tisch, und der Fürst erhob sich mit tiefer Verneigung. „Ich glaubte schon, Euer Königliche Hoheit würden mir nicht mehr die Gnade erweisen, zu mir zu kommen. Die Uhr ist zwanzig Minuten nach neun."

Mit ähnlicher Präzision wie in Berlin gestaltete sich der Dienst in Varzin und Friedrichsruh, wenn ich den Fürsten dorthin begleitete. Nur daß wir dort ein etwas sonderbares Leben führten, indem wir die Nacht zum Tage machten. Des Morgens um 11 Uhr, bis dahin schlief ich, brachten mir die Diener die eingegangenen Postsachen ans Bett, die ich öffnete, las und in verschiedene Aktendeckel auf einem Nebentisch unterbrachte. Dann kleidete ich mich an und begab mich ins Frühstückszimmer. Von der Familie war die Fürstin gewöhnlich die einzige, die um diese Zeit schon aufgestanden war. Zwischen 12 und 1 Uhr erschien der Fürst. Während er mit großem Appetit frühstückte, hielt ich meine Vorträge. Ebenso wie in Berlin notierte ich mir am Rande der eingegangenen Sachen seine Entscheidungen, die immer augenblicklich erfolgten. Die Sache dauerte etwa eine Stunde.

Gegen 2 Uhr wurde gemeldet, daß die Pferde gesattelt seien. Wir saßen auf und machten, das Wetter mochte sein, wie es wollte, einen drei- bis vierstündigen Ritt. Gewöhnlich begleitete uns die Tochter des Fürsten, die jetzige Gräfin Rantzau, oder einer der Söhne, wenn sie in Varzin anwesend waren. Auf diesem Ritte wurden bisweilen noch die wichtigsten Geschäfte erörtert. Ich ritt neben dem Fürsten wie ein Wachtmeister mit eingeknöpftem Taschenbuche, um mir etwaige Weisungen und Aufträge notieren zu können. In der frischen Luft und im Sattel wurde manches nachgeholt, was beim Frühstück nicht volle Erledigung gefunden hatte. Wir ritten gewöhnlich Schritt oder Trab, nur in der letzten halben Stunde, wenn es nach Hause ging, wurde eine recht

ſtarke Pace angeſchlagen, ſo daß wir immer auf dampfenden Roſſen eintrafen. Um 6 Uhr wurde diniert, immer vier Gänge mit Sekt, Tiſchwein und Portwein. Die Söhne und ich hatten das Recht, uns beſondere Lieblingsweine nach eigener Wahl aus dem Keller kommen zu laſſen. Der Fürſt trank gewöhnlich nur Bier aus einem ſilbernen Humpen. Er liebte eine kräftige Hausmannskoſt, und es war ein Vergnügen, ihn vor einer Schüſſel mit Gänſeklein zu beobachten. Von den Krebſen meinte er einmal, ſie hätten die ſonderbare Eigenſchaft, daß ſie immer kleiner würden, je häufiger die Schüſſel herumgehe. Das raſch ſervierte Diner dauerte höchſtens eine Stunde. Dann begaben wir uns in den großen Salon. Der Fürſt zündete ſich eine Pfeife an, ſetzte ſich an den Kamin, in den er von Zeit zu Zeit ein Holzſcheit warf, und nun begann die intereſſanteſte Stunde des Tags ... Am Varziner Kamin enthüllte er ſeine geheimſten Gedanken, hier fühlte er ſich von jeder Rückſicht frei und empfand das Bedürfnis, ſich auszuſprechen. Unerſchöpflich war er in Mitteilungen aus ſeiner parlamentariſchen und amtlichen Vergangenheit ... Um 9 Uhr zog ſich der Fürſt in ſein Arbeitszimmer zurück, und nun begann für mich die Zeit der Arbeit. Die beim Frühſtück vorgetragenen Sachen mußten bis Mitternacht erledigt werden ... Etwas nach Mitternacht war Poſtſchluß. Die Diener erſchienen, um die Briefe und ſonſtigen Poſtſachen zu kuvertieren und zu ſiegeln. Um halb 1 Uhr war die Tagesarbeit getan. Es folgte die Teeſtunde im Zimmer der Fürſtin, die ſich gewöhnlich noch auf Stunden ausdehnte.

Es ließ ſich nichts Behaglicheres denken, als das Leben in Varzin und Friedrichsruh. Alles geſtaltete ſich hier zwanglos und anmutend, und in den wohnlichen Räumen herrſchte eine Gaſtfreiheit, wie ſie nur auf ländlichen Herrenſitzen geübt werden kann. Hier draußen wollte der Fürſt nichts anderes ſein als ein einfacher Landedelmann, dem es eine Freude iſt, ſeinen Gäſten das Leben angenehm zu machen. Und dennoch verleugnete er nie den grand seigneur. Sein Benehmen war ſtets das gleiche, einerlei, wer ihm gegen-

überstand. Ob er einen Minister oder einen Gutsnachbarn an der Haustüre empfing, ob er die Frau Pastorin aus Mussow oder die Fürstin Reuß, geb. Prinzessin von Weimar, zu Tische führte, immer war seine Haltung gleich vornehm, verbindlich und ritterlich.

Seiner Geisteskraft entsprach sein Selbstbewußtsein. Er konnte sich alles zutrauen, tat es aber auch. Dagegen wurde es ihm nicht leicht, ein fremdes Verdienst anzuerkennen. An den Leistungen seiner Ministerkollegen namentlich übte er eine Kritik, die nicht gerade den Charakter nachsichtigen Wohlwollens an sich trug. Sein Selbstbewußtsein, gepaart mit einer starken Dosis Menschenverachtung, verleitete ihn überhaupt nicht selten, Freunde und Feinde zu unterschätzen. Er sah in den Freunden dann nur willenlose Werkzeuge seiner Pläne, Schachfiguren, die er beliebig auf dem Brette seiner Politik hin- und herschieben und auch opfern konnte, wenn dies ins Spiel paßte, in seinen Feinden nur Schurken und Dummköpfe. Ich habe nie gefunden, daß er einem Gegner volle Gerechtigkeit hat widerfahren lassen. Dazu war er zu leidenschaftlich, zu impetuos, zu kampflustig. In dieser wie in mancher anderen Beziehung glich er Luther. Jeder, auch der kleinste Angriff reizte ihn zur Gegenwehr, und er war stets bereit, einen Nadelstich mit einem Degenstoß zu vergelten. Daß er bei dieser Freude am Kampfe bisweilen mit Kanonen auf Spatzen geschossen hat, läßt sich nicht leugnen... Bei aller Kraft und Erregbarkeit seines Temperaments blieb doch ein kühler Realismus der Grundzug seines Wesens. Er sah die Dinge, wie sie wirklich sind, unbeeinflußt durch schwächliche Empfindsamkeit. Er mag die ganze Skala der Gemütsbewegungen durchgemacht haben, und zwar mit der vollen Wucht seiner Persönlichkeit („ich habe nicht schlafen können, ich habe die ganze Nacht gehaßt", sagte er mir eines Morgens) — ich glaube aber nicht, daß er jemals sentimental oder pathetisch geworden ist. Wie jede Phrase war ihm jede Pose verhaßt; (und Posieren würde er es genannt haben, hätte er eine weichliche oder künstlich forcierte Stimmung zur Schau getragen.) — Daß die Politik eine

Kunst und keine Wissenschaft sei, — dieses Wort von ihm ist zu einem geflügelten geworden. Er selbst fühlte sich als ein Virtuose der Staatskunst, der sein Instrument souverän beherrscht. Sein Gesichtskreis ging weit über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus, und er war völlig frei von dem Chauvinismus der vulgären Vaterlandsliebe; er nannte sich selbst wiederholt einen Europäer. Alle Dinge, Personen wie Ereignisse, beurteilte er zunächst nach ihrem Verhältnis zu seiner Staatskunst; sonstige persönliche, rein menschliche Beziehungen traten daneben zurück.

Tiedemann, Erinnerungen an Bismarck.

Merkwürdig war die Stärke und Dichtigkeit seiner Augenbrauen. War er nervös erregt, so drehte er sie, wie andere Leute den Schnurrbart. Wenn dies geschah, so mußte man auf einen kritischen Tag erster Ordnung gefaßt sein. Wie oft bin ich zu ihm ins Zimmer getreten, die ganze Mappe voll von Vortragssachen und habe nur eine einzige zur Sprache gebracht, irgendeine höchst gleichgültige, die für solche Fälle obenauf lag. Bemerkte ich bei meinem Eintritt, daß der Fürst mit einem weltschmerzlichen Ausdruck der Augen zum Fenster hinaussah und dabei die Augenbrauen drehte, so wußte ich, daß ein Gewitter im Anzuge sei. Ich referierte dann ganz kurz über die gleichgültige Sache und erhielt gewöhnlich zur Antwort: „Mir ganz egal! Tun Sie, was Ihnen beliebt." Auf seine weitere Frage: „Haben Sie noch mehr Sachen?" erwiderte ich dann wahrheitswidrig: „Nein!" klappte meine Mappe zu und verschwand. Dank dieser Vorsichtsmaßregel bin ich nie in die Lage gekommen, den Fürsten ungeduldig zu machen und zu reizen. Am nächsten Tage mußte er häufig eine Flut von Vorträgen über sich ergehen lassen. Er konnte dann stundenlang geduldig zuhören, die elektrische Spannung war eben vorüber, und es herrschte wieder gut Wetter.

Tiedemann, Sechs Jahre Chef der Reichskanzlei.

Fürst Bismarck im Reichstag am 21. Februar 1879.

Nach einer Kritik von Bismarcks Schutzpolitik durch den Abgeordneten Eugen Richter.

Ich bin, ehe ich überhaupt in das Amt trat, in derselben Weise beurteilt worden in bezug auf jede politische Befähigung, wie ich jetzt beurteilt werde in bezug auf mein Recht, ich möchte sagen, meine Pflicht, in wirtschaftlichen Dingen mitzureden. Ich erinnere mich, wie ich nach Frankfurt als Bundestagsgesandter ernannt wurde, kam in den Blättern, die den politischen Freunden des Abgeordneten Richter von damaliger Zeit, vielleicht seinen Vätern und Oheimen angehörten, die Bemerkung über mich: Dieser Mensch würde, wenn man ihm das Kommando einer Fregatte anvertraute oder eine chirurgische Operation zumutete, sagen: Nun, ich habe es noch nicht probiert, ich will es einmal versuchen. Das war die Schilderung, mit der man mich den Frankfurter Kollegen und vor allen den österreichischen in den liberalen Blättern empfahl. Nun, meine Herren, diese chirurgische Operation ist nachher zu Ihrer Zufriedenheit, wie ich glaube, vollzogen worden. Noch als ich Minister war, erinnere ich mich, daß in den damaligen liberalen Blättern die Wendung stand: Wie kann man „diesem Menschen" — und nun folgt eine Charakteristik von mir — die erste Stelle in Deutschland anvertrauen! Ich weiß nicht, ob ich aus der Versehung dieser ersten Stelle in Deutschland, die nachgerade 17 Jahre in meinen Händen ist, länger als jemals ein Minister in konstitutioneller Zeit der Öffentlichkeit und allen Stichen und Kritiken derselben gegenübergestanden hat, ob die zur Zufridenheit erfüllt worden ist, ob in dem absprechenden und wegwerfenden Urteile über mich der Abgeordnete Richter recht bekommt vor der Mit- und Nachwelt, oder ob mir zuerkannt wird, daß ich, nachdem ich 17 Jahre lang an der Spitze der Gesamtgeschäfte stehe, auch ein Recht zu einer Meinung über wirtschaftliche Fragen habe; darüber erwarte ich getrost das Urteil meiner Mitbürger — ich will von Nachwelt nicht sprechen, es ist mir zu pathetisch.

Über Geheimräte und Examina.

3. April 1879.

John Booth erzählt: Die Suppe war aufgetragen, als Bismarck den Minister Hofmann nach einem Aktenstücke fragte, worauf dieser antwortete, daß er dasselbe bei irgendeinem Vortragenden Rate vermute. Der Kanzler, einen Löffel Suppe in der Hand haltend, sagte, ehe er diesen zum Munde führte, halblaut, aber doch so, daß es alle hören konnten, mit seinen großen Augen im Kreise umherblickend: „Bei uns wird es überhaupt nicht eher besser, bis nicht alle Geheimräte mit Stumpf und Stiel ausgerottet sind.“ Diesen Gedanken weiter verfolgend, kam er auf den bei uns üblichen Bildungsgang zu sprechen und sagte: „Wir gehen an den Examina zugrunde; die meisten, welche sie bestehen, sind dann so abgewirtschaftet, daß sie irgendeiner Initiative unfähig sind, sich gegen alles, was an sie herankommt, möglichst ablehnend verhalten, und was das Schlimmste ist, eine große Meinung von ihren Fähigkeiten haben, weil sie siegreich aus allen diesen Examina herausgekommen sind.“ Wie diese Unterhaltung mit den Geheimräten begonnen hatte, so schloß sie auch, indem der Fürst bemerkte: „Nun, wie die Polen nicht ohne Juden, so können die Preußen nicht ohne Geheimräte fertig werden.“

Booth, Erinnerungen an Bismarck.

Fürst Bismarck im Reichstag am 9. Juli 1879.

Ich habe, seit ich Minister bin, nie einer Fraktion angehört, auch nicht angehören können, ich bin sukzessiv von allen gehaßt, von einigen geliebt worden. Es ist das à tour de rôle herumgegangen. Als ich zuerst im Jahre 1862 das preußische Ministerpräsidium übernahm, da ist in aller Angedenken, bis zu welcher — ich kann wohl sagen — vaterlandsfeindlichen Höhe sich der Haß mir gegenüber verkörperte, und bis zu gewissem Maße auch gegen die höheren Einflüsse, die mich auf dem Posten erhielten. Ich habe mich dadurch nicht beirren lassen und habe auch nie versucht, mich dafür

zu rächen; ich habe von Anfang meiner Karriere an nur den einen Leitstern gehabt: durch welche Mittel, und auf welchem Wege kann ich Deutschland zu einer Einigung bringen und, soweit dies erreicht ist, wie kann ich diese Einigung befestigen, fördern und so gestalten, daß sie aus freiem Willen aller Mitwirkenden dauernd erhalten wird ... Ob ich auf der Bahn Niederlagen erleiden mag, ob ich wieder von vorn anfangen muß — ja, solange ich Minister bleibe, werde ich in diesen Bestrebungen nicht nachlassen, mein Vorbild ist darin Robert Bruce [der Schottenkönig] in seiner Geschichte mit der Spinne, an deren stetem Wiederaufklimmen nach dem Herunterfallen er sich ermutigte, um seinerseits das, was er für recht und seinem Vaterland für nützlich hielt, auch bei den übelsten Aspekten nicht aufzugeben ... Ich für meinen Teil werde den Weg, den ich im Interesse des Vaterlandes für den rechten erkenne, unbedingt bis ans Ende gehen, unbeirrt — mag ich Haß oder Liebe dafür ernten — das ist mir gleichgültig!

Fürst Bismarck zum württembergischen Minister von Mittnacht.

Gastein, 11. September 1879.

Die Erfahrung, wie schwer mitunter die regierenden Herren es ihren Ministern machen, ihrem Lande zu dienen, könnte den Gedanken nahelegen, Republikaner zu werden; er habe seinen König, der im Jahre 1866 auch von Abdikation gesprochen habe, auf seinen Schultern auf den Kaiserthron getragen, und jetzt wolle der Kaiser alles besser wissen als sein Minister und alles selbst machen.

12. September.

Mittnacht erzählt: Ich fand den Kanzler noch erregter als am Tag zuvor. Er klagte über das Aufreibende und Gesundheitzerstörende seiner amtlichen Tätigkeit. Der — später übrigens zurückgenommene — eigenhändige Brief des Kaisers Alexander an den Kaiser Wilhelm habe von ihm, Bismarck, in wahren Invektiven gesprochen, und etwas Ähnliches sei schon

früher einmal vorgekommen. Überhaupt pflegen die regierenden Herren in ihren Privatkorrespondenzen von den gegenseitigen Ministern ganz harmlos wie von Gutsinspektoren zu reden. Auch von seinem eignen Herrn habe er schon recht ungnädige Zuschriften erhalten. So namentlich am Silvesterabend 1877, zu welcher Zeit er von der Unfruchtbarkeit der Verhandlungen mit Bennigsen [wegen Eintritts ins Ministerium] bereits überzeugt gewesen — ein Schreiben derart, daß er die ganze Nacht gallenkrank gewesen sei.

Mittnacht, Erinnerungen an Bismarck

Fürst Bismarck im Reichstage am 8. Mai 1880.

Ich habe nunmehr den Kampf für die deutsche Einheit seit 30 Jahren geführt; es sind nahezu 30 Jahre, daß ich am Bundestag zuerst dafür eingetreten bin, es sind 18 Jahre, daß ich in einer Stellung bin, in der ich mit einem französischen Historiker, den ich vor einiger Zeit in einer schlaflosen Nacht las, wohl sagen kann: »Il devait succomber aux Laines inassouvies qui s'accumulent sùr la tête de tout ministre qui reste trop longtemps au pouvoir.» [Er mußte der Wucht des ungesättigten Hasses erliegen, der auf dem Haupte jedes Ministers sich häuft, der zu lange im Besitz der Macht bleibt.] Ich fürchte, daß ich nach 18 Jahren längst in dieser Lage war, ich hatte alle Parteien wechselnd zu bekämpfen, ... — davon kommen „les haines inassouvis", von denen der französische Historiker spricht. Nun, ich bin nicht mehr jung, ich habe gelebt und geliebt — gefochten auch, und ich habe keine Abneigung mehr gegen ein ruhiges Leben. Das einzige, was mich in meiner Stellung hält, ist der Wille des Kaisers, den ich in seinem hohen Alter gegen seinen Willen nicht habe verlassen können — versucht habe ich es mehrmals. Aber ich kann Ihnen sagen: Ich bin müde, todmüde, und namentlich, wenn ich erwäge, gegen was für Hindernisse ich kämpfen muß, wenn ich für das Deutsche Reich, für die deutsche Nation, für ihre Einheit eintreten will.

Ich werde auf der Bresche sterben, so Gott will, vielleicht auf dieser Stelle dermaleinst, wenn ich nicht mehr leben kann. Ein braves Pferd stirbt in den Sielen. Ich habe früher die Absicht, zurückzutreten, unumwunden erklärt, weil ich mich körperlich nicht leistungsfähig mehr fühlte, die Sache fortzusetzen, und weil ich bei meinen Kollegen nicht überall die Unterstützung fand, deren ich bedurfte — ich halte es für nützlich zu konstatieren, daß ich von dieser Velleität ganz zurückgekommen bin, es fällt mir nicht ein, zurückzutreten. J'y suis, j'y reste! [Hier bin ich, hier bleib' ich.] Ich sage, ich gedenke so lange im Amte zu bleiben, wie Seine Majestät der Kaiser es für gut findet; Sein Wille ist das einzige, was mich aus dem Sattel heben wird. Es hat viel zu dieser meiner Überzeugung, auszuhalten, beigetragen, daß ich gesehen habe, wer sich eigentlich freut, wenn ich zurücktrete. Nachdem ich die Herren schärfer ins Auge gefaßt habe, die meinen Rücktritt wollen, da habe ich mir gesagt: Ich muß dem Vaterlande doch noch zu etwas nütze sein, wenn ich bleibe, und ich habe mich entschlossen, solange ein Faden an mir ist, will ich dem Vaterlande dienen.

24. Februar 1881.

Für mich hat immer nur ein einziger Kompaß, ein einziger Polarstern, nach dem ich steuere, bestanden: Salus publica! ... Doktrinär bin ich in meinem Leben nicht gewesen ... Es gibt Zeiten, wo man liberal regieren muß, und Zeiten, wo man diktatorisch regieren muß, es wechselt alles, hier gibt es keine Ewigkeit. Aber von dem Bau des Deutschen Reiches, von der Einigkeit der deutschen Nation, da verlange ich, daß sie fest und sturmfrei dastehe und nicht bloß eine passagere Feldbefestigung nach einigen Seiten hin habe; seiner Schöpfung und Konsolidation habe ich meine ganze politische Tätigkeit vom ersten Augenblick, wo sie begann, untergeordnet, und wenn Sie mir einen einzigen Moment zeigen, wo ich nicht nach dieser Richtung der Magnet-

nadel gesteuert habe, so können Sie mir vielleicht nachweisen, daß ich geirrt habe, aber nicht nachweisen, daß ich das nationale Ziel einen Augenblick aus den Augen verloren habe.

Bismarck im Reichstag am 28. November 1881.

Ich habe nie in meinem Leben auf Dank Anspruch gemacht, ich habe ihn nie erwartet, ich habe ihn auch nicht verdient, denn ich habe niemals um Dank gehandelt, sondern habe einfach meine Schuldigkeit getan, niemand zuliebe, nichts weiter; und wer seine Pflicht tut, ist ein getreuer Knecht, hat aber keinen Anspruch auf Dank. Ein solcher Anspruch liegt mir außerordentlich fern. Ich habe gelernt, ohne den Dank der Welt zu leben, ich habe ihn erworben und verloren, ich habe ihn wieder gewonnen, ich habe ihn wieder verloren — ich mache mir gar nichts daraus, ich tue einfach meine Pflicht.... Mir ist niemand Dank schuldig, und wer von mir behauptet, ich erwarte ihn, der verleumdet mich — ich habe meine Pflicht getan und weiter nichts! ... Ich weiß nicht, was der Herr Vorredner [Lasker] unter dem Danke, der mir in reichem Maße zugeflossen sein sollte, überhaupt versteht. Wenn er darunter materielle Güter versteht, die ich der Huld Seiner Majestät des Kaisers verdanke — (o! links) gut, ich entnehme hieraus, daß das ausgenommen ist, was mir sehr angenehm ist. Wenn er darunter Ehrenbezeigungen versteht — ich habe in Blättern, die dem Herrn Vorredner naheſtehen, unter anderem angeführt gesehen, ich wäre „mit Ehren und mit Gütern" überhäuft worden — die „Kölnische Zeitung" sagte das, man hätte mir „Statuen geschaffen". Meine Herren, meine Ehre steht in niemandes Hand, als in meiner eigenen, und man kann mich damit nicht überhäufen; die eigene, die ich in meinem Herzen trage, genügt mir vollständig, und niemand ist Richter darüber und kann entscheiden, ob ich sie habe. Meine Ehre vor Gott und den Menschen ist mein Eigentum, ich gebe mir selbst soviel, wie ich davon glaube verdient zu haben, und verzichte auf jede Zugabe. Was aber die „Statuen"

anbelangt, so muß ich ihm doch sagen, daß ich für diese Art von Dank gar nicht empfänglich bin. Ich wäre in der größten Verlegenheit, wenn ich beispielsweise in Köln wäre, mit welchem Gesicht ich an meiner Statue vorbeigehen sollte; ich erlebe das mitunter in Kissingen, es stört mich in Promenadenverhältnissen, wenn ich gewissermaßen fossil neben mir dastehe.

Fürst Bismarck an Kaiser Wilhelm I.

Am 18. Dezember 1881 teilte Kaiser Wilhelm I. dem Fürsten Bismarck brieflich einen Traum mit, aus dem er „in einer nervösen Agitation" erwacht sei. Der Traum des Kaisers bezog sich auf eine aufregende Reichstagssitzung. Bismarck erwiderte die Mitteilung seines Herrn mit der tröstlichen Erzählung eines eigenen Traums.

Berlin, 18. Dezember 1881.

Euerer Majestät Mittheilung ermuthigt mich zur Erzählung eines Traumes, den ich Frühjahr 1863 in den schwersten Conflictstagen hatte, aus denen ein menschliches Auge keinen gangbaren Ausweg sah. Mir träumte, und ich erzählte es sofort am Morgen meiner Frau und andern Zeugen, daß ich auf einem schmalen Alpenpfad ritt, rechts Abgrund, links Felsen; der Pfad wurde schmaler, so daß das Pferd sich weigerte, und Umkehr und Absitzen wegen Mangel an Platz unmöglich; da schlug ich mit meiner Gerte in der linken Hand gegen die glatte Felswand und rief Gott an; die Gerte wurde unendlich lang, die Felswand stürzte wie eine Coulisse und eröffnete einen breiten Weg mit dem Blick auf Hügel und Waldland wie in Böhmen, Preußische Truppen mit Fahnen, und in mir noch im Traume der Gedanke, wie ich das schleunig Eurer Majestät melden könnte. Dieser Traum erfüllte sich und ich erwachte froh und gestärkt aus ihm.

Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen.

Bismarck im Reichstag am 24. Januar 1882.

Meine Herren, was fesselt mich denn überhaupt noch an diesen Platz, wenn es nicht das Gefühl der Dienstttreue und des Vertreters des Königs und der königlichen Rechte ist? Viel Vergnügen ist dabei nicht. Ich habe in früheren Zeiten meinen Dienst gerne und mit Passion und mit Hoffnung getan; die Hoffnungen haben sich zum großen Teil nicht verwirklicht. Ich war damals gesund, ich bin jetzt krank; ich war jung, ich bin jetzt alt — und was hält mich hier? Ist es denn ein Vergnügen, hier zu stehen wie der „Auff" [Uhu] vor der Krähenhütte, nach dem die Vögel stoßen und stechen, und der außerstande ist, sich frei zu wehren gegen persönliche Injurien und Verhöhnungen, die in wohlverklausulierte zweistündige Reden eingeflochten sind, gegen unartikulierte Unterbrechungen sich zu verteidigen? Ein Vergnügen ist das wahrhaftig nicht. Wenn ich im Dienste des Königs nicht wäre, und wenn mich der König heute in Gnaden entlassen würde, so würde ich von Ihnen, meine Herren, mit Vergnügen und auf Nimmerwiedersehen Abschied nehmen.

4. Juni 1882.

Die Fortschrittspartei erhob gegen Bismarcks ganze Arbeitergesetzgebung immer wieder den Vorwurf des „Sozialismus".

Wenn Sie glauben, mit dem Worte „Sozialismus" jemand Schrecken einflößen zu können oder Gespenster zu zitieren, so stehn Sie auf einem Standpunkte, den ich längst überwunden habe und dessen Überwindung für die Reichsgesetzgebung durchaus notwendig ist ... Ich habe das Gefühl gehabt, ich wäre berechtigt gewesen zu gehen, im Jahre 1877. Es ist mir damals die Erlaubnis dazu versagt worden, und es kam darüber das Jahr 1878. Nachdem ich dort meinen Herrn und König nach dem Nobilingschen Attentat in seinem Blute habe liegen sehen, da habe ich den Eindruck gehabt, daß ich dem Herrn, der seinerseits seiner Stellung und Pflicht vor Gott und den Menschen Leib und Leben dargebracht und geopfert hat, gegen seinen Willen nicht aus dem Dienste gehen kann. Das habe ich mir stillschweigend gelobt, und

das ist der alleinige Grund, warum Sie mich überhaupt hier noch sehen, das einzige Fleisch und Blut meines alten Herrn, dem ich geschworen habe, dem ich anhänge und den ich liebe... Außer diesem Grunde des Pflichtgefühls ist es ein anderes, sehr natürliches, daß ich mit einer gewissen Sorge der Zukunft der Einrichtungen entgegensehe, deren Herstellung ich dreißig Jahre meines Lebens und meine besten Kräfte gewidmet habe. Ich kann mich mitunter in schlaflosen Nächten des Gedankens nicht erwehren, daß vielleicht unsere Söhne nochmals wieder um den mir wohlbekannten runden Tisch des Frankfurter Bundestags sitzen könnten ... Die Einigkeit ist die Vorbedingung unserer nationalen Unabhängigkeit. Deshalb hüten Sie sich vor der Zerfahrenheit, der unser deutsches Parteileben bei der unglücklichen Zanksucht der Deutschen und der Furcht vor der öffentlichen Meinung, bei der byzantinischen Dienerei der Popularität, wie sie bei uns eingerissen, ausgesetzt ist. Meine Herren, ich werde nicht oft mehr zu Ihnen sprechen können, ich bin matt, ich habe keine Lust und keine Kraft dazu und auch kein Interesse, aber ich möchte nicht von der Bühne abtreten, ohne Ihnen dies ans Herz zu legen: seien Sie einig und lassen Sie den nationalen Gedanken vor Europa leuchten; er ist augenblicklich in der Verfinsterung begriffen!

Tischgespräche 1877—1882.

Varzin, Mitte Oktober 1877.

Eines Abends klagte der Fürst, daß er von seiner politischen Tätigkeit wenig Freude und Befriedigung gehabt. Er habe damit niemand glücklich gemacht, sich selbst nicht, seine Familie nicht, auch andere nicht, wohl aber viele unglücklich. „Ohne mich hätte es drei große Kriege nicht gegeben, wären achtzigtausend Menschen nicht umgekommen, und Eltern, Brüder, Schwestern, Witwen trauerten nicht. Das habe ich indes mit Gott abgemacht. Aber Freude habe ich wenig oder gar keine gehabt von allem, was ich getan habe, dagegen viel Verdruß, Sorge und Mühe."

M. Busch zu Gast. Als sich Bismarck im Verlauf des Gesprächs einen „alten Mann" nannte, und die Fürstin darauf einwendete: „Du bist aber doch erst dreiundsechzig Jahre", erwiderte er: „Ja, aber ich habe immer schnell und bar gelebt." Dann setzte er, zu Busch gewendet, hinzu: „Bar, das heißt, ich bin immer ganz bei der Sache gewesen, mit meinem vollen Wesen — was erreicht wurde, ich habe dafür bezahlt mit meinen Kräften und meiner Gesundheit."

Friedrichsruh, 30. Oktober 1878.

Ich schlief (während des Berliner Kongresses) selten vor 6, oft auch erst um 8 Uhr morgens einige Stunden, war dann bis 12 Uhr für niemanden zu sprechen, und in welcher Verfassung ich dann für die Sitzungen war, können Sie sich denken. Mein Gehirn war wie eine gallertartige, unzusammenhängende Masse. Ehe ich in den Kongreß ging, trank ich zwei bis drei solcher Biergläser [der Fürst hielt eins in der Hand] allerstärksten Portweins, um das Blut ordentlich in Wallung zu bringen — ich wäre sonst ganz unfähig gewesen zu präsidieren.

19. November 1878.

Es kam die Rede auf lateinische Lettern, deren man sich vielfach beim Schreiben im Deutschen bedient. „Derartig geschriebene Briefe lasse ich zurückgehen oder antworte nicht; wer von meinen Beamten sie zum erstenmal anwendet, wird mit fünf Talern bestraft, zum zweitenmal mit fünfzig, und das moderne Weglassen der stummen Buchstaben bestrafe ich noch schärfer. Ich lasse mir niemals ein mit lateinischen Typen gedrucktes deutsches Buch dedizieren." — Er sprach sodann über die Zerfahrenheit in Deutschland in diesen Dingen. „Ein Lehrer in Quarta läßt das stumme „h" fort, kommt der Junge nach Tertia, wird er für fehlerhaftes Schreiben bestraft; das ist verkehrt. Will man dergleichen einführen, dann muß es durch Gesetz geschehen, für alle Behörden und alle Schulen. Aber wie in so vielen Sachen

mag der Deutsche ein Narr sein auf eigene Faust; das hält er für interessant und glaubt, er hätte anderen etwas voraus. Solche Sachen sind in anderen Ländern ganz undenkbar, und man würde denjenigen, der in England und Frankreich plötzlich die Weglassung der stummen Buchstaben proponierte, ohne weiteres für verrückt erklären."

Gastein, 11. September 1879.

In Richard II. stehe: Ich kenne weder Haß noch Furcht noch Liebe; vom menschlichen Standpunkt sei das lächerlich, aber Staaten sollen so regiert werden.

Berlin, 14. März 1880.

Ich habe zwei Seelen in meinem Körper, die offiziellen Gedanken werfen immer die andern hinaus.

Friedrichsruh, 30. Dezember 1880.

Ein Freund hat mir neulich seinen Sohn für den diplomatischen Dienst empfohlen, namentlich hinweisend auf seine Sprachgewandtheit, worauf ich ihm sagte: „Die hat jeder elegante Oberkellner auch." In seiner Muttersprache muß man sich vollkommen ausdrücken können, was verhältnismäßig nur wenigen gegeben ist. — Das Französische muß man allerdings auch kennen, jedoch nicht vollkommen, nur gute Gedanken eben auszudrücken verstehen.

5. April 1882.

John Booth erzählt: Die illustrierte Zeitschrift „Graphic" hatte unter dem 25. März eine Bismarcknummer gebracht, bei welcher Gelegenheit er von seinem berühmten Sedanbriefe erzählte [Vendresse, 3. September 1870], der bald nach dem Kriege von dem „Figaro" mit roten Lettern autographiert, in Hunderttausenden von Exemplaren verkauft worden war. „Ja" — sagte der Reichskanzler — „ich war mit diesem Briefe, der sich doch sehen lassen konnte und schließlich sogar noch unter die Augen der Adressatin kam, glücklicher wie mancher andere, dessen Briefe im Kriege aufgefangen wur-

den. So wurde mir im Kriege 1866 eine ganze sächsische Post überbracht, darunter ein Brief eines sächsischen Prinzen; öffnen mußte ich ihn. Nun hatten die Sachsen eben eine Schlappe bekommen, die Preußen hatten allenthalben gesiegt, und trotzdem war eine vernichtende Kritik über preußisches Militär darin, ‚... nicht einmal schießen können die Kerls...' Ich siegelte ihn wieder zu, ohne eine Kopie davon zu nehmen." —

Am liebsten habe ich stets eine gute italienische Drehorgel gehört, auch eine Handharmonika, wie sie die jungen Burschen abends auf dem Lande spielen, klingt mir stets angenehm. Oper und Singakademie sind mir unbekannte Aufenthaltsorte. Sehr gern höre ich noch das der menschlichen Stimme am meisten ähnliche Cello. Ich habe einmal die Oper Troubadour gehört, es ist mir unbegreiflich, daß so ein junger Mann, wie der Manrico ein Don Juan sein könne. Ich bin überhaupt kein Freund der Tenoristen. An einer guten Posse und einem gesunden Kalauer finde ich immer Gefallen.

Fürst Bismarck an Kaiser Wilhelm I.

Dankschreiben für die Übersendung einer bronzenen Nachbildung des Niederwalddenkmals.

Friedrichsruh, 25. Dezember 1883.

...Eurer Majestät Zufriedenheit habe ich erwerben können, den Beifall der Andern aber selten und vorübergehend. Ich danke aber auch Eurer Majestät für die Unwandelbarkeit, mit welcher Allerhöchstdieselben mir in dem langen Zeitraum von mehr als 20 Jahren, unbeirrt durch die Angriffe meiner Gegner und durch meine eignen mir wohlbekannten Fehler, in den schwierigsten und in den ruhigen Zeiten stets Ihr Vertrauen bewahrt und mir ein huldreicher Herr geblieben sind. Weiter bedarf ich auf dieser Welt, neben dem Frieden mit dem eignen Gewissen vor Gott, nichts mehr. Gottes Segen ist mit Eurer Majestät Regiment gewesen und hat Eurer Majestät, vor andern Monarchen,

die Großes ausgeführt haben, den Vorzug gegeben, daß Allerhöchstdero Diener mit Dankbarkeit gegen Eure Majestät auf ihre Dienstleistungen zurückblicken. Die Treue des Herrschers erzeugt und erhält die Treue seiner Diener.

Fürst Bismarck im Reichstag am 15. März 1884.

Die Kritik ist bekanntlich leicht, und die Kunst ist schwer. Die Politik ist keine Wissenschaft, wie viele der Herren Professoren sich einbilden, sie ist eben eine Kunst, sie ist ebensowenig eine Wissenschaft, wie das Bildhauen und das Malen. Man kann sehr scharfer Kritiker sein und doch kein Künstler, und selbst der Meister aller Kritiker, Lessing, würde es nie unternommen haben, einen Laokoon zu machen.

Bismarck im Reichstag am 15. Dezember 1884.

Unter Hinweis auf die große Arbeitslast hatten die verbündeten Regierungen im Etat 20000 Mark neu eingesetzt zur Errichtung einer zweiten Direktorstelle in der 2. Abteilung des Auswärtigen Amtes. Im Reichstage beantragte der Referent die Ablehnung dieser Summe.

Wenn ich Ihnen nach nun bald dreiundzwanzigjähriger Erfahrung und re bene gesta auf mein Wort und meinen Diensteid hier versichere: Diese Kräfte sind notwendig — und Sie sagen: Nein, das ist nicht wahr — so bin ich entweder unglaubwürdig oder unwissend und unfähig. Tertium non datur. Im ganzen Ausland — kann ich mit einer gewissen Befriedigung sagen, die mir in der Heimat leider versagt ist — werden die Richtigkeit, die Zweckmäßigkeit, mein Verständnis zur Sache und meine Gewissenhaftigkeit allgemein anerkannt; — hier werden sie in Zweifel gezogen, so oft ich amtlich dafür eintrete. Ich werde mich darüber zu trösten wissen — ich bedarf Ihrer Anerkennung nicht... Der Herr Graf Hatzfeldt liegt heute im Bett, der Herr Unterstaatssekretär steht vor Ihnen krank, ebenfalls eine pflichtmäßige Anstrengung machend; ich stehe vor Ihnen, um ankündigen zu müssen, daß ich längere Zeit den Geschäften werde fernbleiben müssen — in diesem Zustande verlangt der Ab-

geordnete Loewe noch mehr Opfer der Pflichttätigkeit... Die Grundlage Ihres ganzen Tun und Treibens, die Grundlage dieser kleinen — ich will keinen harten Ausdruck gebrauchen, denken Sie ihn sich dazu! — dieser kleinen Abstriche, die Sie mir machen, ist doch nichts anderes, als daß Sie mir das Leben sauer machen wollen. Das steht Ihnen vollständig frei. Ich stehe und fechte hier im Namen des Königs als Soldat und deutscher Untertan meines angestammten Herrn, und ob ich dabei zu Schaden komme oder ungesund dabei werde, das ist mir so gleichgültig wie Ihnen.

Die neue Direktorstelle wurde abgelehnt. Im Lande erregte diese Ablehnung vielfach große Mißbilligung. Erst am 5. März 1885 wurde die Anstellung eines zweiten Direktors bewilligt.

Fürst Bismarck im Reichstag am 9. und 10. Januar 1885.

Ich habe schon einmal bei einer anderen Gelegenheit gesagt, eine Kolonialpolitik lasse sich von Deutschland nur betreiben, wenn die Regierung eine sichere und mit einem gewissen Schwung und Enthusiasmus national gesinnte Reichstagsmajorität hinter sich hat. Hat sie sie, so wird sie mit dem Maßhalten, welches unsere bisherigen Schritte kennzeichnet, auch vorwärts gehen; hat sie diese Reserve nicht hinter sich, so wird es eben heißen: Contenti estote, seien wir zufrieden mit dem Kommißbrote, das wir selbst bauen! ... Daß England in dem Bewußtsein: „Britannia rules the waves“ etwas verwunderlich aussieht, wenn die Landratte von Vetter — als die wir ihm erscheinen — plötzlich auch zur See fährt, ist nicht zu verwundern ... Sollte es wirklich für uns unmöglich sein, uns auf die Höhe von Portugal aufzuschwingen, von Holland, von Spanien, von Nordamerika, ja selbst von Rußland? Sollte Deutschland wirklich außerstande sein, eine Seemacht zu halten, die allen übrigen Mächten außer England und Frankreich gegenüber die See halten kann, letzteren gegenüber sie auch halten wird nach dem Geiste, den ich in unseren Seeleuten kenne, entweder über der See oder unter

der See? ... Haben wir gegen Hamburg, den eigentlichen Führer unseres deutschen Exports nach überseeischen Ländern, ein solches Mißtrauen, daß wir glauben, die Leute werden die deutschen Interessen entweder kaufmännisch nicht verstehen oder aus egoistischen Interessen falsch behandeln? — Ja, meine Herren, dann verzichten wir auf die Aktion, dann kriechen wir auf unseren Thüringer Bergen zusammen und sehen das Meer mit dem Rücken an. Das ist das beste, was wir tun können.

Fürst Bismarck im Reichstag am 13. März 1885.

In der Kolonialdebatte im Reichstag vom 2. März 1885 hatte Fürst Bismarck von der Uneinigkeit der Deutschen gesprochen und am Schluß seiner großen Rede gesagt:

„Es liegt eine eigentümliche prophetische Voraussicht in unserem alten nationalen Mythus, daß sich, so oft es den Deutschen gut geht, wenn ein deutscher Völkerfrühling wieder, wie der verstorbene Kollege Völk sich ausdrückte, anbricht, daß dann auch stets der Loki nicht fehlt, der seinen Hödur findet, einen blöden, dämlichen Menschen, den er mit Geschick veranlaßt, den deutschen Völkerfrühling zu erschlagen respektive niederzustimmen."

Der Abgeordnete Rintelen kam in der Sitzung vom 13. März kritisierend auf Bismarcks Wort zurück.

Ich habe mir neulich gestattet, eine Analogie aus der altgermanischen Mythologie zu zitieren, bei der ich das Wort „Völkerfrühling" gebrauchte. Ich fürchte, daß ich dabei dunkler geblieben bin, als ich zu sein wünschte, und daß ich nicht deutlich ausgedrückt habe, was ich meinte; aber es liegt nicht in meiner Gewohnheit, mythologische Anspielungen weit auszuspinnen. Es war nur etwas, was — ich kann es nicht leugnen — mich in den letzten zwanzig Jahren ununterbrochen gequält und beunruhigt hat, diese Analogie unserer deutschen Geschichte mit unserer deutschen Göttersage. Ich habe unter dem Begriff „Völkerfrühling" mehr verstanden als die Kolonialpolitik, ich habe meine Auffassung — ich will nicht sagen:

so niedrig — aber so kurz in Zeit und Raum nicht gegriffen. Ich habe unter dem Frühling, der uns Deutschen geblüht hat, die ganze Zeit verstanden, in der sich — ich kann wohl sagen — Gottes Segen über Deutschlands Politik seit 1866 ausgeschüttet hat, eine Periode, die begann mit einem bedauerlichen Bruderkriege, der zur Lösung eines verschürzten gordischen Knotens unabweisbar und unentbehrlich war, der überstanden wurde, und zwar ohne die Nachwehen, die man davon zu befürchten hatte. Die Begeisterung für den nationalen Gedanken war im Süden wie im Norden so groß, daß die Überzeugung, daß diese — ich möchte sagen — „chirurgische Operation" zur Heilung der alten deutschen Erbkrankheiten notwendig war ... sobald sie sich Bahn brach, war auch aller Groll vergessen, und wir konnten schon im Jahre 1870 uns überzeugen, daß das Gefühl der nationalen Einheit durch das Andenken dieses Bruderkrieges nicht gestört war, und daß wir alle als „ein einig Volk von Brüdern" den Angriffen des Auslandes entgegentreten konnten. Das schwebte mir als „Völkerfrühling" vor; daß wir darauf die alten deutschen Grenzländer wiedergewannen, die nationale Einheit des Reiches begründeten, einen Deutschen Reichstag um uns versammelt sahen, den Deutschen Kaiser wieder erstehen sahen, das alles schwebte mir als „Völkerfrühling" vor — nicht die heutige Kolonialpolitik, die bloß eine Episode bildet in dem Rückgange, den wir seitdem gemacht haben. Dieser Völkerfrühling hielt nur wenig Jahre nach dem großen Siege vor. Ich weiß nicht, ob der Milliardensegen schon erstickend auf ihn gewirkt hat. Aber dann kam, was ich unter dem Begriff „Loki" verstand: der alte deutsche Erbfeind, der Parteihader, der in dynastischen und in konfessionellen, in Stammesverschiedenheiten und in den Fraktionskämpfen seine Nahrung findet — der übertrug sich auf unser öffentliches Leben, auf unsere Parlamente, und wir sind angekommen in einem Zustand unseres öffentlichen Lebens, wo die Regierungen zwar treu zusammenhalten, im Deutschen Reichstage aber der Hort der Einheit, den ich darin gesucht und gehofft hatte, nicht zu finden ist, sondern der Parteigeist überwuchert uns; und der

Parteigeist, wenn der mit seiner Lokistimme den Urwähler Hödur, der die Tragweite der Dinge nicht beurteilen kann, verleitet, daß er das eigene Vaterland erschlage, der ist es, den ich anklage vor Gott und der Geschichte, wenn das ganze herrliche Werk unserer Nation von 1866 und 1870 wieder in Verfall gerät und durch die Feder hier verdorben wird, nachdem es durch das Schwert geschaffen wurde.

Fürst Bismarck im Reichstag am 14. März 1885.

In unserer Jugend ist ein ganz anderer nationaler Schwung und eine großartigere Auffassung des politischen Lebens, als in allen meinen Altersgenossen, die durch die Jahre 1847 und 1848 mit dem Fraktions- und Parteistempel notwendig hindurchgegangen sind und den nicht von ihrer Haut abwaschen können. Lassen Sie uns mal erst alle sterben, dann sollen Sie sehen, wie Deutschland in Flor kommen wird.

Kaiser Wilhelm I. an den Fürsten Bismarck.

zum siebenzigsten Geburtstag.

Der Kaiser übersandte als Geschenk das Gemälde von Anton von Werner: Die Kaiserproklamation in Versailles.

Berlin, 1. April 1885.

Mein lieber Fürst! Wenn sich in dem Deutschen Lande und Volke das warme Verlangen zeigt, Ihnen bei der Feier Ihres 70. Geburtstages zu bethätigen, daß die Erinnerung an Alles, was Sie für die Größe des Vaterlandes gethan haben, in so vielen Dankbaren lebt, so ist es mir ein tiefgefühltes Bedürfniß, Ihnen heute auszusprechen, wie hoch es mich freut, daß ein solcher Zug des Dankes und der Verehrung für Sie durch die Nation geht. Es freut mich das für Sie als eine wahrlich im höchsten Maße verdiente Anerkennung, und es erwärmt mir das Herz, daß solche Gesinnungen sich in so großer Verbreitung kund thun; denn es ziert die Nation in der Gegenwart und es stärkt die Hoffnung auf ihre Zukunft, wenn sie Erkenntniß für das Wahre und Große zeigt und wenn sie ihre hochverdienten Männer feiert und ehrt. An

einer solchen Feier Theil zu nehmen, ist mir und meinem Hause eine besondere Freude und wünschen wir Ihnen durch beifolgendes Bild auszudrücken, mit welchen Empfindungen dankbarer Erinnerung wir dies thun. Denn dasselbe vergegenwärtigt einen der größten Momente der Geschichte des Hohenzollernhauses, dessen niemals gedacht werden kann, ohne sich zugleich auch Ihrer Verdienste zu erinnern.

Sie, mein lieber Fürst, wissen, wie in mir jederzeit das vollste Vertrauen, die aufrichtigste Zuneigung und das wärmste Dankgefühl für Sie leben wird! Ihnen sage ich daher mit diesem nichts, was ich Ihnen nicht oft genug ausgesprochen habe, und ich denke, daß dieses Bild noch Ihren späten Nachkommen vor Augen stellen wird, daß Ihr Kaiser und König und sein Haus sich dessen wohl bewußt waren, was wir Ihnen zu danken haben.

Mit diesen Gesinnungen und Gefühlen endige ich diese Zeilen als, über das Grab hinausdauernd, Ihr dankbarer und treu ergebener Kaiser und König

Wilhelm.

Bismarck im Reichstag am 28. November 1885.

Zur Interpellation Reichensperger wegen der Zurückweisung französischer Missionäre aus einem den Jesuiten verwandten Orden aus dem deutschen Schutzgebiet.

Die Gefahr, die gerade die Tätigkeit der Jesuiten für Deutschland, seine Einigkeit und seine nationale Entwickelung hatte, liegt ja nicht in dem Katholizismus der Jesuiten, sondern sie liegt in ihrer ganzen internationalen Organisation, in ihrem Lossagen und Loslösen von allen nationalen Banden und in ihrer Zerstörung und Zersetzung der nationalen Bande und der nationalen Regungen überall, wo sie denselben beikommen ... Die Jesuiten sind eine Gefahr für das geringe Maß, für den geringen Rest von Nationalgefühl, der einer großen Mehrzahl von uns Deutschen geblieben ist ...

Der Herr Vorredner hat gesagt, die Jesuiten wären die Klippe, an welcher die Sozialdemokratie scheitern würde. In

keiner Weise — das glaube ich nicht; die Jesuiten werden schließlich die Führer der Sozialdemokraten sein ... Wenn Sie es als eine schwere Kränkung der gesamten katholischen Mitbürger ansehen, daß wir französische Jesuiten nicht in Deutschland zur Schulbildung zulassen wollen, dann hört zwischen uns das Verständnis auf.

Fürst Bismarck an seine Gattin.

Friedrichsruh, 12. Juni 1886.

Es schmerzt mich besonders wegen des reizenden Wetters, daß Du die Schönheit des Waldes und Feldes nicht in diesen Tagen hier noch hast genießen können. Man kann Stundenlang im Wagen und auf Bänken lungern und ins Grüne stieren ohne Gedanken und ohne lange Weile.

Friedrichsruh, 22. Dezember 1886. spät.

Wir feiern das Fest in zwei oder 3 Tagen, oder, wie die Franzosen um Neujahr, aber tu mir die Liebe und fahre nicht durch die Winterluft, bevor Du vollständig wohl wieder bist. Was kann mir alle Festfreude und alles Beschenken helfen, wenn Du krank wirst, dann ist Elend statt Freude, und kein Lichteranstecken hilft dagegen.

Bismarck im Reichstag am 21. April 1887.

Aus der Rede zum Abbau der Kulturkampfgesetze.

Ich bin nicht der Meinung, daß solche Kampfperioden in der Geschichte eines Landes durch die Willkür einzelner Menschen erzeugt werden; sie sind eben Bruchstücke eines breiten historischen Stromes, der sich durch unser ganzes Volksleben durch Jahrtausende hindurchzieht, und dessen Wellenschlag ab und zu auftaucht, je nachdem einzelne Persönlichkeiten oder Angriffe dazu Gelegenheit geben ...

Der Herr Vorredner [Virchow] hat mir Stein als Muster vorgehalten, der hätte Widerspruch ertragen können. Meine Herren, Stein hatte kein Parlament; der Widerspruch, den er

ertragen hat, das war höchstens der eines vortragenden Rats, der ja mitunter eine bessere Einsicht hat von einer Sache als sein Chef. Aber nach dem, was ich von dem Charakter dieses Herrn, den der Herr Abgeordnete als meinen Vorgänger bezeichnet hat, weiß, möchte ich doch glauben, so leicht zu nehmen war er auch nicht. Ich glaube nicht, daß der Herr Vorredner Stein gegenüber mit einer so ruhigen Erwiderung abgekommen wäre, das wird er selbst kaum zu behaupten wagen, wenn er Steins Geschichte und Charakter einigermaßen studiert hat. Ich glaube, daß ich neben dem ein gutmütiger und versöhnlicher Minister zu nennen bin .... Ich kann, wenn ich den Staat für angegriffen halte, defensiv um so schärfer mich auf einen Kampf einlassen, je schärfer und ungerechter die Waffen sind, mit denen der Angriff gemacht wird. Aber einen Teil unserer Landsleute ihres Bekenntnisses wegen dauernd zu vergewaltigen, das ist ein Ziel, nach dem ich noch niemals gestrebt habe.

Bismarck an den Generalkonsul v. Lade in Geisenheim.

Sommer 1887.

Ich beneide Sie um Ihre Lieblingsbeschäftigung am Abend ihres Lebens; die Pflanzenwelt ist für die ihr gewidmete Pflege empfänglicher und dankbarer als die Politik. Es war das Ideal meiner jungen Jahre, mich als Greis im Garten mit dem Okuliermesser sorgenfrei vorzustellen.

Booth, Erinnerungen.

Fürst Bismarck zu dem englischen Maler Sir William Richmond.

Richmond war im November 1887 eine Woche lang Bismarcks Gast in Friedrichsruh.

Richmond erzählt: Er ist durchaus bestrickend, liebenswürdig, nervös, ein durchaus feiner Mann. Ich fragte ihn, ob er wirklich der eiserne Bismarck sei. „Nein," sagte er, „meine Härte ist angelernt. Ich bin ganz Nerven, und zwar derartig,

daß Selbstbeherrschung die einzige Aufgabe meines Lebens gewesen ist, und noch ist."

Ich erzählte ihm, daß ich gestern abend gehört hätte, er sei nur einmal in seinem Leben ins Museum gegangen, und auch das nur, um sich vor dem Regen zu schützen, weil er keinen Regenschirm bei sich hatte. Er erwiderte: „Das ist ganz richtig, und ich bedaure es, aber 25 Jahre lang habe ich nicht einen Augenblick für mich gehabt und kann keine Ruhe finden, ehe mein alter König stirbt." —

Er sprach tief empfundene Worte über die Notwendigkeit, zart und freundlich mit Kindern zu verkehren, und fügte hinzu: „Ich bin sehr heißblütig und habe immer dagegen zu kämpfen, daß mich mein Temperament im Hause fortreißt ... Kinder sind unsere besten Richter!" — Die Art und Weise, wie er mit seiner Frau und diese mit ihm verkehrt, ist geradezu entzückend. —

Bismarck: Ich habe Richard Wagner gekannt, aber es war mir unmöglich, mir etwas aus ihm zu machen ... In jedem Augenblick erhob Wagner Ansprüche auf Bewunderung. Er wollte immer der Erste sein. Dazu war ich aber zu beschäftigt. — Auch Musik zu hören, habe ich aufgegeben, ich kann die Melodie nachher nicht aus dem Kopfe kriegen, und dann lockt mir die Musik Tränen aus den Augen, und es ermüdet mich sehr, wenn ich mich habe rühren lassen.

Bismarck im Reichstag am 6. Februar 1888.

Die gewaltige „Septennatsrede" Bismarcks ist die letzte große Kundgebung seiner auswärtigen Politik. Auf der Tagesordnung stand eine Heeresvorlage „betreffend Änderungen der Wehrpflicht", eine Ergänzung der Heeresvorlage, die 1887 zur Auflösung des Reichstages geführt hatte, noch im selben Jahre aber vom neuen Reichstag für die Dauer von sieben Jahren angenommen worden war.

... Wir müssen, unabhängig von der augenblicklichen Lage, so stark sein, daß wir mit dem Selbstgefühl einer großen Nation, die unter Umständen stark genug ist, ihre Geschicke in ihre eigene Hand zu nehmen, auch gegen jede Koalition — mit dem Selbstvertrauen und mit dem Gott-

vertrauen, welches die eigene Macht verleiht und die Gerechtigkeit der Sache, die immer auf deutscher Seite bleiben wird nach der Sorge der Regierung —, daß wir damit jeder Eventualität entgegensehen können und mit Ruhe entgegensehen können.

Wir müssen, kurz und gut, in diesen Zeiten so stark sein, wie wir irgend können, und wir haben die Möglichkeit, stärker zu sein als irgendeine Nation von gleicher Kopfstärke in der Welt; — ich komme darauf noch zurück —, es wäre ein Vergehen, wenn wir sie nicht benutzten. Sollten wir unsere Wehrkraft nicht brauchen, so brauchen wir sie ja nicht zu rufen ...

... Wenn ich sage, wir müssen dauernd bestrebt sein, allen Eventualitäten gewachsen zu sein, so erhebe ich damit den Anspruch, daß wir noch größere Anstrengungen machen müssen als andere Mächte zu gleichem Zwecke, wegen unserer geographischen Lage. Wir liegen mitten in Europa. Wir haben mindestens drei Angriffsfronten. Frankreich hat nur seine östliche Grenze, Rußland nur seine westliche Grenze, auf der es angegriffen werden kann. Wir sind außerdem der Gefahr der Koalition nach der ganzen Entwicklung der Weltgeschichte, nach unserer geographischen Lage und nach dem vielleicht minderen Zusammenhang, den die deutsche Nation bisher in sich gehabt hat im Vergleich mit anderen, mehr ausgesetzt als irgendein anderes Volk. Gott hat uns in eine Situation gesetzt, in welcher wir durch unsere Nachbarn daran verhindert werden, irgendwie in Trägheit oder Versumpfung zu geraten. Er hat uns die kriegerischste und unruhigste Nation, die Franzosen, an die Seite gesetzt, und er hat in Rußland kriegerische Neigungen groß werden lassen, die in früheren Jahrhunderten nicht in dem Maße vorhanden waren. So bekommen wir gewissermaßen von beiden Seiten die Sporen und werden zu einer Anstrengung gezwungen, die wir vielleicht sonst nicht machen würden. Die Hechte im europäischen Karpfenteich hindern uns, Karpfen zu werden, indem sie uns ihre Stacheln in unseren beiden Flanken fühlen lassen; sie zwingen uns zu einer Anstrengung, die wir freiwillig viel-

leicht nicht leisten würden, sie zwingen uns auch zu einem Zusammenhalten unter uns Deutschen, das unserer innersten Natur widerstrebt; sonst streben wir lieber auseinander. Aber die französisch-russische Presse, zwischen die wir genommen werden, zwingt uns zum Zusammenhalten und wird unsere Kohäsionsfähigkeit auch durch Zusammendrücken erheblich steigern, so daß wir in dieselbe Lage der Unzerreißbarkeit kommen, die fast allen anderen Nationen eigentümlich ist, und die uns bis jetzt noch fehlt. Wir müssen dieser Bestimmung der Vorsehung aber auch entsprechen, indem wir uns so stark machen, daß die Hechte uns nicht mehr tun, als uns ermuntern ...

... Er [der Vertrag mit Österreich] hat eben die vornehmste Eigenschaft eines internationalen Vertrags, nämlich er ist der Ausdruck beiderseitiger dauernder Interessen, sowohl auf österreichischer Seite wie auf der unsrigen. Keine Großmacht kann auf die Dauer in Widerspruch mit den Interessen ihres eigenen Volkes an dem Wortlaut irgendeines Vertrags kleben, sie ist schließlich genötigt, ganz offen zu erklären: Die Zeiten haben sich geändert, ich kann das nicht mehr, — und muß das vor ihrem Volke und vor dem vertragschließenden Teile nach Möglichkeit rechtfertigen. Aber das eigene Volk ins Verderben zu führen an dem Buchstaben eines unter anderen Umständen unterschriebenen Vertrags, das wird keine Großmacht gutheißen. Das liegt aber in diesen Verträgen in keiner Weise drin. Sie sind eben — nicht nur der Vertrag, den wir mit Österreich geschlossen haben, sondern ähnliche Verträge, die zwischen uns und anderen Regierungen bestehen, namentlich Verabredungen, die wir mit Italien haben, — sie sind nur der Ausdruck der Gemeinschaft in den Bestrebungen und in den Gefahren, die die Mächte zu laufen haben. Italien sowohl wie wir sind in der Lage gewesen, das Recht, uns national zu konsolidieren, von Österreich zu erkämpfen. Beide leben jetzt mit Österreich in Frieden und haben mit Österreich das gleiche Bestreben, Gefahren, die sie gemeinsam bedrohen, abzuwehren, den Frieden, der dem einen so teuer ist wie dem ande-

ren, gemeinsam zu schützen, die innere Entwicklung, der sie sich widmen wollen, vor Angriffen geschützt zu sehen. Dieses Bestreben und dabei auch das gegenseitige Vertrauen, daß man die Verträge hält und daß durch die Verträge keiner von dem anderen abhängiger wird, als seine eigenen Interessen es vertragen, — das alles macht diese Verträge fest, haltbar und dauerhaft.

... Denken Sie sich Österreich von der Bildfläche Europas weg, so sind wir zwischen Rußland und Frankreich auf dem Kontinent mit Italien isoliert, zwischen den beiden stärksten Militärmächten neben Deutschland, wir ununterbrochen zu jeder Zeit einer gegen zwei, mit großer Wahrscheinlichkeit, oder abhängig abwechselnd vom einen oder vom anderen. So kommt es aber nicht. Man kann sich Österreich nicht wegdenken: ein Staat wie Österreich verschwindet nicht, sondern ein Staat wie Österreich wird dadurch, daß man ihn im Stich läßt, wie es in den Villafranca-Feststellungen angenommen wurde, entfremdet und wird geneigt werden, dem die Hand zu bieten, der seinerseits der Gegner eines unzuverlässigen Freundes gewesen ist.

Kurz, wenn wir die Isolierung, die gerade in unserer angreifbaren Lage für Deutschland besonders gefährlich ist, verhüten wollen, so müssen wir einen sicheren Freund haben. Wir haben vermöge der Gleichheit der Interessen, vermöge dieses Vertrages, der Ihnen vorgelegt ist, zwei zuverlässige Freunde, — zuverlässig nicht aus Liebe zueinander; denn Völker führen wohl aus Haß gegeneinander Krieg; aber aus Liebe, das ist noch gar nicht dagewesen, daß sich das eine für das andere opfert. Sie führen auch aus Haß nicht immer Krieg. Denn wenn das der Fall wäre, dann müßte Frankreich in ununterbrochenem Kriege nicht nur mit uns, sondern auch mit England und Italien sein; es haßt alle seine Nachbarn. Ich glaube auch, daß der künstlich aufgebauschte Haß gegen uns in Rußland weiter nicht von Dauer sein wird. Mit unseren Bundesgenossen in der Friedensliebe einigen uns nicht nur Stimmungen und Freundschaften, sondern die

zwingendsten Interessen des europäischen Gleichgewichts und unserer eigenen Zukunft.

... Es ist ja unzweifelhaft, daß durch die Annahme dieses neuen Gesetzes das Bündnis, in dem wir stehen, außerordentlich an Kraft gewinnt, weil das durch das Deutsche Reich gebildete Mitglied seinerseits außerordentlich verstärkt wird. Die Vorlage bringt uns einen Zuwachs an waffentüchtigen Truppen, einen möglichen Zuwachs — brauchen wir ihn nicht, so brauchen wir ihn auch nicht zu rufen, dann können wir ihn zu Hause lassen; haben wir ihn aber zur Verfügung, haben wir die Waffen für ihn — und das ist ja durchaus notwendig; ich erinnere mich der von England 1813 für unsere Landwehr gelieferten Karabiner, mit denen ich noch als Jäger ausexerziert worden bin; das war kein Kriegsgewehr ... das können wir ja nicht plötzlich anschaffen — haben wir aber die Waffen dafür, so bildet dieses neue Gesetz eine Verstärkung der Friedensbürgschaften und eine Verstärkung der Friedensliga, die gerade so stark ist, als wenn eine vierte Großmacht mit 700000 Mann Truppen — was ja früher die höchste Stärke war, die es gab — dem Bunde beigetreten wäre.

Diese gewaltige Verstärkung wird, wie ich glaube, auch beruhigend auf unsere eigenen Landsleute wirken und wird die Nervosität unserer öffentlichen Meinung, unserer Börse und unserer Presse einigermaßen ermäßigen. Ich hoffe, sie werden Linderung fühlen, wenn sie sich das klarmachen, daß nach dieser Verstärkung und von dem Augenblick an, wo das Gesetz unterzeichnet und publiziert ist, die Leute da sind; die Bewaffnung wäre notdürftig auch jetzt vorhanden; aber wir müssen sie besser anschaffen, denn wenn wir eine Armee von Triariern bilden, von dem besten Menschenmaterial, das wir überhaupt in unserem Volke haben, von den Familienvätern über dreißig Jahre, dann müssen wir auch für sie die besten Waffen haben, die es überhaupt gibt, wir müssen sie nicht mit dem in den Kampf schicken, was wir für unsere jungen Linientruppen nicht für gut genug halten, sondern der feste Mann, der Familienvater, diese Hünengestalten, deren wir uns noch erinnern können aus der

Zeit, wo sie die Brücke von Versailles besetzt hatten, müssen auch das beste Gewehr an der Schulter haben, die vollste Bewaffnung und die ausgiebigste Kleidung zum Schutz gegen Witterung und alle äußeren Vorkommnisse. Da dürfen wir nicht sparen. Aber ich hoffe, es wird unsere Mitbürger beruhigen, wenn sie sich nun wirklich den Fall denken, an den ich nicht glaube, daß wir von zwei Seiten gleichzeitig überfallen würden — die Möglichkeit ist ja, wie ich Ihnen vorhin an dem vierzigjährigen Zeitraum entwickelt habe, für alle möglichen Koalitionen doch immer vorhanden —; wenn das eintritt, so können wir an jeder unserer Grenzen eine Million guter Soldaten in Defensive haben. Wir können dabei Reserven von einer halben Million und höher, auch von einer ganzen Million, im Hinterlande behalten und nach Bedürfnis vorschieben. Man hat mir gesagt: Das wird nur die Folge haben, daß die anderen auch noch höher steigen. Das können sie nicht.

... In der Ziffer sind sie ebenso hoch wie wir, aber in der Qualität können sie es uns nicht nachmachen. Die Tapferkeit ist ja bei allen zivilisierten Nationen gleich; der Russe, der Franzose schlagen sich so tapfer wie der Deutsche; aber unsere Leute, unsere 700000 Mann sind kriegsgedient, rempus au métier, ausgediente Soldaten, und die noch nichts verlernt haben. Und was uns kein Volk in der Welt nachmachen kann: wir haben das Material an Offizieren und Unteroffizieren, um diese ungeheure Armee zu kommandieren. Das ist, was man nicht nachmachen kann. Dazu gehört das ganz eigentümliche Maß der Verbreitung der Volksbildung in Deutschland, wie es in keinem anderen Lande wieder vorkommt. Das Maß von Bildung, welches erforderlich ist, um einen Offizier und Unteroffizier zum Kommando zu befähigen nach den Ansprüchen, die der Soldat an ihn macht, existiert bei uns in sehr viel breiteren Schichten als in irgendeinem anderen Lande. Wir haben mehr Offiziermaterial und Unteroffiziermaterial als irgendein anderes Land, und wir haben ein Offizierkorps, welches uns kein anderes Land der Welt nachmachen kann.

Darin besteht unsere Überlegenheit und ebenso in der Überlegenheit unseres Unteroffizierkorps, welches ja die Zöglinge unseres Offizierkorps bilden. Das Maß von Bildung, welches einen Offizier befähigt, nicht nur die sehr strengen Anforderungen an seinen Stand, an Entbehrungen, an Pflege der Kameradschaft unter sich, sondern auch die außerordentlich schwierigen sozialen Aufgaben zu erfüllen, deren Erfüllung notwendig ist, um die Kameradschaft, die bei uns, Gott sei Dank, im höchsten Grade in rührenden Fällen existiert zwischen Offizieren und Mannschaften, um die ohne Schaden der Autorität herzustellen, — das können uns die anderen nicht nachmachen, das Verhältnis, wie es in deutschen Truppen zwischen Offizieren und Mannschaften namentlich im Kriege mit wenigen üblen Ausnahmen besteht — exceptio firmat regulam; aber im ganzen kann man sagen: kein deutscher Offizier läßt seinen Soldaten im Feuer im Stich, er holt ihn mit eigener Lebensgefahr heraus, und umgekehrt: kein deutscher Soldat läßt seinen Offizier im Stich — das haben wir erfahren.

Wenn andere Armeen gleiche Truppenmassen, wie wir sie hiermit zu schaffen beabsichtigen, mit Offizieren und Unteroffizieren besetzen sollen, so werden sie unter Umständen genötigt sein, Offiziere zu ernennen, denen es nicht gelingen wird, eine Kompagnie durch ein enges Tor herauszuführen, und noch viel weniger, die schweren Obliegenheiten zu erfüllen, die ein Offizier seinen Mannschaften gegenüber hat, um sich deren Achtung und deren Liebe zu bewahren; das Maß von Bildung, welches dazu erforderlich ist, und das Maß von Leistung, welches überhaupt bei uns an Kameradschaft und Ehrgefühl aus dem Offizier herausgedrückt wird, das kann ja kein Reglement und keine Anordnung der Welt im Auslande aus dem Offizierstande herausdrücken. Darin sind wir jedermann überlegen, und deshalb können sie es uns nicht nachmachen. Ich bin also darüber ohne Sorge.

Außerdem aber ist noch ein Vorteil der Annahme dieses Gesetzes: gerade die Stärke, die wir erstreben, stimmt uns

selbst notwendig friedfertig. Das klingt paradox, es ist aber doch so.

Mit der gewaltigen Maschine, zu der wir das deutsche Heerwesen ausbilden, unternimmt man keinen Angriff. Wenn ich heute vor Sie treten wollte und Ihnen sagen — wenn die Verhältnisse eben anders lägen, als sie meiner Überzeugung nach liegen —: Wir sind erheblich bedroht von Frankreich und Rußland; es ist vorauszusehen, daß wir angegriffen werden; meiner Überzeugung nach glaube ich es als Diplomat nach militärischen Nachrichten hierüber, es ist nützlicher für uns, daß wir als Defensive den Vorstoß des Angriffes benutzen, daß wir jetzt gleich schlagen; der Angriffskrieg ist für uns vorteilhafter zu führen, und ich bitte also den Reichstag um einen Kredit von einer Milliarde oder einer halben Milliarde, um den Krieg gegen unsere beiden Nachbarn heute zu unternehmen, — ja, meine Herren, ich weiß nicht, ob Sie das Vertrauen zu mir haben würden, mir das zu bewilligen. Ich hoffe nicht.

Aber wenn Sie es täten, würde es mir nicht genügen. Wenn wir in Deutschland einen Krieg mit der vollen Wirkung unserer Nationalkraft führen wollen, so muß es ein Krieg sein, mit dem alle, die ihn mitmachen, alle, die ihm Opfer bringen, kurz und gut, mit dem die ganze Nation einverstanden ist; es muß ein Volkskrieg sein; es muß ein Krieg sein, der mit dem Enthusiasmus geführt wird wie der von 1870, wo wir ruchlos angegriffen wurden. Es ist mir noch erinnerlich der ohrengellende, freudige Zuruf am Kölner Bahnhofe, und so war es von Berlin bis Köln, so war es hier in Berlin. Die Wogen der Volkszustimmung trugen uns in den Krieg hinein, wir hätten wollen mögen oder nicht. So muß es auch sein, wenn eine Volkskraft wie die unsere zur vollen Geltung kommen soll. Es wird aber sehr schwer sein, den Provinzen, den Bundesstaaten und ihren Bevölkerungen das klarzumachen: der Krieg ist unvermeidlich, er muß sein. Man wird fragen: Ja, seid ihr denn dessen so sicher? Wer weiß? Kurz, wenn wir schließlich zum Angriff kommen, so wird das ganze Gewicht der Imponderabilien, die viel

schwerer wiegen als die materiellen Gewichte, auf der Seite unserer Gegner sein, die wir angegriffen haben. Das „heilige Rußland" wird entrüstet sein über den Angriff. Frankreich wird bis an die Pyrenäen hin in Waffen starren. Ganz dasselbe wird überall geschehen.

Ein Krieg, zu dem wir nicht vom Volkswillen getragen werden, der wird geführt werden, wenn schließlich die verordneten Obrigkeiten ihn für nötig halten und erklärt haben; er wird auch mit vollem Schneid und vielleicht siegreich geführt werden, wenn man erst einmal Feuer bekommen und Blut gesehen hat. Aber es wird nicht von Hause aus der Elan und das Feuer dahinter sein wie in einem Kriege, wenn wir angegriffen werden. Dann wird das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine aufbrennen und von Gewehren starren, und es wird kein Feind wagen, mit diesem furor teutonicus, der sich bei dem Angriff entwickelt, es aufzunehmen.

Diese Überlegenheit dürfen wir uns nicht entgehen lassen, selbst wenn wir, was viele Militärs, nicht nur die unsrigen, annehmen, jetzt unseren künftigen Gegnern überlegen sind. Die unsrigen glauben das alle: natürlich, jeder Soldat glaubt das; er würde beinahe aufhören, ein brauchbarer Soldat zu sein, wenn er nicht den Krieg wünschte und an seinen Sieg darin glaubte. Wenn unsre Gegner etwa vermuten, daß es die Furcht vor dem Ausgange ist, die uns friedfertig stimmt, dann irren sie sich ganz gewaltig. Wir glauben ebenso fest an unseren Sieg in gerechter Sache, wie irgendein ausländischer Leutnant in seiner Garnison beim dritten Glase Champagner glauben kann, und wir vielleicht mit mehr Sicherheit. Also es ist nicht die Furcht, die uns friedfertig stimmt, sondern gerade das Bewußtsein unserer Stärke, das Bewußtsein, auch dann, wenn wir in einem minder günstigen Augenblicke angegriffen werden, stark genug zu sein zur Abwehr und doch die Möglichkeit zu haben, der göttlichen Vorsehung es zu überlassen, ob sie nicht in der Zwischenzeit doch noch die Notwendigkeit eines Krieges aus dem Wege räumen wird.

Ich bin also nicht für irgendwelchen Angriffskrieg, und wenn der Krieg nur durch unseren Angriff entstehen könnte — Feuer muß von irgend jemandem angelegt werden, wir werden es nicht anlegen — nun, weder das Bewußtsein unserer Stärke, wie ich es eben schilderte, noch das Vertrauen auf unsere Bündnisse wird uns abhalten, unsere bisherigen Bestrebungen, den Frieden überhaupt zu erhalten, mit dem bisherigen Erfolg fortzusetzen. Wir lassen uns da durch keine Verstimmung leiten und durch keine Abneigung bestimmen ...

Ich glaube nicht an eine unmittelbar bevorstehende Friedensstörung — wenn ich mich resumieren soll — und bitte, daß Sie das vorliegende Gesetz unabhängig von diesem Gedanken und dieser Befürchtung behandeln, lediglich als eine volle Herstellung der Verwendbarkeit der gewaltigen Kraft, die Gott in die deutsche Nation gelegt hat für den Fall, daß wir sie brauchen; brauchen wir sie nicht, dann werden wir sie nicht rufen; wir suchen den Fall zu vermeiden, daß wir sie brauchen.

Dieses Bestreben wird uns noch immer einigermaßen erschwert durch drohende Zeitungsartikel vom Auslande, und ich möchte die Mahnung hauptsächlich an das Ausland richten, doch diese Drohungen zu unterlassen. Sie führen zu nichts. Die Drohung, die wir — nicht von der Regierung — aber in der Presse erfahren, ist eigentlich eine unglaubliche Dummheit, wenn man bedenkt, daß man eine große und stolze Macht, wie es das Deutsche Reich ist, durch eine gewisse drohende Gestaltung der Druckerschwärze, durch Zusammenstellung von Worten glaubt einschüchtern zu können. Man sollte das unterlassen, dann würden man es uns leichter machen, unseren beiden Nachbarn auch gefälliger entgegenzukommen. Jedes Land ist auf die Dauer doch für die Fenster, die seine Presse einschlägt, irgend einmal verantwortlich; die Rechnung wird an irgendeinem Tage präsentiert in der Verstimmung des anderen Landes. Wir können durch Liebe und Wohlwollen leicht bestochen werden — vielleicht zu leicht — aber durch Drohungen ganz gewiß nicht! Wir Deutsche

fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt; und die Gottesfurcht ist es schon, die uns den Frieden lieben und pflegen läßt. Wer ihn aber trotzdem bricht, der wird sich überzeugen, daß die kampfesfreudige Vaterlandsliebe, welche 1813 die gesamte Bevölkerung des damals schwachen, kleinen und ausgesogenen Preußen unter die Fahnen rief, heutzutage ein Gemeingut der ganzen deutschen Nation ist, und daß derjenige, welcher die deutsche Nation irgendwie angreift, sie einheitlich gewaffnet finden wird und jeden Wehrmann mit dem festen Glauben im Herzen: Gott wird mit uns sein!

Graf Moltke erhob sich von seinem Sitz und beglückwünschte den Reichskanzler. Der Zentrumsabgeordnete Baron Frankenstein stellte die en bloc-Annahme der Militärvorlage in Aussicht.

Fürst Bismarck teilt dem Reichstag den Tod Kaiser Wilhelms I. mit.

Während der Ansprache übermannte den Fürsten oft der Schmerz, und als er geendet, ließ er sich in seinen Sessel nieder, bedeckte das Gesicht mit den Händen und weinte.

9. März 1888.

Mir liegt die traurige Pflicht ob, Ihnen die amtliche Mitteilung von dem zu machen, was Sie bereits tatsächlich wissen werden: daß Seine Majestät der Kaiser Wilhelm heute vormittag um halb neun Uhr zu Seinen Vätern entschlafen ist ... Ich hatte von dem hochseligen Herrn in Seinen letzten Tagen in Betätigung der Arbeitskraft, die Ihn nur mit dem Leben verlassen hat, noch die Unterschrift erhalten, welche vor mir liegt, und welche mich ermächtigt, den Reichstag in der üblichen Zeit nach Abmachung seiner Geschäfte, das heißt also etwa heute oder morgen zu schließen. Ich hatte die Bitte an Se. Majestät gerichtet, nur den Anfangsbuchstaben des Namens noch zu unterzeichnen, Seine Majestät aber haben mir darauf erwidert, daß Sie glaubten, den vollen Namen noch unterschreiben zu können. Infolgedessen liegt dieses historische Aktenstück der letzten Unterschrift Seiner Majestät vor mir ... Es steht mir nicht zu, meine Herren, von dieser

amtlichen Stelle aus den persönlichen Gefühlen Ausdruck zu geben, mit welchen mich das Hinscheiden meines Herrn erfüllt, das Ausscheiden des ersten Deutschen Kaisers aus unserer Mitte. Es ist dafür auch kein Bedürfnis, denn die Gefühle, die mich bewegen, sie leben in dem Herzen eines jeden Deutschen; es hat deshalb keinen Zweck sie auszusprechen.

... Meine Herren, die heldenmütige Tapferkeit, das nationale, hochgespannte Ehrgefühl und vor allen Dingen die treue, arbeitsame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande, die in unserem dahingeschiedenen Herrn verkörpert waren, mögen sie ein unzerstörbares Erbteil unserer Nation sein, welches der aus unserer Mitte geschiedene Kaiser uns hinterlassen hat! Das hoffe ich zu Gott, daß dieses Erbteil von allen, die wir an den Geschäften unseres Vaterlandes mitzuwirken haben, in Krieg und in Frieden, in Heldenmut, in Hingebung, in Arbeitsamkeit, in Pflichttreue treu bewahrt bleibe.

Am 19. März 1888 sagte Bismarck im Reichstag:

Etwas in der Geschichte schwerlich Dagewesenes ist die Teilnahme an dem Todesfalle eines Monarchen in dieser Ausdehnung. Es sind ja große Männer vorher gestorben, und wenn Napoleon I., wenn Peter der Große, wenn Ludwig XIV. aus diesem Leben schieden, so hat das gewiß in weiten Kreisen einen Wellenschlag gemacht; daß aber von den Antipoden und von den benachbarten Völkern Kränze und Palmen auf das Grab des verstorbenen Monarchen gebracht worden sind, das ist eine in der Geschichte noch nicht dagewesene Tatsache: so hochgefürstet ist noch kein Monarch gewesen, daß alle Völker der Erde, ohne Ausnahme, ihm beim Hintritt ihre Sympathie, ihre Teilnahme, ihre Trauer am Sarge zu erkennen gegeben haben.

Trinkspruch des Kronprinzen Wilhelm

auf den Fürsten Bismarck zu dessen 73. Geburtstag.

April 1888.

Eure Durchlaucht! Unter den vierzig Jahren, welche Sie soeben erwähnten, ist wohl keines so ernst und schwerwiegend gewesen als das jetzige: der Kaiser Wilhelm ist heimgegangen, dem Sie siebenundzwanzig Jahre lang treu gedient! Mit Begeisterung jubelt das Volk unserem jetzigen hohen Herrn zu, der Mitbegründer der Größe des jetzigen Vaterlandes ist. Eure Durchlaucht werden Ihm wie wir alle mit derselben altdeutschen Mannestreue dienen, wie dem Dahingeschiedenen. Um mich eines militärischen Bildes zu bedienen, so sehe ich unsre jetzige Lage an wie ein Regiment, das zum Sturm schreitet. Der Regimentskommandeur ist gefallen, der nächste im Kommando reitet, obwohl schwer getroffen, noch kühn voran. Da richten sich die Blicke auf die Fahne, die der Träger hoch emporschwenkt. So halten Eure Durchlaucht das Reichspanier empor. Möge es, das ist unser innigster Herzenswunsch, Ihnen noch lange vergönnt sein, in Gemeinschaft mit unserm geliebten und verehrten Kaiser das Reichsbanner hochzuhalten. Gott segne und schütze denselben und Eure Durchlaucht!

Kohl, Bismarck-Gedenkbuch.

Hofprediger Stöcker an Freiherrn von Hammerstein.

Der sogenannte „Scheiterhaufenbrief", 1895 im „Vorwärts" veröffentlicht.

14. August 1888.

... Man muß rings um das Kartell ..... Scheiterhaufen anzünden und sie hell auflodern lassen. Merkt der Kaiser, daß man zwischen ihm und Bismarck Zwietracht säen will, so stößt man ihn zurück. Nährt man in Dingen, wo er instinktiv auf unsrer Seite steht, seine Unzufriedenheit, so stärkt man ihn prinzipiell, ohne ihn zu reizen. Er hat kürzlich gesagt: sechs Monate will

ich den Alten verschnaufen lassen, dann regiere ich selbst. Bismarck hat selbst gemeint, daß er den Kaiser nicht in der Hand behält. Wir müssen also, ohne uns etwas zu vergeben, doch vorsichtig sein.

Bismarck im Reichstag am 29. März 1889.

Ich glaube, daß die öffentlichen Blätter meiner politischen „Freunde" übertreiben, wenn sie von mir sagen, daß ich, schnell alternd, der Arbeitsunfähigkeit entgegenginge. Einiges kann ich noch leisten, aber nicht alles, was ich früher getan habe. Wenn ich die Aufgaben eines Auswärtigen Ministers eines großen Landes, und auch nur die noch zur Zufriedenheit leiste auf meine alten Tage, dann werde ich noch immer das Werk eines Mannes tun, das in andern Ländern als ein volles Manneswerk gilt, und ein dankenswertes Werk. Wenn es mir gelingt, dabei in Einigkeit mit allen verbündeten Regierungen und mit Seiner Majestät dem Kaiser, im Genusse des Vertrauens der fremden Regierungen, unsere auswärtige Politik weiterzuführen, so sehe ich das einstweilen für meine erste, für meine primo loco Pflicht an. In allen anderen Beziehungen bin ich leicht ersetzbar. Die Summe von Vertrauen und Erfahrungen, die ich aber in etwa dreißig Jahren auswärtiger Politik mir habe erwerben können, die kann ich nicht vererben und nicht übertragen.

Der Sturz.

Fürst Bismarck hatte vom 12. Juli 1888 bis zum 24. Januar 1890 in Friedrichsruh geweilt. Nur vom 10. Januar bis 29. Mai, vom 4. bis 8. Juni, vom 10. bis 20. August, vom 9. bis 16. Oktober 1889, im ganzen also binnen 1½ Jahren nur fünf Monate war er in Berlin. In dieser Zeit vollzog sich die Entfremdung zwischen dem Kaiser Wilhelm II. und dem Kanzler. Kaiser Wilhelm II. reiste an die Höfe Europas: nach Petersburg, Stockholm und Kopenhagen. Am 31. Juli 1888 besuchte er den Fürsten Bis-

marck in Friedrichsruh. Im Oktober 1889 ging der Kaiser nach Rom. Im selben Monat suchte er den Fürsten wieder in Friedrichsruh auf. Am 31. Dezember 1888 begrüßte er ihn mit einem gnädigen Handschreiben; zum 75. Geburtstage am 1. April 1889 beglückwünschte und beschenkte er ihn. Kaiser Wilhelm II. setzte seine Reisen fort: am 31. Juli 1889 ging er nach England, am 17. Oktober nach Italien, Griechenland und der Türkei. Graf Herbert Bismarck war in seinem Gefolge. Aus Athen, Konstantinopel, Korfu sandte Wilhelm II. herzliche Telegramme an den Fürsten. Am 30. Dezember 1889 beglückwünschte er den Kanzler mit einem dankbar huldvollen Handschreiben. Am 31. Januar 1890 bat der Fürst den Kaiser um Entsetzung von seinem Posten als Handelsminister. Am 4. Februar erging der kaiserliche Erlaß betreffs einer internationalen Verständigung über Arbeiterfürsorge ohne die Gegenzeichnung Bismarcks. Den trefflichen Minierern unter dem Boden des gegenseitigen Vertrauens hatte Bismarck neuerdings die Kabinettsorder Friedrich Wilhelms IV. vom Jahre 1852 entgegengesetzt, welche jeden Vortrag eines Ressortchefs beim Könige von einer vorgängigen Mitteilung an den Ministerpräsidenten abhängig machte. Nur so glaubte Bismarck die Einheitlichkeit der politischen Leitung festhalten und die Verantwortlichkeit tragen zu können. Kaiser Wilhelm forderte den Fürsten auf, die Abschaffung dieser Order zu vollziehen. Dazu kamen grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten in Fragen der sozialen Gesetzgebung und der allgemeinen innern und äußern Politik. Nicht Meinungsverschiedenheiten sind aber die Ursache der Tragödie, die nun anhob, sondern eine tiefgehende persönliche und politische Gegensätzlichkeit: innere Notwendigkeiten, die sich heute noch nicht ganz übersehen lassen.

Am Abend des 14. März war der Zentrumsführer Windthorst auf seinen Wunsch bei Bismarck vorgelassen worden: ein Abgeordneter beim Reichskanzler. Dem Kaiser wurden irreführende Berichte über diesen Abendbesuch gemacht. Die entstellten Nachrichten über das Gespräch, die man dem Kaiser mitzuteilen wagte, erregten dessen Unmut, so daß er sofort nach Empfang jener Meldung den Chef seines Zivilkabinetts, v. Lucanus, an den Reichskanzler mit dem Gebot absandte: der Kaiser fordere vom Fürsten, daß dieser ihm zuvor Meldung mache, wenn er mit Abgeordneten politische Erörterungen führen wolle. Bismarck entgegnete etwa: Er bitte, Seiner Majestät auszusprechen, er lasse niemand über seine Schwelle verfügen. Nun erschien der Kaiser am 15. März früh vor 10 Uhr beim Kanzler, als dieser noch im Bett lag,

und verlangte ihn sofort zu sprechen. Bismarck kleidete sich rasch an und trat seinem Herrn gegenüber. Erregt fragte dieser, was die Unterhandlung mit Windthorst zu bedeuten habe? Der Kanzler entgegnete, daß nicht Unterhandlungen, sondern vertrauliche persönliche Aussprachen stattgefunden hätten. Darauf betonte der Kaiser sein Recht, rechtzeitig von den Verhandlungen seines Kanzlers mit Parteiführern in Kenntnis gesetzt zu werden. Diesen Anspruch wies Bismarck mit der Erklärung zurück, er lasse seinen Verkehr mit Abgeordneten keiner Aufsicht unterwerfen und über seine Schwelle niemanden gebieten.

„Auch nicht, wenn Ich es Ihnen als Souverän befehle?" rief der Kaiser in großer Erregung.

„Der Befehl meines Kaisers endet am Salon meiner Frau", erwiderte Bismarck fest.

Dann fügte er noch hinzu: Nur infolge eines Versprechens an Kaiser Wilhelm I., einst seinem Enkel zu dienen, sei er im Amte geblieben. Er sei aber, wenn er dem Kaiser unbequem werde, gern bereit, sich zurückzuziehen. (Hans Blum nach Informationen Bismarcks.)

Am 17. März vormittags erschien der General von Hahnke beim Reichskanzler und meldete, daß der Kaiser das Abschiedsgesuch erwarte und bereit sei, ihn um 2 Uhr mittags zu empfangen. Bismarck erwiderte, sein augenblicklicher Gesundheitszustand erlaube ihm nicht auszugehen und bezüglich der schriftlichen Eingabe müsse er um Frist bitten. Er halte es für eine Gewissenlosigkeit gegen Kaiser und Vaterland, wenn er jetzt fahnenflüchtig würde. Ein von ihm jetzt eingereichtes Entlassungsgesuch würde ein falsches geschichtliches Bild geben. Der Kaiser von Österreich sage auch, wenn er sich von einem Minister trennen wolle: „Wir haben befunden", den oder jenen von seinen Ämtern zu entheben. Er aber könne seine politische Laufbahn nicht mit einem Akte abschließen, dessen Folgen er für Kaiser und Reich als höchst verderblich erachte.

Am Nachmittage des 17. März gab Fürst Bismarck den versammelten Ministern Kenntnis von den Vorfällen: er erklärte, daß er seiner Ansicht nach nicht mit der seinem Alter gebührenden Rücksicht behandelt werde. Sein Rückzug auf die auswärtige Politik sei untunlich; die Minister erwogen, ob sie nicht mit Bismarck ihre Ämter niederlegen sollten. Von dieser Sitzung ging der Vizepräsident des Ministeriums, Herr von Boetticher, zum Kaiser. Am Abend sah Boetticher die Minister bei sich versammelt. Da erschien ein Adjutant des Kaisers mit der Aufforderung, jede weitere Bemühung zu

unterlassen, die Entschlüsse Sr. Majestät bezüglich des Fürsten Bismarck ständen fest. Noch am nämlichen Abend erschien im Reichskanzlerpalais der Kabinettsrat von Lucanus mit einer amtlichen Aufforderung, der Fürst solle sein Abschiedsgesuch einreichen. Fürst Bismarck erwiderte, er sei bereit, seine schlichte Absetzung sofort zu unterzeichnen; zu einem Abschiedsgesuche aber, welches das letzte amtliche Schriftstück eines um die Geschichte Deutschlands und Preußens einigermaßen verdienten Ministers darstelle, bedürfe er längerer Zeit. Das sei er sich und der Geschichte schuldig, die einst wissen solle, warum er seine Entlassung erhalten habe. Am nächsten Tage, dem 18. März, entwarf der Fürst sein Entlassungsgesuch. Am 20. März genehmigte es Kaiser Wilhelm II. unter Verleihung des Titels „Herzog von Lauenburg" und Ernennung zum Generaloberſten der Kavallerie mit dem Range eines Generalfeldmarschalls. Bismarck erbat in seinem Antwortschreiben die Erlaubnis, „in Zukunft den Namen und Titel zu führen, den er bisher getragen habe". Am nämlichen Tage ernannte der Kaiser den General der Infanterie von Caprivi zum Reichskanzler und Präsidenten des preußischen Staatsministeriums.

Das Entlassungsgesuch des Fürsten Bismarck.

Am 31. Juli 1898, einen Tag nach Bismarcks Tode, von Moritz Busch im Berliner „Lokalanzeiger" veröffentlicht. Das Gesuch hebt namentlich hervor: die Kabinettsorder von 1852 und die Folgen ihrer Aufhebung und das Verhältnis zu Rußland.

Berlin, 18. März 1890.

Bei meinem ehrfurchtsvollen Vortrage vom 15. d. M. haben Euere Majestät mir befohlen, den Order-Entwurf vorzulegen, durch welchen die Allerhöchste Order vom 8. September 1852, welche die Stellung eines Ministerpräsidenten seinen Kollegen gegenüber seither regelte, außer Geltung gesetzt werden soll. Ich gestatte mir über die Genesis und Bedeutung dieser Order nachstehende alleruntertänigste Darlegung.

Für die Stellung eines „Präsidenten des Staatsministeriums" war zur Zeit des absoluten Königtums kein Bedürfnis vorhanden, und es wurde zuerst auf dem geeinigten

Landtage von 1847 durch die damaligen liberalen Abgeordneten (Mevissen) auf das Bedürfnis hingewiesen, verfassungsmäßige Zustände durch Ernennung eines „Premierministers“ anzubahnen, dessen Aufgabe es sein würde, die Einheitlichkeit der Politik des verantwortlichen Gesamtministeriums zu übernehmen. Mit dem Jahre 1848 trat diese konstitutionelle Gepflogenheit bei uns ins Leben und wurden „Präsidenten des Staatsministeriums“ ernannt ... Das Verhältnis des Staatsministeriums und seiner einzelnen Mitglieder zu der neuen Institution des Ministerpräsidenten bedurfte sehr bald einer näheren, der Verfassung entsprechenden Regelung, wie sie im Einverständnis mit dem damaligen Staatsministerium durch die Order vom 8. September 1852 erfolgt ist. Diese Order ist seitdem entscheidend für die Stellung des Ministerpräsidenten zum Staatsministerium geblieben und sie allein gab dem Ministerpräsidenten die Autorität, welche es ihm ermöglicht, dasjenige Maß von Verantwortlichkeit für die Gesamtpolitik des Kabinetts zu übernehmen, welches ihm im Landtag und in der öffentlichen Meinung zugemutet wird. Wenn jeder einzelne Minister Allerhöchste Anordnungen extrahieren kann, ohne vorherige Verständigung mit seinen Kollegen, so ist eine einheitliche Politik, für welche jemand verantwortlich sein kann, nicht möglich ... In der absoluten Monarchie war eine Bestimmung, wie sie die Order von 1852 enthält, entbehrlich und würde es noch heute sein, wenn wir zum Absolutismus, ohne ministerielle Verantwortlichkeit, zurückkehrten. Nach den zu Recht bestehenden verfassungsmäßigen Einrichtungen aber ist eine präsidiale Leitung des Ministerkollegiums auf der Basis der Order von 1852 unentbehrlich. Hierüber sind, wie in der gestrigen Staatsministerialsitzung festgestellt wurde, meine sämtlichen Kollegen mit mir einverstanden ... Bei jedem meiner Nachfolger wird dieses Bedürfnis noch stärker hervortreten, wie bei mir, weil ihm nicht sofort die Autorität zur Seite stehen wird, die mir ein langjähriges Präsidium und das Vertrauen der beiden hochseligen Kaiser bisher verliehen hat. Ich habe bisher niemals das Bedürfnis gehabt, mich einem Kollegen gegenüber auf die

Order von 1852 ausdrücklich zu beziehen. Die Existenz derselben und die Gewißheit, daß ich das Vertrauen der beiden hochseligen Kaiser Wilhelm und Friedrich besaß, genügten, um meine Autorität im Kollegium sicherzustellen. Diese Gewißheit ist heute aber weder für meine Kollegen, noch für mich selbst vorhanden. Ich habe daher auf die Order vom Jahre 1852 zurückgreifen müssen, um die nötige Einheit im Dienste Euerer Majestät sicherzustellen.

Aus vorstehenden Gründen bin ich außerstande, Euerer Majestät Befehl auszuführen, laut dessen ich die Aufhebung der vor kurzem von mir in Erinnerung gebrachten Order von 1852 selbst herbeiführen und kontrasignieren, trotzdem aber das Präsidium des Staatsministeriums weiterführen soll.

Nach den Mitteilungen, welche mir der General von Hahnke und der Geheime Kabinettsrat Lucanus gestern gemacht haben, kann ich nicht im Zweifel sein, daß Euere Majestät wissen und glauben, daß es für mich nicht möglich ist, die Order aufzuheben und doch Minister zu bleiben. Dennoch haben Euere Majestät den mir am 15. erteilten Befehl aufrechterhalten und in Aussicht gestellt, mein dadurch notwendig werdendes Abschiedsgesuch zu genehmigen. Nach früheren Besprechungen, die ich mit Euerer Majestät über die Frage hatte, ob Allerhöchstdemselben mein Verbleiben im Dienste unerwünscht sein würde, durfte ich annehmen, daß es Allerhöchstdemselben genehm sein würde, wenn ich auf meine Stellungen in Allerhöchstdero Preußischen Diensten verzichtete, im Reichsdienste aber bliebe. Ich habe mir bei näherer Prüfung dieser Frage erlaubt, auf einige bedenkliche Konsequenzen dieser Teilung meiner Ämter, namentlich des kräftigen Auftretens des Kanzlers im Reichstage, in Ehrfurcht aufmerksam zu machen, und enthalte mich, alle Folgen, welche eine solche Scheidung zwischen Preußen und dem Reichskanzler haben würde, hier zu wiederholen. Euere Majestät geruhten darauf zu genehmigen, daß einstweilen alles beim alten bliebe. Wie ich aber die Ehre hatte, auseinanderzusetzen, ist es für mich nicht möglich, die Stellung eines Ministerpräsidenten beizubehalten, nachdem Euere Majestät für dieselbe die capitis

diminutio[1]) wiederholt befohlen haben, welche in der Aufhebung der Order von 1852 liegt. Euere Majestät geruhten außerdem bei meinem ehrfurchtsvollen Vortrage vom 15. d. M. mir bezüglich der Ausdehnung meiner dienstlichen Berechtigungen Grenzen zu ziehen, welche mir nicht das Maß der Beteiligung an den Staatsgeschäften, der Übersicht über letztere und der freien Bewegungen in meinen ministeriellen Entschließungen und in meinem Verkehr mit dem Reichstage und seinen Mitgliedern lassen, deren ich zur Übernahme der verfassungsmäßigen Verantwortlichkeit für meine amtliche Tätigkeit bedarf. Aber auch, wenn es tunlich wäre, unsere auswärtige Politik ... unabhängig von der preußischen zu betreiben, so würde ich doch nach den jüngsten Entscheidungen Eurer Majestät über die Richtung unserer auswärtigen Politik, wie sie in dem Allerhöchsten Handschreiben zusammengefaßt sind, mit dem Euere Majestät die Berichte des Konsuls in ... gestern begleiteten, in der Unmöglichkeit sein, die Ausführung der darin vorgeschriebenen Anordnungen bezüglich der auswärtigen Politik zu übernehmen. Ich würde damit alle für das Deutsche Reich wichtigen Erfolge in Frage stellen, welche unsere auswärtige Politik seit Jahrzehnten im Sinne der beiden hochseligen Vorgänger Euerer Majestät in unseren Beziehungen zu [Rußland] unter ungünstigen Verhältnissen erlangt hat, und deren über Erwarten große Bedeutung mir ... nach seiner Rückkehr aus P[etersburg] bestätigt hat.

Es ist mir bei meiner Anhänglichkeit an den Dienst des Königlichen Hauses und an Euere Majestät und bei der langjährigen Einlebung in Verhältnisse, welche ich bisher für dauernd gehalten hatte, sehr schmerzlich, aus der gewohnten Beziehung zu Allerhöchstdenselben und zu der Gesamtpolitik des Reichs und Preußens auszuscheiden, aber nach gewissenhafter Erwägung der Allerhöchsten Intentionen, zu deren Ausführung ich bereit sein müßte, wenn ich im Dienst bliebe, kann ich nicht anders, als Euere Majestät allerunter-

[1]) Einschränkung der Rechte.

tänigst bitten, mich aus dem Amte des Reichskanzlers, des Ministerpräsidenten und des Preußischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten in Gnade und mit der gesetzlichen Pension entlassen zu wollen. Nach meinen Eindrücken in den letzten Wochen und nach den Eröffnungen, die ich gestern den Mitteilungen aus Euerer Majestät Zivil- und Militärkabinett entnommen habe, darf ich in Ehrfurcht annehmen, daß ich mit diesem meinem Entlassungsgesuch den Wünschen Euerer Majestät entgegenkomme und also auf eine huldreiche Bewilligung mit Sicherheit rechnen darf. Ich würde die Bitte um Entlassung aus meinen Ämtern schon vor Jahr und Tag Euerer Majestät unterbreitet haben, wenn ich nicht den Eindruck gehabt hätte, daß es Euerer Majestät erwünscht wäre, die Erfahrungen und die Fähigkeiten eines treuen Dieners Ihrer Vorfahren zu benutzen. Nachdem ich sicher bin, daß Euere Majestät derselben nicht bedürfen, darf ich aus dem politischen Leben zurücktreten, ohne zu befürchten, daß mein Entschluß von der öffentlichen Meinung als unzeitig verurteilt wird.

Nach dem Sturz.

Am 26. März vormittags von 10—12 Uhr weilte Fürst Bismarck im Königlichen Schlosse, um sich zu verabschieden. Der Lotse verließ das Schiff. Am Vormittag des 28. März nahm er Abschied von dem Feldmarschall Grafen Moltke. Am Spätnachmittag besuchte er das Grab seines alten Herrn im Mausoleum zu Charlottenburg und legte drei Rosen auf den Sarg. Der Abschied, den die Hauptstadt dem scheidenden Helden bereitete, war doch mehr als ein „Begräbnis erster Klasse". Er, der nie auf Dank gerechnet, der abgestorben schien für „Popularität", war überwältigt von dem Ausbruch der Verehrung und Erschütterung des Volks. Nie war ein König so geehrt worden. Ein Franzose schrieb damals: „Nein, die Deutschen sind kein großes Volk; das Pantheon, das Himmelsgewölbe wäre uns nicht groß genug gewesen, um diesen Mann hineinzuversetzen." Er tat dem Volke unrecht.

Aber es wurde einsam um den schon Vereinsamten. „Sie gingen auf wie Schwämme", alle die, denen seine harte Größe im Wege gewesen. Aber „selbst das Lager des verlassenen Löwen ist furchtbar", sagt Plutarch von Sulla. Würde er nicht wiederkehren? Nein, er wollte niemals mehr zurück. Aber er tat sein Bestes: er blieb ungebeugt. Der grandiose Freimut, die Kraft des Hasses und der Liebe, die Treue zu seinem Volk und zu seinem Werk waren ihm geblieben. Er war „ins Parkett hinabgestiegen". Und er nahm sich den Mut, zu warnen, zu raten, anzuklagen. Man mißverstand diesen treuesten Vasallen des Hauses Hohenzollern so weit, daß man ihm gemeine Eitelkeit, Ehrgeiz und Rachsucht zutraute, weil er seinen unermeßlichen Einfluß nicht in den Dienst des „neuen Kurses" stellte, weil er trieb, was er sein Leben getrieben: sich zu verzehren im Dienste des Vaterlandes. In den ersten Jahren der Einsamkeit schrieb er mit des treuen Lothar Bucher Hilfe seine Gedanken und Erinnerungen nieder: „den Söhnen und Enkeln zum Verständnis der Vergangenheit und zur Lehre für die Zukunft".

Es kamen Tage voll Bitterkeit. Bismarck hatte sich im Amte den Haß einer Welt zugezogen: Völkerhaß und Klassenhaß, Priesterhaß und Frauenhaß, Dynastenhaß und Parteienhaß. Daß seine persönlichen und politischen Gegner ihn schmähten, als er, der Menschenfurcht nie gekannt hatte, offen gegen Mißgriffe des neuen Kurses hervortrat, war selbstverständlich. Über die offiziösen Unheilpropheten, die sein Werk gegen ihn selbst zu schützen vorgaben, lachte er. Der alte Menschenkenner hat auch die Flucht falscher Freunde richtig gewürdigt. Die Ungnade seines Kaisers trug er mit dem Stolz, den seine Stellung in der preußischen, der deutschen und der Weltgeschichte rechtfertigte. Er hat nie die schuldige Ehrerbietung verletzt. Der Überhebung der Epigonen aber setzte er die schärfste Kritik entgegen.

Im Jahre 1892 ging Bismarck zur Vermählung seines Sohnes nach Wien. Offizielle „Steckbriefe" gingen ihm voraus und griffen ihm an die persönliche Ehre. Auf dem Rückweg in den Sachsenwald aber erlebte er es, daß das Volk keinen Unterschied machte zwischen dem Bismarck von einst und dem Bismarck von jetzt. Beispiellos war der überschwengliche Ausdruck des Dankes und der Liebe, die gutmachen wollten, was gefehlt war. Es zeigte sich, welche unersetzliche moralische Macht in ihm wirkte. Er fand Worte glühender Vaterlandsliebe und heiligen Zornes. Eine Steigerung seines Ruhmes und seines Einflusses schien, solange er im Amte war, unmöglich. Aber das Unerhörte ereignete sich,

daß dieser Mann mächtiger über die Seele seines Volkes herrschte, nachdem ihm die Macht genommen war.

Am 31. August 1892 erkrankte Bismarck in Kissingen an einer gefährlichen Lungenentzündung. Spät, am 19. September, als er schon über den Berg war, durchbrach Kaiser Wilhelm II. den Bann, der ihn von dem Kanzler trennte, „aus ureigenstem Antriebe". Kaiser Wilhelm besuchte Bismarck in Friedrichsruh. Dem deutschen Volke war ein Alp vom Herzen. Am 27. November 1894 starb Bismarcks treue Gattin, die Hüterin jenes Lichtes, nach dem er so oft aus den Stürmen seines politischen Lebens geblickt hatte. Der achtzigste Geburtstag wurde ein Festtag für das ganze deutsche Volk, den Kaiser voran. Eine Majorität des Reichstags verweigerte dem Gründer des deutschen Parlamentes ihren Glückwunsch. Das konnte Bismarck verschmerzen. Denn Schar um Schar wallfahrtete nun nach Friedrichsruh aus allen Schichten und Stämmen des Reiches. Bismarck schüttete eine Fülle von Erinnerungen, Mahnungen und politischer Weisheit über sie aus. Noch einmal aber schäumte der Haß gegen den alten Kanzler auf, als er gelegentlich der russisch-französischen Allianz öffentlich an das geheime Bündnis des Deutschen Reichs mit Rußland erinnerte. Ein Gezeter von Hochverrat und Zuchthaus gingen durch die Presse. Aber die Wolken gingen vorüber an dem Gewaltigen. Noch brannte manchmal in ihm das dämonische Feuer der politischen Leidenschaft auf. Aber die tragischen Unwetter waren verzogen. Langsam wuchs er empor in der Verklärung. In der Abendstunde des 30. Juli 1898 schloß er die Augen. Er ging in die Unsterblichkeit ein als ein Kämpfer und Sieger aus deutschem Blute wie keiner vor ihm. Im deutschen Volke aber lebt er und wird er leben als der größte Genius deutscher Macht auf der Erde.

Wildenbruch nach der Entlassung Bismarcks.

Du gehst von deinem Werke,
dein Werk geht nicht von dir,
denn wo du bist, ist Deutschland,
du warst, drum wurden wir.
Was wir durch dich geworden,
wir wissen's und die Welt,
was ohne dich wir bleiben,
Gott sei's anheim gestellt.

Fürst Bismarck zu Jules Simon.

Bei einem Diner im Reichskanzlerpalais; die französischen Delegierten zur internationalen Arbeiter-Schutzkonferenz waren geladen. Die französischen Gäste waren entzückt „über die gute Miene, die der Fürst zu dem bösen Spiel machte".

19. März 1890.

Wie dem auch sein mag, was auch immer geschieht. Ihnen wie mir kann man nicht nehmen, daß wir fünfundsiebzig Jahre hinter uns haben, in denen wir gar mancherlei erlebt. Ich habe Vermögen, ich besitze zwanzigtausend Hektar Wald, es ist Zeit, daß ich mich derselben annehme.

Poschinger, Neue Tischgespräche.

Telegramm Wilhelms II. an den Grafen Goertz.

22. März 1890.

Mir ist so weh ums Herz, als hätte ich meinen Großvater noch einmal verloren! Es ist mir aber von Gott einmal bestimmt; also habe ich es zu tragen, wenn ich auch darüber zugrunde gehn sollte. Das Amt des wachthabenden Offiziers ist mir zugefallen. Der Kurs bleibt der alte; und nun: Volldampf voraus!

Fürst Bismarck über seinen Auszug aus dem Reichskanzlerpalais.

Die Modalitäten, unter denen ich das Reichskanzlerpalais räumen mußte, waren für mich und meine Familie ungemein beleidigend. Wider allen Gebrauch wurde ich nicht bis zur Ernennung eines Nachfolgers im Amte gelassen, damit ich wenigstens so viel Zeit zum Umzuge gewänne, wie sie jede kleine Bürgerfamilie gebraucht, vielmehr nahm mein Nachfolger, kaum daß er seine Ernennung hatte, Besitz von meiner Wohnung und nötigte uns förmlich, auf den Treppen und Fluren einzupacken. Wir wurden wie Hausdiebe auf die Straße gesetzt und haben beim überhasteten Bergen unserer Sachen vielerlei Eigentum verloren. Aber all das ficht mich subjektiv nicht an, läßt mich kalt und bringt mich am

allerwenigsten in Aufregung gegen den Kaiser. Daß es mit ihm und mir so kommen werde, wie es gekommen ist, habe ich lange vorausgesehn, und nur im Dienste des Reiches habe ich den Entschluß gefaßt und möglichst lange unter großer persönlicher Entäußerung und Überwindung durchgeführt, meine Entlassung so lange hinauszuschieben, als es ging.

Liman, Bismarck nach seiner Entlassung.

Lothar Bucher an seine Schwägerin.

Berlin, 26. März 1890.

Ich denke, es wird Euch Freude machen zu erfahren, daß ich am Vormittag des Zwanzigsten eine Einladung zu Bismarck erhielt, der, wie die Fürstin sagte, einige alte Freunde noch einmal hier in Berlin bei sich sehen wolle. Er war körperlich sehr wohl, hatte gesunden Appetit und Durst und war offenbar seelisch erleichtert. Zum Abschied lud er ein, ihn in Friedrichsruh zu besuchen, „wo wir jetzt sehr einsam sein werden". Die Leute, die heute jubeln, werden sich nach einigen Jahren wohl in der Lage der Frösche befinden, die den Hund um einen anderen König gebeten hatten.

Poschinger, Neue Tischgespräche.

Bismarck zu einer Deputation seines Wahlkreises.

Bismarck war am 30. April 1891 in den Reichstag gewählt worden.

Friedrichsruh, 2. Mai 1891.

Der Gedanke einer prinzipiellen Opposition gegen meinen Amtsnachfolger und die Regierung liegt mir außerordentlich fern; ebenso fern aber liegt es mir, still zu sein gegenüber von Vorlagen, die ich für schädlich halte. Was in aller Welt soll ein Grund für mich sein, bei solcher Gelegenheit zu schweigen? Etwa der, daß ich größere Erfahrungen besitze als die meisten anderen? Die Pflicht zu reden, welche sich gerade aus meiner Sachkenntnis ergibt, zielt in meinem Gewissen wie mit einer Pistole auf mich. Die Herren, welche mich

deswegen angreifen, haben davon keine Vorstellung. Wenn ich glaube, daß das Vaterland mit seiner Politik vor einem Sumpfe steht, der besser vermieden wird, und ich kenne den Sumpf, und die anderen irren sich über die Beschaffenheit des Terrains, so ist es fast Verrat, wenn ich schweige. Was sollte ich für andere Zwecke haben, als dem Lande zu dienen? Ehrgeizige etwa? Das wäre doch töricht anzunehmen. Was sollte ich denn werden? Mein Avancement ist abgeschlossen.

Liman, Bismarck nach der Entlassung.

Erlaß des Herrn von Caprivi an die deutschen Vertreter im Auslande.

23. Mai 1890.

Ew. ... wird nicht entgangen sein, daß gegenwärtige Stimmungen und Anschauungen des Fürsten v. Bismarck, Herzogs von Lauenburg, mehrfach durch die Presse an die Öffentlichkeit gebracht worden sind. Wenn die Regierung Seiner Majestät in vollster Anerkennung der unsterblichen Verdienste dieses großen Staatsmannes hierzu unbedenklich schweigen konnte, so lange seine Äußerungen sich auf persönliche Verhältnisse und innere Politik beschränkten, mußte sie sich, seit auch die auswärtige Politik davon berührt wird, die Frage vorlegen, ob solche Zurückhaltung auch ferner zu rechtfertigen sei, ob sie nicht im Auslande schädlichen Mißdeutungen unterliegen könnte ... Seine Majestät unterscheiden zwischen dem Fürsten Bismarck früher und jetzt und wollen seitens Allerhöchstihrer Regierung alles vermieden sehen, was dazu beitragen könnte, der deutschen Nation das Bild ihres großen Staatsmanns zu trüben. Indem ich Ew. .. hiervon mit der Ermächtigung, erforderlichenfalls demgemäß sich zu äußern, in Kenntnis setze, gebe ich mich der Hoffnung hin, es werde auch seitens der Regierung, bei welcher Sie beglaubigt sind, den Äußerungen der Presse in bezug auf die Anschauungen des Fürsten Bismarck ein aktueller Wert nicht beigemessen werden.

Blum, Bismarck.

Graf Alexander Keyserling bei Bismarck.

Vom 3.—28. Juni 1890.

Graf K. fragte am 17. Mai telegraphisch in Friedrichsruh an, ob sein Besuch genehm sei und erhielt die Antwort: „Erfreut und dankbar."

Graf Keyserling erzählt: Er ist traurig. Seine Verabschiedung ist so ganz unbemerkt von ihm vorbereitet gewesen. Wohl trägt er seinen Sturz mit Würde, empfindet ihn aber als ein Begräbnis bei lebendigem Leibe. „Wenn man sich so vollständig noch leistungsfähig fühlt, dann aus dem Dienste zu kommen, ist schwer", so ungefähr hat er gesagt.

Der Fürst kann seine Augen in der Nähe gebrauchen bis in die Nacht hinein; nur wegen geringerer Fernsichtigkeit trägt er eine Brille beim Spazieren. Er hört sehr scharf. Er hat bis auf zwei abgebrochene alle seine Zähne; sein Gang ist behinderter; sein Pferd besteigt er von einer Bank aus, und ein Diener hebt das Bein hinüber. —

Tatsache ist es, daß der Fürst und Graf Herbert länger im Banne des kaiserlichen Zaubers gelebt haben als die brave Fürstin. — Niemand hat eigentlich besänftigend gewirkt. — Es ist recht schwierig, sich zu orientieren. — Der Rücktritt ist vor der Welt genügend klargelegt. Fabeln von Gewaltszenen, bei denen nach Tintenfässern als Geschossen gegriffen worden ist usw., mögen umherschwirren; — die lasse man unbeachtet. Ehrerbietung in der Form hat seitens Bismarcks nie gefehlt. Bismarck war für die Besitzenden; diese aber waren für ihn kein Halt. Die materielle Macht ist Bismarck entzogen, — aber die psychologische Macht ist ihm geblieben, und in dieser Hinsicht gibt es keine in Deutschland, die so groß wäre wie die seinige. — Bismarck kommt wieder! Damit ist jede Opposition gegen Caprivi stillzukriegen. — In Bismarck steckt noch alte Kampflust, die ihn beim Hervortreten erfrischt. Wenn auch kein Ziel, — er folgt seinem Drange. Es machte ihn ungeduldig, als die verschiedenen Glieder der Familie K. ihm mehrfach wiederholten: „Nach so großer Arbeit solle er sich Ruhe gönnen!" — Bismarck ist „der Be-

schäftigung, die nie ermattet", beraubt worden und zur Nichtstuerei verurteilt worden, die er kaum zu ertragen vermag. —

Die Tochter des Grafen Keyserling erzählt: Die Verbitterung mochte sanftere Empfindungen im Augenblick zurückdrängen. Deshalb griff der Fürst gern auf Schillers „Räuber" zurück, wo er seine augenblicklichen Empfindungen in drastischen Worten wiedergegeben fand. Als mein Vater ihm einmal sagte, es sei jetzt seine Aufgabe, trotz des Schweren, das ihn getroffen hätte, eine harmonische Persönlichkeit darzustellen, erwiderte der Fürst in seiner lebhaften Weise: „Wozu soll ich harmonisch sein?"

Graf Keyserling. Ein Lebensbild.

Am 30. August 1890 schrieb Graf Keyserling an den befreundeten Philosophen Strümpell: „Schwerer [als die Vereinsamung] ist noch die Fügung, wie ich wahrnehme, zu tragen, daß man, bildlich zu sprechen, seinen Webstuhl verlassen muß in Jahren, wo man einen neuen Webstuhl sich herzurichten nicht mehr in der Lage ist ... Großartig tragisch habe ich diesen Wechsel an meinem alten Freunde Bismarck in diesem Sommer beobachten können. Auf seinen Wunsch habe ich ihn in Friedrichsruh besucht und verblieb da drei Wochen ausschließlich bei ihm. Keine begeisterte Verehrung des Publikums, kein über alle Zeitgenossen verbreiteter Ruhm ersetzt den Segen der steten Beschäftigung."

Fürstin Bismarck an Graf Alexander Keyserling.

Am 14. Juni 1890 wollte Graf Keyserling seinen Besuch in Friedrichsruh beenden. Da schrieb ihm die Fürstin Bismarck nach Hamburg:

Mein lieber, lieber Graf! Bitte, bitte, telegraphieren Sie gleich ab und schenken Sie uns noch acht Tägelchen! Sie tun das beste Werk an uns Armen, die den Glauben an fast alle Menschen verloren und solchen Himmels- und Herzenstrost an Ihrer geliebten Liebe haben und sich aufrichten an der übermächtigen Liebe, mit der wir an Ihnen hängen ...

Graf Keyserling. Ein Lebensbild.

Fürst Bismarck zu einem Vertreter der „Nowoje Wremja".

Friedrichsruh, 22. Juli 1890.

Ja, mir gibt man beim Leben die Ehren des Todes. Mich begräbt man wie Marlborough. Man wünscht nicht bloß, daß Marlborough nicht wiederkehre, sondern man wünscht, daß er wirklich sterben möge, oder wenigstens auf den Rest seiner Tage schweige. Mit meiner Lage söhne ich mich aus. Alles hat sich in so legalen Formen vollzogen, daß ich auch gar nicht daran denken kann, zu protestieren. Wenn ich frühmorgens inmitten dieser Natur aufwache, so fühle ich sogar eine große Freude darin, daß keine Verantwortlichkeit auf mir liegt, man fühlt sich frei, unabhängig, so wie ein rechtschaffener Landedelmann sein soll. Aber zugleich damit kann ich nicht vergessen, daß ich mich 40 Jahre mit der Politik beschäftigt habe — und auf einmal darauf verzichten, ist unmöglich. In der Tat hilft man mir darin eifrig, und niemand von meinen Gefährten in der Politik, niemand von meinen zahlreichen Bekannten führt mich durch seine Besuche in Versuchung. Mir ruft man halt! zu, mich meidet man wie einen Pestkranken, indem man sich fürchtet, sich durch einen Besuch bei mir zu kompromittieren, und nur meine Frau besuchen noch von Zeit zu Zeit ihre Bekannten. Deshalb bin ich immer erfreut über die Repräsentanten der Presse, welche sich für Fragen der Politik interessieren, und mit welchen ich über Dinge sprechen kann, die fortfahren, mich zu beschäftigen. Aber auch das ruft Unzufriedenheit hervor. Man kann mir nicht verbieten zu denken, aber man möchte mich gerne hindern, meinen Gedanken Worte zu geben, und wenn es möglich wäre, hätte man mir längst ein silence cap, einen Maulkorb, angelegt.

Poschinger, Neue Tischgespräche.

In dem „Hamburger Nachrichten" Nr. 81 vom 7. April 1894 heißt es: Daß Fürst Bismarck sich jemals über die Abwendung früherer Freunde im Jahre 1890 „beklagt" habe, ist, wie wir den Fürsten kennen, irrtümlich; die Empfindung, welche das Verhalten früherer Freunde bei ihm erregte, konnte ihn zu jeder anderen Äußerung, nur nicht zum „Klagen" bestimmen.

Graf Alexander Keyserling an den Philosophen Strümpell.

Raikül, 15. Oktober 1890.

Einen kleinen Beitrag zum psychologischen Verständnis des großen Mannes glaube ich Ihnen zu geben, wenn ich Ihnen sage, daß ihm in einem seltenen Maße alles Verehrungsbedürfnis fehlt, sowohl passives als aktives. Kein unbedeutender Autor hat die Rezensionen so gleichmütig angehört, als der Begründer des Deutschen Reiches [in den großen Debatten der achtziger Jahre] seine Tadler; aber nicht, weil er sie verachtet, sondern weil er gar nicht empfindet, daß man vor ihm Ehrerbietung empfinden muß, da er nur ein Mensch ist. Komödie! das ist ihm die gegenseitige Anbetung unter den Menschen. Lieben, ja das kann er, mit ganzer Seele, — aber verehren, nein!

Graf Alexander Keyserling. Ein Lebensbild.

Graf Keyserling über Bismarcks Religion.

„Den Vortrab meiner Zweifel, der sich zu weit hinauswagt, rufe ich zurück!" — so antwortete mir Bismarck, als er Gesandter war, auf die Frage, wie er seinen radikalen Unglauben jüngerer Jahre losgeworden sei. Die Zweifel werden nicht bekämpft und besiegt, aber stillgemacht durch heroischen Willen... Stein und Bismarck sind Männer dieser Welt, die zur Regierung dieser Welt und zur poetischen Weihe ihres eigenen Lebens Formeln gebrauchen, die auf einem ihnen ganz fremden Boden entstanden sind, die aber an poetischem Schwunge unerreicht bleiben und durch das Alter eine bewährte Achtung gewonnen haben, die sich nicht erfinden läßt.

Tagebuchblätter des Grafen Alexander Keyserling.

Seine Religiosität scheint mir eine naturgemäße Ebbe und Flut durchgemacht zu haben. Als Student skeptisch bis zum Extrem, dann in der Liebe (zum Weibe) dem Naturtriebe (ohne große Skrupel) folgend, muß er darin sehr ernste und schmerzliche Erfahrungen vor der Ehe gemacht haben. Die

Liebe machte ihn gläubig, er bedurfte des religiösen Hintergrundes, um mit seinen stürmischen Gefühlen zurecht zu kommen. Mit dem Alter schliefen die erotischen Triebe und vielleicht auch die Aspirationen zu einem menschlich fühlenden Gotte ein. Der tiefe Zusammenhang zwischen Liebe und Religion wird dadurch erläutert.

Graf Alexander Keyserling. Ein Lebensbild.

Der Maler Franz Lenbach über Bismarck.

Aus Gesprächen Lenbachs mit dem Schriftsteller Wyl im Jahre 1890.

Er umarmt und küßt mich zwar, wenn ich ankomme oder abreise, und ich lebe wie das Kind im Hause, was daher kommt, daß ich mit allen Mitgliedern der Familie befreundet bin; was aber den Fürsten anbelangt, so beschränkt sich sein Verhältnis zu mir darauf, daß ich nach seiner Ansicht gerade kein Dummkopf und diskret bin, ihn auch sonst weiter in keiner Weise geniere. Für meine Arbeiten und die Bilder, die ich produziere, interessiert er sich nicht im mindesten, richtet auch kaum jemals eine Frage an mich, während ich, wenn das anginge, ihn ohne Unterlaß ausfragen und ihm Tag und Nacht zuhören könnte ... Obwohl ich sonst ein ziemlich schlimmes Raubtier bin, fühle ich mich in seiner Nähe stets wie ein Kaninchen; er ist eben wie glühendes Eisen gegen Eis, man fühlt sich zerfließen. — Freunde im gewöhnlichen Sinn hat Bismarck meiner Ansicht nach überhaupt nicht ... Er haust sozusagen in sich; er erlebt sich, er blickt gedankenvoll zurück auf die ungeheure Summe seines Lebens. Sein Gehirn arbeitet unablässig ... Bismarck ist einsam, er kümmert sich nicht viel um das, was um ihn vorgeht, seine Gespräche sind mehr Monologe als sonst etwas. Dabei übt er doch auf alle, die ihm nahekommen, einen wahrhaft unsäglichen Zauber aus. So zum Beispiel war einmal Wilbrandt [der Dichter] mit seinem Sohne bei ihm zum Essen, und die beiden blieben dann auch den Abend über, bis der Zug nach Hamburg wieder weiterging. Auf dem Bahnhofe kamen beiden die Tränen, so waren sie ergriffen. — Er ist blühend

gesund und voll Humor, er hat Spaß an dem Kultus, der mit ihm getrieben wird, besonders mit Rücksicht auf seine Familie, die sich ja so darüber freut ... Sehr drollig geht es oft bei Tafel zu. Jedermann ist da willkommen, wer gerade im Hause ist, ein Photograph, ein Inspektor, der wegen einer Hagelversicherung gekommen ist, ein Forstmann. Bismarck spricht mit dem ihm Unbekannten, schenkt ihm Wein ein, läßt ihn neben einem eben anwesenden Gesandten sitzen, und wenn der Mann fort ist, so fragt er: „Wer war denn der Kerl eigentlich?" Dergleichen ist schon mit ganz einfachen Forstgehilfen passiert. Nach Frack oder dergleichen fällt es niemand ein zu fragen. Bei Tisch interessieren den Fürsten die Menschen nur als solche; wer zu sprechen weiß, ist ihm willkommen, und wer sich aufs Zuhören versteht, ist es doppelt. Er ist eben ein Demokrat im reinsten und besten Sinne des Wortes, und das sind schließlich alle wahrhaft genialen Leute. ... Je näher man ihn kennen lernt, desto stärker hat man den Eindruck, er verkörpere den Begriff eines Vaters, eines Vaters von fünfundvierzig Millionen Menschen. Natürlich muß er als solcher manchmal hart erscheinen, wie ja auch ein Vater dann und wann strenge auftreten muß. — Dabei ist er auch ein rührend guter Mensch, wovon ich mich auf unseren langen Spaziergängen oft und oft überzeugen konnte. Es gibt auf seinem Gute zerstreut viele kleine Häuschen, in welchen Tagelöhnerfamilien wohnen. Obwohl er sich beim Eintritte tief bücken muß, geht er in jedes solcher Häuschen hinein, schaut sich die Zimmer an und den kleinen Garten. Er fragt nach den Kindern, er weiß genau, daß hier oder dort noch im vorigen Jahre ein Spargelbeet gestanden. Ein richtiger Patriarch, so menschlich in jedem Betracht. Er gibt sich immer so behaglich. Begegnet er irgendeinem armen Teufel, sei es ein Weichensteller oder Tagelöhner, so drückt er ihm in der Regel einen Taler, häufig auch ein Goldstück in die Hand. Das geschieht so oft, als er ausgeht, und er geht alle Tage aus ... Bismarcks jetzige Situation läßt sich leicht begreifen. Er war immer Politiker, immer stand er mitten drin in den Geschäften ... Jetzt ist er plötzlich wie der Fisch, der

ans Land geworfen ist. Er ist ein geborener Arbeiter, ein geborener Geschäftsmann. Ihm zu sagen, daß er nicht mehr Staatsgeschäfte besorgen soll, ist gerade so, als wenn man mir sagen würde, ich dürfe nicht mehr malen.

Er hat von jeher zwei Dinge getan: gearbeitet und sich gehen lassen, seiner Natur nie den geringsten Zwang auferlegt. Alles, was nach diesem einzigen Manne kommen wird, Fürsten und Reichstage, wird immer Glas sein, immer wird man dahinter seine ungeheure Gestalt sehen ... Ich habe Ihnen erzählt, wie Bismarck sich damit unterhält, seine Gedanken in präzisester Form an den Tag zu bringen. Er begleitet diese echt künstlerische Tätigkeit mit den Bewegungen eines modellierenden Bildhauers. Für gewöhnlich ist seine Hand energisch, aber beim Sprechen wird sie ganz weich und modelliert durch rundliche Bewegungen der Finger jeden Satz, ja jedes Wort seiner Rede. Er modelliert oder skandiert gewissermaßen die Form für jeden in ihm aufsteigenden Gedanken ... Der Fürst hat unermüdliche Augen. Abends nach Tisch sieht er eine Masse von Büchern und Zeitungen durch und raucht dabei seine vier Pfeifen. Das geht so fort von halb neun bis halb elf, um welche Stunde er meistens schlafen geht. In diesen zwei Stunden liest er beständig. Er steht ungefähr um halb zehn Uhr auf; in neuester Zeit ist er manchmal sogar schon um acht Uhr aufgestanden. Im Essen ist er jetzt gegen früher ziemlich mäßig. Am liebsten sind ihm alle geräucherten Sachen, besonders Fische. Er trinkt einen mittelmäßig guten Moselwein und darf nichts anderes trinken. Bier ist ihm verboten. Seine Pfeife füllt er mit ordinärem holländischen Knaster. Früher rauchte er immer starke Havannazigarren. Da bemerkte er aber plötzlich, daß er nicht mehr schlafen könne, und da kam er auf die Idee, der Mensch vertrage von irgend etwas nur ein gewisses Quantum; sei er damit durchtränkt, so widerstehe es ihm. Er macht sich eben auf alles einen Vers. Zum Frühstück nimmt er ein paar Eier und Milchkaffee. Suppe gibt es nie im Hause. Ich bin der Ansicht, daß Bismarck sehr alt werden wird. Er sieht so gesund aus wie möglich und steht noch heute auf der Höhe seiner geistigen Kraft; er ist

namentlich von einer unerhörten Schlagfertigkeit. Früher hieß es immer, Bismarck sei ein Tyrann, aber sie halten alle zu ihm, die Leute, die er angeblich zu Tode geschunden hat. Auch seine alten Diener sind noch immer da: es ist eben alles verliebt in ihn. Er macht nicht den Eindruck eines abnormen Menschen, sondern einfach den der Spitze der Gescheitheit.

Deutsche Revue 1896.

Der Dichter Adolf Wilbrandt über Bismarck.

Friedrichsruh, Dezember 1890.

Nun erhob sich der „Alte" und, lässig aufgereckt, in ruhiger, behaglicher Würde stand die volle, hohe Gestalt vor mir, mit freundlichem Hausherrnblick begann er das Gespräch: mit dem ruhigen, wartenden Blick der vordringenden Augen, der zwischen seinem durchbohrenden Nahblick und seinem Denkerfernblick gleichsam in der Mitte schwebt. Nie habe ich an einem Menschen einen so erstaunlichen und leichten Wechsel vom zugreifenden Nahblick des Tatmenschen und vom tiefen, geisterhaften Fernblick des vorausschauenden Weisen gesehen. Wie sich in ihm so viele und verschiedene Kräfte der deutschen Volksart zu einem mächtigen Akkord vereinigt haben: wilde, dreinschlagende Tatkraft, bedächtige Zähigkeit, strahlender Humor, plattdeutsche Gemütlichkeit, selbstwilliger Herrschersinn, hingebende Mannestreue, tiefgrabende Klugheit — so gehen von seinem Auge in oft unmerklichem Übergang brüderliche Strahlen der widersprechendsten Menschenformen aus: des Kämpfers, der sich mit allen Kräften durchzusetzen sucht, der in dich hineinbohrt, vor dessen Scharfblick du dich vielleicht verstecken möchtest, und des Denkers, der dich gar nicht sieht, der durch dich hindurch in irgendeine Ferne schaut, eine vergangene oder zukünftige, der auf der Welt nichts zu wollen scheint, als aus der Nichtigkeit des Augenblicks in das Wesen der Dinge zu tauchen.

Liman, Bismarck nach der Entlassung.

10. Oktober 1891.

Sidney Whitman erzählt: Als sich der Zug Hammermühle, der kleinen Eisenbahnstation für Varzin, näherte, sah ich aus dem Fenster und bemerkte durch den Nebel einen ungewöhnlich groß aussehenden Reiter. Er trug einen breitrandigen schwarzen Filzhut und schwarzen Überrock. Er richtete sich im Sattel auf und ritt in scharfem Trabe in der Richtung des Zuges auf einem Fußpfade unter den Bäumen dahin.

Erinnerungen des englischen Schriftstellers Whitman in Varzin im Oktober 1891.

Als wir das Arbeitszimmer verließen, gingen wir [Bismarck und Whitman] an der Tür des Schlafzimmers vorüber. Bismarck öffnete es, um es mir zu zeigen. Der Raum enthielt eine einfache hölzerne Bettstelle, eine Badewanne, eine Brückenwage und einen Turnapparat, den der Fürst augenscheinlich auf Schweningers Anordnung gebrauchte. Es war nicht ein einziger Gegenstand vorhanden, welcher der Ausschmückung oder dem Luxus gedient hätte. Das Ganze durchwehte ein Hauch außerordentlicher Sauberkeit und fast spartanischer Einfachheit.

Bismarck sprach vom Altwerden und Sterben und sagte: „Moltke war sein ganzes Leben lang in jeder Beziehung ein sehr mäßiger Mann, während ich mein Licht immer an beiden Enden gebrannt habe, besonders in meinen jüngeren Jahren ...“ Es beunruhige ihn nicht viel, ob er Aussicht hätte, ein hohes Alter zu erreichen; ihm sei es ziemlich gleichgültig, wann der Tod käme ... Was ihm jedoch am meisten zu Herzen ging, war der Gesundheitszustand seiner Gemahlin. Und er fügte leise und in traurigem Tone hinzu, als ob er zu sich selbst spräche: „Wenn sie abberufen wird, will ich auch nicht hier bleiben.“

Ich hatte viel von des Fürsten Ungestüm und seiner Leidenschaftlichkeit gehört. Nun bin ich sogar dabei gewesen,

wenn sich andere in seiner Gegenwart zu leidenschaftlichen Äußerungen hinreißen ließen, und doch waren Ton und Inhalt von allem, was er selbst sagte, immer maßvoll und in den richtigen Grenzen gehalten. Die Mäßigung und feine Lebensart, die sich auf diese Weise bekundeten, nehmen in meinen Erinnerungen an Varzin den ersten Platz ein.

Bismarck zu Sidney Whitman: „Ich fand das Königtum auf schwachen Füßen; es war nicht stark genug für das, was unter unsern monarchischen Verhältnissen erfordert wird. Hin und wieder denke ich, ich bin das Werkzeug gewesen, durch welches es — wenigstens eine Zeitlang — ein wenig zu stark gemacht worden ist. Haben Sie einmal die Geschichte von dem Reiter gehört, der nicht auf sein Pferd hinaufkommen konnte und seinen Schutzheiligen bat, ihm in den Sattel zu helfen?" Ich verneinte. „Gut," fuhr er fort; „der Schutzheilige kam dem Reiter zu Hilfe und gab ihm einen so gewaltigen Ruck, daß er über den Sattel hinweg auf die andere Seite des Pferdes flog. ‚Sachte, nur nicht so heftig', rief der Reiter. Sehen Sie, etwas Ähnliches machte ich mit dem Königtum. Hin und wieder denke ich, daß ich zu heftig gewesen sein mag."

Es war seine Gewohnheit, oft so auf einer Bank im Schatten der Bäume dazusitzen, wenn er in Gedanken versunken war — seine großen blauen Augen schweiften dann weit über den Horizont, und dann und wann zuckte wie ein Blitzstrahl ein Schein von Traurigkeit oder Schmerz über sein Antlitz. Er erinnerte mich an einen Adler im Käfig. Es war etwas von erhabener und doch unaussprechlich ergreifender Einsamkeit um ihn.

Hiob.

11. Oktober 1891.

Sidney Whitman erzählt: Mein Blick fiel auf den Schreibtisch des Fürsten; eine Bibel lag offen vor seinem Sitz. Es war Kapitel 29 des Buches Hiob aufgeschlagen: „O, daß ich wäre wie in den vorigen Tagen, da mich Gott behütete; da seine

Leuchte über meinem Haupte schien, und ich bei seinem Licht in der Finsternis ging ... Da mich die Jungen sahen, und sich versteckten, und die Alten vor mir aufstanden; da die Obersten aufhöreten zu reden, und legten ihre Hand auf den Mund; da die Stimme der Fürsten sich verkroch, und die Zunge an ihrem Gaumen klebte."

Erlaß des Grafen Caprivi an den deutschen Botschafter Prinzen Reuß in Wien.

9. Juni 1892.

Gleichzeitig mit Caprivis Erlaß vom 23. Mai 1890 am 7. Juli 1892 im Reichsanzeiger veröffentlicht.

Im Hinblick auf die bevorstehende Vermählung des Grafen Herbert Bismarck in Wien teile ich Euer etc. nach Vortrag bei Seiner Majestät folgendes mit: Für die Gerüchte über eine Annäherung des Fürsten Bismarck an Seine Majestät den Kaiser fehlt es vor allem an der unentbehrlichen Voraussetzung eines ersten Schrittes seitens des früheren Reichskanzlers. Die Annäherung würde aber, selbst wenn ein solcher Schritt geschähe, niemals so weit gehen können, daß die öffentliche Meinung das Recht zur Annahme erhielte, Fürst Bismarck hätte wieder auf die Leitung der Geschäfte irgendwelchen Einfluß gewonnen. Falls der Fürst oder seine Familie sich Eurer Durchlaucht Hause nähern sollte, ersuche ich Sie, sich auf die Erwiderung der konventionellen Formen zu beschränken, einer etwaigen Einladung zur Hochzeit aber auszuweichen. Diese Verhaltungsmaßregeln gelten auch für das Botschaftspersonal. Ich füge hinzu, daß Seine Majestät von der Hochzeit keine Notiz nehmen werden.

Euer ... sind beauftragt, in der Ihnen geeignet erscheinenden Weise sofort hiervon dem Grafen Kalnoky Mitteilung zu machen.

Graf von Caprivi.

Die „Hamburger Nachrichten" schrieben unter dem 5. Juli zu diesem Erlaß: „Wir sind der Ansicht, daß die Kontrolle privater Geselligkeit im Auslande und die Einwirkung auf private Diner-

einladungen nicht zu den Aufgaben gehören, zu deren Lösung hochgestellte Staatsmänner berufen und Botschaftsgehalte bewilligt werden. Wir glauben nicht, daß die auswärtigen Akten einer andern Großmacht, wenn sie veröffentlicht würden, ein Gegenstück dieses deutschen Vorgangs aufzuweisen hätten."

Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung über Bismarck.

28. Juni 1892.

Es sei ein Anblick ohne Beispiel, daß ein Staatsmann und Held den größten Beitrag leistet zur Erfüllung der teuersten Wünsche seines Volkes, daß er dann aber, weil er nicht der Führer seines Werkes geblieben, alles tut, um die Führung zu vereiteln und das Werk der Zerstörung auszusetzen. „Ein Mann, der solches unternimmt, kann allerdings sich der gewaltigen Stärke seiner Stellung bewußt sein. Ihn angreifen in seinen Fehlern und seinem verderblichen Beginnen, heißt einen großen Nationalbesitz antasten und vielleicht der Vernichtung preisgeben. So stehen die Männer, denen die ehrenvolle Berufung zuteil geworden, das Werk des Fürsten Bismarck fortzuführen, vor der Aufgabe, ihre Arbeit vor allem zu schützen gegen den Mann, dessen Schöpfung sie erhalten sollen ... Niemand kann den Umfang des Schadens ermessen, den der Fürst dem eigenen Vaterland zuzufügen gewillt ist. Niemand kennt die Waffen, die er glauben mag, bereit zu haben; aber die Pflicht, die höchsten Güter der Nation auch gegen den Mann zu verteidigen, der diese Güter einst am meisten gefördert, darf von den Führern des Staates weder verkannt noch zurückgewiesen werden."

Bismarck sagte: „Dor lach ick öwer!" In den Hamburger Nachrichten hieß es, als wäre der Redakteur der alleinige Urheber des offiziösen Ausfalls:

„Der Fürst findet, daß es einen lächerlichen Eindruck machen muß, wenn der Redakteur Pindter sich auf das Katheder setzt und den früheren Reichskanzler, der dreißig Jahre lang die Politik zur Befriedigung der Krone und des Volkes geführt hat, wie in einer Sonnabend-Zensur auf der Schule abkanzelt, in der Tonart eines Verweises, dem wegen früherer guter Aufführung eine schärfere Strafe einstweilen nicht folge."

Bismarck auf der Fahrt nach Wien.

1892.

Am Mittag des 18. Juni reisten Fürst und Fürstin Bismarck von Friedrichsruh ab und wurden auf dem Anhalter Bahnhof in Berlin begeistert begrüßt. Auf den Ruf: „Silentium für den Fürsten Bismarck!“ fragte dieser: „Ich soll doch nicht reden?“ Als ihm von allen Seiten „Ja“ entgegentönte, antwortete der Fürst: „Meine Aufgabe ist — schweigen!“

In Dresden sagte er: „Es war eine schwere Arbeit, uns zusammenzubringen; schwerer aber noch dürfte es sein, uns zu trennen.“ — „Ich bin in keiner amtlichen und autoritativen Stellung mehr, und was mir heute an Ehren erwiesen wird, ist das Ergebnis der Beziehungen, die sich in der Vergangenheit zwischen meinen Mitbürgern und mir gebildet haben.“

In Tetschen am 19. Juni: „Solange ich lebe, werde ich das Werk, das ich im Jahre 1879 persönlich in Wien nicht ohne große Mühe durchgesetzt habe, nicht im Stiche lassen.“

Am 24. Juli: „Wir haben uns das Deutsche Reich und die Kaiserkrone sozusagen aus den französischen Bataillonen herausgeholt.“ „Es würde mich beunruhigen in meiner jetzigen bürgerlichen Stellung, die Zustimmung von Leuten zu finden, die ich als Reichskanzler unausgesetzt zu bekämpfen genötigt war.“ „Sie können mich nicht herunterreißen, wie sie es tun, ohne daß das Gift überspritzt auf das Ergebnis unserer gemeinschaftlichen Arbeit, auf Kaiser und Reich. Wenn sie den tätigsten Mitarbeiter an der Entstehung des Reiches und seiner inneren Einrichtungen in dieser Weise herabsetzen, so vergessen sie, daß sie auch dessen Werk beschimpfen und alle, die an demselben mitgearbeitet haben.“

Die Fürstin Reuß zur Fürstin Bismarck.

Der Fürst Reuß nahm von der Anwesenheit des gestürzten Kanzlers keine Notiz. Die Fürstin Reuß aber war „zu Hause", als Fürst Bismarck am 22. Juni 1892 ihr einen Besuch machte, und sagte zur Fürstin Bismarck bei ihrem Gegenbesuch:

Sie wissen, mein Gatte ist immerhin nur ein Botschafter und muß seine Instruktionen befolgen, solange er im Amte ist; aber ich bin die Tochter eines deutschen Souveräns [des Großherzogs von Weimar] und nehme keine Befehle dieser Art an.

Whitman, Bismarck.

Bismarck auf der Rückreise von Wien.

In München am 24. Juni: „Es ist mir, als wenn ich Absolution von meinen politischen Sünden erhielte, die ich ja begangen habe wie jeder andere, der so lange wie ich am Ruder geblieben ist ... Gott hat uns so geführt, daß in jenem Werdegang alle Volksstämme mit deutschen Armes Kraft mit auf den Amboß zugeschlagen haben, auf dem die Einheit geschmiedet ward ... Daß wir alle vereint haben mithelfen können, ist die Bürgschaft der Dauer." — „Ich kann Sie nur bitten, daß wir das Deutsche Reich mit eisernen Klammern festhalten."

In Kissingen am 10. Juli: „Meine Person gebe ich ihnen gerne preis, wenn nur der Gewinn für das Vaterland bestehen bleibt."

In Jena am 30. Juli: Diese ganze Entwicklung müssen Sie nicht meiner vorausberechnenden Geschicklichkeit zuschreiben; es wäre Überhebung von mir, wenn ich behaupten wollte, daß ich diesen ganzen Verlauf der Geschichte vorausgesehen und vorbereitet hätte. Man kann die Geschichte überhaupt nicht machen, aber man kann immer aus ihr lernen, wie man das politische Leben eines großen Volkes seiner Entwicklung und seiner historischen Bestimmung entsprechend zu leiten hat. Das ist das ganze Verdienst, was ich für mich in Anspruch

nehmen kann. Es gehört allerdings noch mehr dazu — Vorurteilslosigkeit, Bescheidenheit, Verzicht auf gewisse Lieblingsideen und auf eigene Intelligenz, die alles voraussieht und zu beherrschen meint. Ich bin von früh auf Jäger und Fischer gewesen, und das Abwarten des rechten Moments, was in beiden Situationen die Regel ist, habe ich auf die Politik übertragen. Ich habe oft lange auf dem Anstande gestanden und habe mich von Insekten umschwärmen und zerstechen lassen müssen, ehe ich zum Schuß kam ... Das Verdienst, das ich beanspruche, ist: ich habe nie in meinem Leben einen Moment gehabt, in dem ich nicht ehrlich und in steter Selbstprüfung darüber nachgedacht hätte, um meinem Vaterlande — und ich muß auch sagen, meinem verstorbenen Herrn — richtig und nützlich zu dienen ... Man hat von mir gesagt, ich hätte außerordentlich viel Glück gehabt in meiner Politik. Das ist richtig, aber ich kann dem Deutschen Reiche nur wünschen, daß es immer Kanzler und Minister haben möge, die Glück haben; es hat das eben nicht jeder ... Meine Ansichten über die Richtigkeit und Zweckmäßigkeit dessen, was wir zu tun haben, sind noch heute dieselben. Warum ich sie nicht aussprechen sollte, sehe ich nicht ein. Das Wesen der konstitutionellen Monarchie, unter der wir leben, ist eben das Zusammenwirken des monarchischen Willens mit der Überzeugung des regierten Volkes. Die gegenseitige Verständigung, die Übereinstimmung untereinander ist notwendig, um unsere Gesetze zu ändern, sonst verfallen wir dem Regiment der Bureaukratie. Allerdings kann ja, was der Geheimrat am grünen Tisch entwirft, die Presse korrigieren — aber sie bleibt nicht immer frei. Es ist das ein gefährliches Experiment, wenn man heutzutage im Zentrum von Europa absolutistischen Ideen und Velleitäten zustrebt, gleichviel, ob sie von Priestern unterstützt werden oder nicht. Die Gefahr ist immer gleich groß und im ersteren Falle noch größer, weil man sich täuscht über die einfache Situation der Sache und Gott zu gehorchen glaubt, während man in Wirklichkeit dem Geheimen Rat gehorcht. Wir haben erst in letzter Zeit die Ansicht gehört, daß der Unteroffizier

den Soldaten gegenüber der Stellvertreter Gottes auf Erden sei, warum sollte es nicht auch ein gebildeter Geheimrat sein? Ich bin nie in meinem Leben Absolutist gewesen und werde es auf meine alten Tage erst recht nicht sein... Für die Zukunft haben wir für eine Kräftigung der politischen Überzeugung in der öffentlichen Meinung, in der Presse und im Parlament zu wirken. Dazu ist aber notwendig, wie ich mir neulich zu sagen erlaubt habe, daß namentlich im Parlament die Meinung des Volkes einheitlicher zum Ausdruck komme, als sie hier sich darstellt ... Ich bin seit 45 Jahren Parlamentarier, vom Provinziallandtage her gerechnet ... Vielleicht habe ich selbst unbewußt dazu beigetragen, den Einfluß des Parlaments auf sein jetziges Niveau herabzudrücken; aber ich wünsche nicht, daß er auf die Dauer auf demselben bleibt. Ich möchte dazu beitragen, daß das Parlament wieder zu einer konstanten Majorität gelange; ohne diese wird es die Autorität nicht haben, die es braucht ... Ich habe als Reichskanzler stets nach meinem Gewissen gehandelt, ich bin auch fest entschlossen, als Privatmann nur nach meinem Gewissen und meinem politischen Pflichtgefühl zu handeln, ohne zu fragen, was für Folgen für mich daraus entstehen könnten. Diese sind mir völlig gleichgültig.

Auf dem Marktplatz zu Jena am 31. Juli: Ich bin eingeschworen auf die weltliche Leitung eines evangelischen Kaisertums, und diesem hänge ich treu an; dies ist das Ergebnis meiner fünfzigjährigen Erfahrung in der Politik. Wenn man mir in jedem Falle, wo ich nach meiner fünfzigjährigen Erfahrung in der Politik glaube, daß die Ratgeber meines Monarchen besser andere Wege einschlagen würden, den Vorwurf macht, ich treibe antimonarchische Politik, so möchte ich doch einmal auf unsere bestehende Verfassung aufmerksam machen, nach welcher die Verantwortlichkeit für alle Regierungsmaßnahmen nicht bei den Monarchen, sondern bei den Ministern resp. bei dem Reichskanzler ruht. Ich möchte außerdem darauf aufmerksam machen, daß diese Auffassung — ich will nicht sagen, eine altgermanische, aber doch eine uns in Fleisch und Blut liegende ist, mit welcher

wir uns befreundet hatten, lange ehe wir Verfassungen hatten. Ich will Sie nur an ein Beispiel aus den Werken des großen Geistes erinnern, dessen Manen uns hier auf dieser Stätte umschweben. Goethe stellt uns in seinem Götz von Berlichingen einen kaisertreuen Ritter dar, der für seinen Kaiser eine solche Anhänglichkeit und Verehrung besitzt, daß er in dem Augenblicke, wo er einen seiner Beleidiger niederschlagen will, in die Worte ausbricht: „Trügest du nicht das Ebenbild des Kaisers, das ich in dem gesudelsten Konterfei verehre, du solltest mir den ‚Räuber' fressen oder daran erwürgen." Dieser Ritter trug kein Bedenken, dem kaiserlichen Hauptmann, der ihn zur Übergabe seiner belagerten Burg aufforderte, die Ihnen allen wohlbekannte, sehr scharfe Kritik aus dem Fenster entgegenzuschleudern. Es zeigt dies klar, daß Götz von Berlichingen und Goethe beide Empfindungen keineswegs zusammengeworfen und identifiziert haben. Man kann ein treuer Anhänger seiner Dynastie, seines Königs und Kaisers sein, ohne von der Weisheit aller Maßregeln seiner Kommissare, wie es im Götz heißt, überzeugt zu sein.

Der Zentrumsführer Lieber über Bismarck.

1892.

Fürst Bismarck mag den Ruhm seines Lebens zerstören, ich will und kann ihn nicht daran hindern. Aber er soll die Hände lassen vom Ruhme deutscher Macht und Herrlichkeit! Es ist unerhört, daß ein früherer Kanzler des Deutschen Reichs dessen Regierung anklagt als eine schwache und charakterlose Regierung. Schmach und Schande, daß es in unserm Vaterlande solche Menschen gibt!

Alle diejenigen, die an Deutschlands „Macht und Herrlichkeit" ganz und gar unschuldig waren, bliesen in dasselbe Horn. Sie sprachen von dem „Geschimpfe eines alkoholisierten Subjekts", von dem „bissigen Köter, der dem anständigen Menschen an die Beine fahre". „Körper und Nerven seien zermorscht unter den tückischen Folgen eines unregelmäßigen und unhygienischen Lebens, so daß es natürlicher und gerechter sei, die Bedingung für sein Verhalten in

seinem greisenhaft zerfallenen Gehirn als in ständigen moralischen Perversitäten zu finden." Ein Zentrumsblatt schrieb etwas später: Die Reden Bismarcks seien „einfach verrücktes Zeug, ausgebrütet im Gehirn eines durch Größenwahn und Verfolgungswahn aus dem Gleichgewicht gekommenen Mannes oder die niederträchtigste Bosheit eines von unbezähmbarer Rachsucht beherrschten Egoisten, einer Rachsucht, die auch schon nicht mehr zurechnungsfähig ist."

Ein Franzose über Bismarck.

Ein politisches Genie, das für die anderen Nationen verhängnisvoll war, hat die Deutschen aus dem Dunkel hervorgezogen und auf den Scheitelpunkt des Ruhms erhoben. Deutschland verdankt diesem Manne alles, alles. Er hat mehr für Deutschland getan als Cromwell für England, Richelieu für Frankreich, Peter für Rußland ... Wie würde Frankreich einen Mann ehren, den uns die Vorsehung schickte, um uns nach Berlin zu führen, um uns unsere Fahnen, unsere Provinzen und unsern Ruhm wiederzuholen!

R. Koser, Fürst Bismarck. Festrede 1892.

Bismarck zu Maximilian Harden.

Varzin, Anfang September 1892.

Meine Politik ist heute noch dieselbe wie im Krimkrieg [Rußland gegenüber]; ich würde sagen: Laßt mich mit Euren Geschichten zufrieden, sie gehn mich nichts an, und ich will damit nichts zu tun haben. Ich bin stets dafür, sich nicht einzumischen, dann laufen einem die andern nach. Aber bei uns möchte man jetzt am liebsten überall die Hand im Spiel haben und nur ja nicht allein bleiben. Das erinnert mich an ein Hausmädchen, das meiner Frau den Dienst kündigte mit der Motivierung: An allem kann ich mir gewöhnen, nur an dem Einsamen nicht ... Ich sehe für die Zukunft des monarchischen Gedankens eine Gefahr darin, wenn ein Herrscher, selbst in der besten Absicht, allzu häufig vor der Öffentlichkeit sich ohne ministerielle Bekleidungsstücke zeigt. Und weil mir diese Gefahr nahe scheint und ein Kampf mit Stroh-

männern mich nicht lockt, deshalb sage ich, wie Chamisso, als die Franzosen in Deutschland waren: Für mich hat die Situation kein Schwert.

„Die Zukunft."

Heinrich von Treitschke an Hans Blum.

Blums Werk „Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks" war an Treitschke geschickt worden.

Berlin, 6. Dezember 1893.

... In einigen Fällen denke ich konservativer als Sie, andrerseits urteile ich über die jetzige, geradezu herostratische Regierung noch viel härter. Darum freue ich mich doch aufrichtig und danke Ihnen von Herzen, daß Sie mit helfen, die große nationale Dankesschuld an unsern Bismarck abzutragen. Sein Sturz bleibt ein unauslöschlicher Flecken in unserer Geschichte; seit Themistokles hat die Welt ein so tragisches Schicksal nicht mehr gesehen.

Blum, Erinnerungen.

Bismarck an den württembergischen Minister Freiherrn von Mittnacht.

Friedrichsruh, 3. Januar 1895.

... Ich lebe körperlich gesunder als ich zu sein das Bedürfnis habe, nachdem mit dem Tode meiner Frau für mich die Zwecklosigkeit weiteren Lebens vollständig geworden ist. Zum Landwirt bin ich körperlich nicht mehr rüstig genug, und Politik kann ich nicht treiben, ohne schädlich oder unehrlich einzugreifen. Ich sehe vor mir das mir bisher fremde Gespenst der Langeweile; ich würde in der Stadt wohnen, Theater und Kasino besuchen, wenn mich Haß und Liebe dabei unbehelligt ließen. Sie appellieren an meinen „Mannesmut", geehrter Freund; zu dessen Betätigung fehlt mir der Gegner und der heut mögliche Kampfplatz; ich muß das, was mir davon bleibt, in mir verzehren.

Mittnacht, Erinnerungen an Bismarck.

Der deutsche Reichstag am 23. März 1895.

Am Sonnabend, den 23. März 1895, lehnte eine Mehrheit von Klerikalen, Polen, Welfen, Freisinnigen und Sozialdemokraten die Beglückwünschung Bismarcks zum 80. Geburtstag ab. Während der Verhandlung sagte der konservative Abgeordnete von Kardoff: „Wenn dieses Votum von der Majorität des Deutschen Reichstags so abgegeben wird, wie es die Herren Abgeordneten Singer, Richter und Graf Hompesch hier beantragt haben, so sage ich mir, daß gegenüber unserem gesamten deutschen Vaterlande, ja, gegenüber ganz Europa, und nicht bloß gegenüber ganz Europa, sondern gegenüber der ganzen Welt, und nicht bloß gegenüber der ganzen Welt der Gegenwart, sondern für alle Jahrhunderte der Zukunft, der Reichstag sich unsterblich lächerlich macht." Der Antrag des Präsidenten von Levetzow, Bismarck zu beglückwünschen, wurde mit 163 gegen 143 Stimmen abgelehnt. von Levetzow erklärte: „Dieses Resultat veranlaßt mich, das Präsidium des Hauses niederzulegen." — Kaiser Wilhelm II. telegraphierte nach dieser Reichstagsentscheidung an Bismarck: „Eurer Durchlaucht spreche ich den Ausdruck tiefster Entrüstung über den eben gefaßten Beschluß des Reichstags aus. Derselbe steht im vollsten Gegensatz zu den Gefühlen aller deutschen Fürsten und Völker." Bismarck erwiderte: „Eure Majestät bitte ich, den ehrfurchtsvollsten Ausdruck meiner Dankbarkeit für die Allerhöchste Kundgebung entgegenzunehmen, durch welche Eure Majestät jene mir noch unbekannte Unerfreulichkeit meiner alten politischen Gegner zum Anlaß einer erfreulichen Genugtuung für mich umwandeln."

Kaiser Wilhelm II. an den Fürsten Bismarck.

Bismarck war in Kissingen am 31. August 1893 gefährlich an Lungenentzündung erkrankt. — Depesche.

Güns (Ungarn), 19. September 1895.

Ich habe zu meinem Bedauern jetzt erst erfahren, daß Ew. Durchlaucht eine nicht unerhebliche Erkrankung durch-

gemacht haben. Da mir zugleich, Gott sei Dank, Nachrichten über die stetig fortschreitende Besserung zugegangen sind, spreche ich meine wärmste Freude hierüber aus. In dem Wunsche, Ihre Genesung zu einer recht vollständigen zu gestalten, bitte ich Ew. Durchlaucht bei der klimatisch wenig günstigen Lage von Varzin und Friedrichsruh für die Winterzeiten in einem Meiner in Mitteldeutschland gelegenen Schlösser Ihr Quartier aufzuschlagen ...

Wilhelm.

In seinem Danktelegramm lehnte der Fürst die Übersiedelung in ein Königliches Schloß ab. „Da mein Leiden nervöser Natur ist, so glaube ich mit meinem Arzte, daß das ruhige Winterleben in den gewohnten Umgebungen und Beschäftigungen das Förderlichste für meine Genesung sein würde."

Bismarck zu den Hochschulprofessoren.

Friedrichsruh, 1. April 1895.

Ich würde keine Freunde haben, wenn ich nicht auch Feinde hätte, man kann nicht beides zugleich, kalt und warm sein, und aus Kampf besteht das Leben in der ganzen Natur, in der Schöpfung; bei den Pflanzen — als Forstmann erlebe ich das in meinen Kulturen — durch die Insekten bis zu den Vögeln, von den Raubvögeln bis zu den Menschen aufwärts: Kampf ist überall, ohne Kampf kein Leben. Und wollen wir weiterleben, so müssen wir auch auf weitere Kämpfe gefaßt sein ... Denn der Mensch kann den Strom der Zeit nicht schaffen und lenken, er kann nur darauf fahren und steuern mit mehr oder weniger Erfahrung und Geschick. Man kann Schiffbruch leiden und stranden und auch zu guten Häfen kommen. Die politischen Entwicklungen gehen so langsam wie die geologischen, die Schichten legen sich übereinander und erzeugen neue Bänke und neue Gebirge. Geben Sie sich dem deutschen Bedürfnis der Kritik nicht zu sehr hin, akzeptieren Sie, was uns Gott gegeben hat, und was wir mühsam unter dem bedrohenden Gewehranschlag der übrigen Europäer ins Trockene gebracht ...

Unser Herrgott ist doch ein einsichtigerer Regent, als irdische Fürsten sein können, und es gibt unter uns viele Leute, die mit dem Regimente der Vorsehung innerlich, wenn sie frei reden sollen, auch nicht vollständig zufrieden sind. Ich bemühe mich, es zu sein, und das Gebet im „Vater unser“: „Dein Wille geschehe“, ist mir immer maßgebend. Ich gebe mir Mühe, ihn zu verstehn, aber verstehn tue ich ihn nicht immer.

Bismarck-Jahrbuch.

Bismarck zu den alten Korpsstudenten.

Friedrichsruh, 27. April 1895.

Es gibt einen alten italienischen Vers in Dante: „Kein größerer Schmerz ist, als in der Zeit des Unglücks zurückzublicken auf die glücklichere Zeit“; nun, er klingt sehr poetisch und geistreich, aber ich halte ihn für unwahr, wenigstens bei mir trifft er nicht zu ... Ich betrachte mich heute als im Unglück, nicht weil ich außer Geschäften bin, sondern weil ich krank und matt bin und kein Vergnügen an der Arbeit finde; aber gerade im Rückblick auf die glückliche Zeit finde ich Frieden und Ruhe und in schlaflosen Nächten auch eine gewisse Freude und Beruhigung. Ich halte also den italienischen Spruch für einen Irrtum. Ich sehe gern rückwärts, wo ich glücklich, d. h. gesund war. Ich meine darunter nicht die Zeit, wo ich eine hohe Stellung im Dienste einnahm — das macht nicht glücklich — im Gegenteil, es ist eine Zeit der Hetze, der Unruhe, der Besorgnis, wie eine Sache ausfallen wird, und sie bietet wenig Entschädigung dafür und viel Ärger.

Bismarck-Jahrbuch.

Bismarck am 16. Mai 1896 in Friedrichsruh.

Ich habe das Vertrauen, daß Gott dies Deutsche Reich, das mit so viel Hammerschlägen und Blutvergießen auf dem Schlachtfelde zusammengefügt und gegründet ist, doch nicht wieder zerreißen lassen, sondern auch für fernere Zeit zusammenhalten werde.

Kohl, Gedenkbuch.

Bismarck über den Rückversicherungsvertrag mit Rußland.

Oktober 1896.

Die demokratisch-klerikale Presse hatte dem Fürsten Bismarck vorgeworfen, daß er nach Gortschakoffs Rücktritt (1882) ein gutes deutsch-russisches Einvernehmen nicht zustande gebracht habe. In den „Hamburger Nachrichten" rechtfertigte Bismarck seine Politik durch die Enthüllung des Vertrags mit Rußland.

Schon in Skierniewice, also sehr bald nach dem Thronwechsel und dem Ausscheiden Gortschakoffs, war das gute Einvernehmen der deutschen und der russischen Politik hergestellt und blieb in dieser Verfassung bis 1890. Bis zu diesem Termine waren beide Reiche im vollen Einverständnis darüber, daß, wenn eins von ihnen angegriffen würde, das andere wohlwollend neutral bleiben sollte, also wenn beispielsweise Deutschland von Frankreich angefallen wäre, so war die wohlwollende Neutralität Rußlands zu gewärtigen und die Deutschlands, wenn Rußland unprovoziert angegriffen würde. Dieses Einverständnis ist nach dem Ausscheiden des Fürsten Bismarck nicht erneuert worden, ... und zwar war es Graf Caprivi, der die Fortsetzung dieser gegenseitigen Assekuranz ablehnte, während Rußland dazu bereit war ... So entstand Kronstadt mit der Marseillaise und die erste Annäherung zwischen dem absoluten Zarentum und der französischen Republik, unserer Ansicht nach ausschließlich durch die Mißgriffe der Caprivischen Politik herbeigeführt. Dieselbe hat Rußland genötigt, die Assekuranz, die ein vorsichtiger Politiker in den großmächtlichen Beziehungen Europas gern einnimmt, in Frankreich zu suchen.

Blum, Bismarck.

Das „europäische Konzert" ohne Bismarck.

Während des Kretahandels schrieb die sonst dem Fürsten Bismarck feindselige Zeitung: La tribune de Genève am 7. April 1897:

Man fühlt immer mehr, daß an der Spitze Europas ein tatkräftiger Mann fehlt, der fähig wäre, den zaudernden Willen der zivilisierten Nationen um sich zu gruppieren, und

man ist dahin gekommen, beinahe zu bedauern, daß uns die eiserne Hand des alten Bismarck fehlt. Man kann seine Politik verunglimpfen, man kann ihr Mangel an Grundsatz und hoher Sittlichkeit vorwerfen, aber man muß unweigerlich feststellen, daß unter seiner Herrschaft — denn er herrschte — Europa nicht strauchelte.

Blum, Bismarck.

Bismarck zu Schweninger.

Schweninger erzählt aus Bismarcks letzten Tagen: Noch nicht lange ist es her — bei einem Gespräch über Politik — da griff er mit beiden Händen nach dem Kopf und brauste auf: „Könnte ich doch in die Schweinerei mal hineinfahren und ihnen sagen, wohin das führt. Aber Sie wissen, Schweninger, meine Trompete gibt keinen Ton mehr, sie ist durchlöchert."

Immer wieder strich ein melancholischer Zug durch sein Gespräch. Als an einem Winterabend draußen die Flocken wirbelten, die Bäume im Sturme ächzten, da klagte er: „Ich möchte wohl noch einmal die Blätter grünen sehen", und ein anderes Mal meinte er: „Es ist kein Öl mehr auf der Lampe."

Bismarcks letzte Stunde.

Am Donnerstagabend [den 28. Juli] war auf Verschlimmerungen, wie sie seit Oktober vorigen Jahres wiederholt stattgefunden hatten, eine Besserung eingetreten, welche dem Fürsten erlaubt hatte, bei Tische zu erscheinen, lebhaft an der Unterhaltung teilzunehmen, Champagner zu trinken und gegen die Gewohnheit der letzten Zeit wieder mehrere Pfeifen zu rauchen. Das Befinden war derart befriedigend, daß Geheimer Rat Schweninger, nachdem sich der Fürst zur Ruhe begeben hatte, Friedrichsruh verlassen konnte, um am Sonnabend wieder dorthin zurückzukehren. Der Zustand blieb während des Freitags relativ befriedigend. Am Sonnabendmorgen las der Fürst noch die „Hamburger Nachrichten" und sprach über Politik, namentlich über russische. Auch genoß

er im Laufe des Vormittags Speise und Trank ... Da trat plötzlich eine Verschlimmerung durch akutes Lungenödem ein. Im Laufe des Nachmittags verlor der Fürst häufig das Bewußtsein ... In den Abendstunden des Sonnabend nahmen die bedenklichen Erscheinungen zu. Der Tod trat leicht und schmerzlos gegen 11 Uhr ein. Geheimrat Schweninger, der erst kurz vorher wieder eingetroffen war, suchte dem Sterbenden noch durch Linderung der Atmungsbeschwerden Hilfe zu leisten. Die letzten Worte des Fürsten waren an seine Tochter, die Gräfin Rantzau gerichtet, welche ihm die Stirn getrocknet hatte: „Danke, mein Kind!" Am Sterbelager war die ganze fürstliche Familie versammelt ... Der Fürst liegt, wie er zu schlafen pflegte, leicht mit dem Kopf nach links geneigt. Der Gesichtsausdruck ist mild und friedlich verklärt. Der Fürst wird seinem Wunsche gemäß auf der dem Schloß gegenüberliegenden Anhöhe in der Nähe der Hirschgruppe beigesetzt werden.

Hamburger Nachrichten.

Bismarck im Tode.

Sidney Whitman erzählt: Fürst Bismarck hatte im Tode genau dieselbe Lage wie sonst im Schlafe, wie mir Schweninger versicherte. Sein Kopf war nach links gewendet und ein wenig auf die Brust herniedergebeugt. Seine Arme waren fast in voller Länge nicht ganz gleichmäßig über das Bettuch ausgestreckt ... In der linken Hand hielt er eine weiße Rose, die ihm Professor Schweninger hineingelegt hatte, und drei dunkle Rosen, die eine österreichische Dame gesandt hatte. Seine Gesichtszüge hatten die Starre des Todes angenommen, aber sie zeigten doch noch etwas die stolze Ruhe jener Teutonenbüsten, die in der römischen Galerie des Britischen Museums zu sehen sind ... Wenn man sein Antlitz ansah und auf die aschfahle Farbe achtete, so mußte man an ein Feuer denken, das ausgebrannt hatte.

Whitman, Bismarck.

Bismarcks Grabschrift.

Hier ruht Fürst Bismarck,
ein treuer deutscher Diener Kaiser Wilhelms des Ersten.

Erlaß Kaiser Wilhelms II. vom 2. August 1898.

Mit Meinen hohen Verbündeten und mit dem ganzen deutschen Volke stehe Ich trauernd an der Bahre des ersten Kanzlers des Deutschen Reichs, des Fürsten Otto von Bismarck, Herzogs von Lauenburg. Wir, die wir die Zeugen seines herrlichen Wirkens waren, die wir an Ihm, als dem Meister der Staatskunst, als dem furchtlosen Kämpfer im Kriege wie im Frieden, als dem hingebendsten Sohne seines Vaterlandes und dem treuesten Diener seines Kaisers und Königs bewundernd aufblickten, sind tief erschüttert durch den Heimgang des Mannes, in dem Gott der Herr das Werkzeug geschaffen, den unsterblichen Gedanken an Deutschlands Einheit und Größe zu verwirklichen. Nicht ziemt es in diesem Augenblick, alle Taten, die der Entschlafene vollbracht, alle Sorgen, die er für Kaiser und Reich getragen, alle Erfolge, die er errungen, aufzuzählen. Sie sind zu gewaltig und mannigfaltig, und nur die Geschichte kann und wird sie alle in ihre ehernen Tafeln eingraben. Mich aber drängt es, vor der Welt der einmütigen Trauer und der dankbaren Bewunderung Ausdruck zu geben, von welcher die Nation heute erfüllt ist, und im Namen der Nation das Gelübde abzulegen, das, was Er, der große Kanzler, unter dem Kaiser Wilhelm dem Großen geschaffen hat, zu erhalten und auszubauen, und, wenn es nottut, mit Gut und Blut zu verteidigen. Dazu helfe uns Gott der Herr!

Gustav Schmoller über Bismarcks Gedanken und Erinnerungen.

Der ungeheure dramatische Eindruck des Werkes scheint mir wesentlich darauf zu beruhen, daß es bei aller Schlichtheit und Realistik, bei dem gänzlichen Mangel jedes Posierens und jeder Deklamation die innere Tragik des weltgeschichtlichen Helden erzählt, der alles Große für sein Vaterland nur erreicht durch innere Erregungen und äußere Kämpfe so bitterer und heftiger Art, daß all seine Macht, sein äußerer Glanz ihn nicht über seine Einsamkeit und die Nichtanerkennung trösten können. So sehr für diese Stimmung seine Entlassung mit- und nachgewirkt haben mag, — so wenig ist diese doch offenbar die Grundursache dieser durchschimmernden Stimmung. Auch alles, was er vorher erlebt hat, seine ganze politische Tätigkeit von 1862 an, tritt uns in der Beleuchtung eines erschöpfenden Kampfes und eines Martyriums entgegen; und dabei ist das, was an seinem Herzen nagt, was seine Nervenkraft erschöpft, nicht die Reibung mit seinen Feinden; die belebt, erfreut und erfrischt ihn. Nein, die Losreißung erst von Gerlach, Stahl, Wagener, später von der ganzen konservativen Partei, von seinem Verwandten Kleist-Retzow, seinem Freunde Blanckenburg und auch halb von Roon, die Kämpfe mit den Generalen, die ihn, den Begründer all ihres Ruhms, 1870 von jeder Beratung ausschließen, weil er, wie der Kaiser zu Graf E. Stolberg sagte, 1866 immer recht in seinem Votum gegen sie gehabt habe, die Reibungen und Kämpfe mit den andern Ministern, der erschöpfende Kampf gegen die Hofkamarilla, über die er nie ganz Herr wird, die bittere Empfindung, daß bei seiner Entlassung 1890 durch alle Ministerien die Stimmung einer Befreiung von schwerem Joch laut durchbricht, und zuletzt freilich am meisten, daß er auch mit seinem vielgeliebten Kaiser nur durch Kämpfe der erschütterndsten Art hindurch auskommt, daß dieser z. B. nach der Kaiserproklamation in Versailles ihn ignoriert, an ihm vorbeigeht, den Generalen die Hand gibt, weil König und Kanzler die Tage vorher sich über die Art

der Kaisertitulatur nicht hatten einigen können, — das sind die bittersten Tropfen in dem Leidenskelch, den er dann zuletzt mit der Entlassung bis auf die Hefe leeren muß. — Daß er seine eigene innere Geschichte so empfand, daß er die ungeheuren Erfolge, die große Popularität, die seltene Macht weniger sah als die vielfach kleinen Kränkungen, lag viel mehr in seinem innersten Wesen begründet als in seinem äußeren Schicksal. Ein Mann von solcher Willensstärke und so tiefer Gemütsempfindung, ... ein solcher Mann war nicht fähig, sich harmlos wie andere zu trösten, er habe ja doch viel erreicht, alles sei nicht zu haben. Es bäumt sich in ihm der Prometheus auf, der das Schicksal zwingen will, und wo er es nicht zwingen kann, mit den Göttern hadert. Aber die Götter überlassen ihren Lieblingen, durch welche sie das Höchste ausrichten, eine solche Rolle nur um den Preis der Einsamkeit und eines gewissen Martyriums. Der große historische Genius, der sein Vaterland rettet und zur Größe führt, kann das nur vollführen auf einem schwindelnden Pfade, auf dem ihm selbst die Nächststehenden oft nicht begreifen, den erst die folgenden Generationen in dankbarer Verehrung ganz verstehen können.

Zu Bismarcks Gedächtnis.

Bismarck 1914.

Als deinen Heldenleib das Grab umschloß,
da taten alle, die dich haßten, groß,
und ein Geraune ging: „Es ward uns gut!
Der Löwe starb — jetzt morden wir die Brut!“
Doch weil dein Lager selbst noch schrecklich war,
versuchten sie's mit Listen manches Jahr.
Sie haben uns mit Netzen rings umstellt,
sie kauften Treiber in der ganzen Welt,
sie logen uns in eine falsche Ruh' —
Wir aber riefen oft: ach, lebtest du!
Wir fühlten uns in tiefster Brust verwaist
und sehnten uns umsonst nach deinem Geist,
als grolltest du: „Ich hab' mein Werk getan.
So steuert denn allein die neue Bahn!“ ...
Da kam die Stunde, wo die Maske fiel,
wo kundbar wurde unsrer Hasser Spiel.
Doch du, Erhabner, machtest offenbar,
daß nie dein Volk von dir verlassen war.
Du warst nicht tot, — du sprangest grollend auf
und blutige Gassen riß dein Siegeslauf.
Sie hören deine Stimme in der Schlacht,
sie lauschen deinem Tritt in banger Nacht,
sie stürzen unter deiner Pranken Schlag
und schauen knirschend am Vergeltungstag
in deinem Volke deines Geistes Kraft
und deines Herzens heiße Leidenschaft.

Tim Klein.